P. o. germ.
434
Fiche

Sch. Ol. deutsche. p. 370.

P. O. germ

434

8: P.o.germ. Geist
434
Fiche

Geist der Memoiren der Herzogin Mathilde von Burgund.

In den Begebenheiten verschiedener Personen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert.

Der du die Wahrheit gern in leichten Chören
Bei Reihe-Tänzen siehst;
Und in des Philosophen Lehren
Den Ernst der Patriarchen fliehst! —

Altona, bei Kaven und Compagnie.

Schleswig,
gedrukt mit Serringhausenschen Schriften.
1789.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
Munchen

Als Siegfried von Lindenberg im Publiko erschien, glaubte sich ein schwäbisches Städtchen nach dem Leben dadurch geschildert, und hätten nicht in dem Zeitpunkt die Feder-Kriege die Stelle des Faust-Rechts eingenommen: so würde einer meiner beliebten Landsmänner, zum Lohn seiner vorzüglichen Gaben, bei aller Herzens-Güte, die in Seinen Schriften hervorschimmert, gewiß das blutende Opfer derer geworden seyn, die Ihn misdeuteten, weil sie Ihn, vermöge ihrer Einsichten und Denkungsart, nicht verstehen konten.

Die Verfasserin dieses Romans, die ihr Buch weder durch den Ruf, noch durch das Genie eines der Männer geschüzt weiß, von denen es genug ist, zu lernen — und doch hoft, daß dies kleine Werk ungestäupt und unverachtet davon kommen wird, schließt aus fremden Beispiel,

daß es manchmal nöthig und gut sei, einer unverdienten Kritik, einer falschen Meinung, einem schiefen Urtheil zuvor zu kommen.

Jedem wohldenkenden Autor muß es wehe thun, wenn man ihm den Willen beimißt, persönlich zu beleidigen, eine unbekante Sache öffentlich zu entdekken, oder von Dingen zu reden, die irgend einer lieber verschwiegen sähe. Die Verfasserin dieser Memoiren ist sicher weit weniger empfindlich über die Mängel des Verstandes, als über die Fehler des Herzens.

Die erste Pflicht eines Autors ist Unpartheilichkeit. Allgemeine Erfahrung und einige Menschenkentniß geben dem prosaischen Dichter so vielen Stof zu einer Erzählung, daß er eine sehr armselige Einbildungskraft haben müßte, nähme er seine Schilderungen von einzelnen Gegenständen her. Ein flüchtiger Gedanke

danke giebt ihm die Idee zu lebenden Gemälden; derselbe Augenblik zeigt ihm eine Sache in hundertfacher Gestalt.

Wie würde er den Zwang ertragen können, einzelne Menschen oder Städte zu malen; wie könte er, im Gang der Geschichte, die Natur ganz mit seinem Plan vereinen? Sein Verstand und seine Lebhaftigkeit sucht überall zu blikken, sein Ziel ist die Erreichung des Ganzen; er trift es nach seinen Kräften.

Für die zweite Pflicht eines Autors hat die Verfasserin dieses Romans es gehalten: wahr zu seyn. Verfehlte sie diese Absicht nicht, so kan es sich sehr wohl zutragen, daß hie und da Jemand seine schwache Seite getroffen fühlt. Das ist denn nicht die Schuld der Verfasserin, die, bei der vollen bescheidenen Empfindung, ebenfals eine schwache Seite zu haben, als sie sich

genöthigt sah, ein Buch heraus zu geben, dadurch einigen Nuzzen zu schaffen wünschte, und sich sehr belohnt finden wird, wenn sie einige wenige auf sich selbst und ihre Situation aufmerksam gemacht hat.

Der eingeschränkte Wunsch der Verfasserin fordert ausserdem nichts, als daß dieser kleine Vorbericht jeden Leser zu einem ruhigen, kalten Urtheil vermöge.

Freude wird ihr der Beifall derer seyn, für die ihre Laune und Denkungsart sie antrieb, zu schreiben.

Erstes Kapitel,

(bekömt keine Aufschrift, um nicht ungelesen zu bleiben.)

Wie, zu Ende des zwölften und Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, der Hof Herzogs Eudo des Dritten von Burgund, einer der glänzendsten unter allen fürstlichen Höfen in Frankreich war; wurden an demselben zwei junge Damen bewundert, deren Silhouetten oder Biographien ihnen unstreitig die Bekantschaft vieler Unbekanten würde erworben haben, wäre nicht das mittlere Alter an schönen Erfindungen und öffentlichen Blättern eben so arm gewesen, als unsre erleuchteten Tage damit in reichem Ueberfluß gesegnet sind.

Allein, es stand im Buch der Schiksale gezeichnet, daß Dinge von so großer Wichtigkeit, Verfas-

sung und Sitte ungeachtet, nicht auf immer für die Nachwelt verloren gehen sollten. Die Herzogin Mathilde, — Gemahlin Herzog Eudo des Dritten — bekam den glüklichen Einfall, Memoiren zu schreiben; vieleicht, weil die beiden schönen Frauenzimmer ihre Einbildungskraft oft auf irgend eine Weise beschäftigten; vieleicht auch, weil sie ein uninteressantes Einerlei in ihrem Buch zu verweben fürchtete, wenn es nicht durch ein Geschichtchen gewürzt ward. — Genug, der Frau Herzogin haben wir es zu danken, daß die Anekdoten aus dem Leben der schönen Nanette von Durville und der reizenden Isabelle von Beauchamp zu uns gekommen sind.

Schade ist's für so viele Verstorbene, die mit dem barbarischen Styl und dem diplomatischen Französisch würden zufrieden gewesen seyn, was meine Urschrift enthält, daß sie bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts im Manusscript vergraben lag! — Daß ich nun von dieser Ueberzeugung belebt, den kostbaren Ueberrest aus der mir zugefallnen geheimen Cassette des Uhr-Enkels eines gewissen Prinzen, dem gänzlichen Verderben entreisse, ihn nach der Mode aufpuze, und auf diesen Grund gebaut, einen Roman herausgebe, wird, hoffe ich, ohne besondern Tadel Jeder gerne geschehen lassen, den die belles Lettres interessiren und nicht interessiren.

So schwer die Arbeit seyn mag, hat sie ihre Vortheile, die, wenn gleich der sanfte Lohn, den sich die Eitelkeit manchmal verspricht, und der Gewinn, der oft zu hoch gerechnet wird, im Gleichgewicht mit dem dritten Theil der Erwartung bleiben, dennoch für gewisse Köpfe ein Etwas sind, daß sie nicht entbehren mögten.

Dinge, die ihrem Herzen, ihren Sitten, ihrer Art zu handeln schädlich werden könten, meine geliebten Leser, sollen Sie wissentlich nicht in meinem Buche antreffen; so viel an mir ist, will ich sogar zu vermeiden suchen, daß Ihnen reine Absichten keine schlimme Veranlassung werden mögen. Sehen Sie gütigst darauf, daß alle meine Helden und Heldinnen durch die natürliche Folge ihrer Handlungen bestraft oder belohnt wurden; daß alle Zeit für sie verloren war, die sie taumelnd in der Ideen-Welt verträumten; so werden Sie, glaube ich, von selbst auf die Spur kommen, daß frohe Thätigkeit, ruhige, treue Erfüllung unserer Bestimmung, Genuß des Gegenwärtigen — einzig-wahres Glük des Lebens ist, und dem armen Sterblichen jeder edle Vorsaz gelingt, wenn er gesunde Vernunft genug hat, ihn zu fassen, und Vestigkeit genug, die unendliche Stärke, die in ihm liegt, zu seiner Ausführung anzuwenden; daß es nur darauf ankömt, die kleinen Ohngefähre zu überwinden, die sich ihm zuweilen als wichtige Hindernisse aufdringen.

Sie werden mehr als einmal Gelegenheit finden, zu sagen, daß der verloren ist, der sich durch den Zufall hinreissen läßt; eigene Erfahrung dagegen wird Sie lehren oder gelehret haben, wie neben der allerkritischten Situation, allemal eine sehr schöne Möglichkeit steht, um mit Ehren aus der Sache zu kommen, selbst für den sanguinischsten Menschen, wenn er anders ernstliches Belieben findet, der Pflicht treu zu bleiben, die Vernunft und Gewissen nicht unterlassen werden, ihm, in einem solchen Fall, sehr lebendig vorzustellen.

Sollte, nach dem allen, mein Geschichtchen nachtheilige Wirkungen hervorbringen; so bitte ich, daran zu denken, daß man mit Brod und Milch den Magen verderben kan, wenn man entweder die Kost nicht zu käuen versteht, oder sie zur Unzeit, oder im Uebermaasse geniesset.

Sie, würdiger Mann, der Sie in Ihren Schriften das nüzliche mit dem äussersten Interesse so sehr zu verbinden wissen! versagen Sie, und alle, die Ihre Meinung angenommen haben, darum meinem kleinen Werk Ihren Beifall nicht, weil es ein Roman ist, der von Prinzen und Edelleuten handelt! Jeder hat seine Ursachen, indem er die Wahl der Materie bestimt, die sein Buch enthalten soll. Die Sitten und Handlungen der höheren Klassen

Klassen haben unstreitig vielen Einfluß aufs Ganze; es kan seinen Nuzzen haben, eine Geschichte aus der vorigen Zeit in der unsrigen zu erzählen.

Und Sie, meine lieben jungen Leser und Leserinnen, die Sie, durch Etikette oder Mangel am Vermögen, oder Grundsäzze in ihrer Erziehung, von manchen brillanten Festen ausgeschlossen sind, sehen Sie mit unpartheiischen Augen, wie oft es sich in der Welt zuträgt, daß eine Nuß keinen Kern hat, und lassen Sie sich nicht unruhig gelüsten, ihre stillen häuslichen Freuden mit dem Vergnügen zu vertauschen, am Nuß-Knakken zahnlos zu werden.

Hiemit empfiehlet sich die Verfasserin bestens, und endiget ihre Vorrede.

Zweites Kapitel,

(welches schon interessanter ist.)

Eines Tages, da Herzog Eudo auf die Jagd geritten war, fand die Oberhofmeisterin der Herzogin, Madame Paravinette, ihre Gebieterin in sehr übler Laune; sie gab sich nicht die Mühe, zu untersuchen, was davon die Ursache seyn könte. Ohne Neugierde und bei sehr vieler Güte, galt es ihr gleich, ob Mathilde an einer Anwandlung von Eifersucht oder Eitelkeit krank lag, ob sie aus Ursachen oder aus Eigensinn verdrießlich war; aus Klugheit that sie in solchem Fall, was sie konte,

und

und suchte die Prinzeßin zu zerstreuen. Zehn quere Antworten sollen Madame Paravinette nicht aus der Fassung gebracht haben: und man will versichern, sie habe jedesmal ihren Endzwek erreichet, die Frau Herzogin in bessere Laune zu bringen.

Nachdem die Prinzeßin einigemal ihre Meinung geändert hatte, ward an dem schönen Herbst-Morgen, von dem wir izt reden, ein Spazier-Ritt beschlossen. Herr von Branchenard, der Herzogin Kammerherr, trug neben den Farben der Fräulein Croußet die süße Schwachheit im Herzen, jedes schmukke Gesicht mit Wohlgefallen anzusehen; Herr von Branchenard schlug also vor, den Weg dahin zu nehmen, wo er welche zu finden wußte. Aber die Frau Herzogin, nachdem sie bis zur Entschliessung gekommen war, hatte bestimt, den Herrn von Rosiere zu besuchen: und das geschah.

Der Herr Kammerherr füllte alle müssige Augenblikke damit aus, über den weiblichen Neid und Eigensinn nachzudenken; Fräulein Croußet war mit dem mislungenen Plan nicht übel zufrieden; die übrigen Damen waren sehr aufgeräumt; die Cavaliere gaben sich Mühe, es zu scheinen; und Paravinette, die allein wußte, welchen Ausgang die Sache gewinnen würde, fand herzliches Behagen an den mannigfaltigen Seiten-Sprüngen, die die Vorstellungen von Glük oder Unglük den unwissenden Menschen machen lässet, indeß vieleicht

die

die Vorsehung beschlossen hat, das Gegentheil zu realisiren.

So standen die Sachen, als die Herzogin mit ihrem Gefolge vom Herrn von Rosiere im Schloßhofe empfangen wurde. Der gute Edelmann, ob er gleich durch Paravinette erst seit einer Stunde von diesem unerwarteten Besuch benachrichtet worden, war nicht im mindesten verlegen dabei; er glaubte, Abwechselung gewähre mehr Freude, als Pracht; die erstere fand ein jeder Gast bei ihm; und da sich kein Erdenbürger durch diese Unterhaltung ennüiret hatte, glaubte er, die Frau Herzogin würde nicht die erste seyn, um Langeweile zu finden, wo sie fehlt; er ließ daher alles in seiner gewöhnlichen Ordnung, machte einige Anstalten zur anständigen Bewirthung der Gesellschaft, und bewillkomte sie mit aufrichtiger Freundlichkeit.

Die Frau Herzogin glaubte in seiner Miene etwas zu lesen, das ihr fremd, aber nicht minder angenehm war; Fräulein Crousset, die sich noch nicht lange bei Hofe aufhielt, rief laut: Qu'est ce que c'est que ça? — Herr von Branchenard beruhigte beide durch die leise Versicherung: C'est une Mine de Province! —

Nun ging's ins Schloß. Säle und Cabinetter von simpler Eleganz, ein angenehmer Garten, Frühstük, Spiel, Tafel-Musik schaften wechselsweise einen muntern Zeitvertreib; die Unterhaltung war weder

weder gesucht noch überhäuft; alles schien sich natürlich zu folgen, in dem Augenblik da zu seyn, wo man es wünschte. Nur für die Hof-Leute fand sich nicht eine fremde Person aus der Gegend, als Herr von Rosiere: denn ein paar vernünftige Leute, mit denen er auf seinem Guthe lebte, durften — vermöge der Etikette — nicht zum Vorschein kommen. Unter allen weiblichen Gestalten, die man in der Ferne bemerkte, war keine, die für die Bemühung, sie zu lorgniren, entschädigen konte.

Der Kammerherr hatte im Absteigen schon den Ton angegeben, und die Cavaliere legten es allerdings einigemal darauf an, den guten Geschmak ihres Wirths, die Klugheit seiner Anordnungen, und die ungemeine Sorge, die er für das Amüsement eines Jeden trüge, zu persifliren; aber der gesunde Menschenverstand des Herrn von Rosiere war durchaus kein Freund von persiflage. Er wußte es so grade und so fein zu beantworten, persiflirte auf allen Fall auch selbst so gut, daß diese sonst nie versiegende Quelle mit einemmal vertroknet schien.

Spät am Nachmittage sprach die Herzogin von der Rükkehr; Herr von Rosiere ersuchte sie, der Hezze eines Hirsches im Park ihre Gegenwart noch zu gönnen. Die Fürstin nahm den Vorschlag an: man denke, wie sie überrascht wurde, bey dieser Jagd ihren Gemahl vorzufinden. Der allerliebste

Einfall

Einfall verdiente dem Herrn von Rosiere viele Komplimente von allen Seiten: denn es wird versichert, der Herzog habe nie die Prinzessin so schön gefunden, sich nie so gefreuet, sie zu sehen, als in diesem Augenblik, da er sie in einiger Ferne für eine fremde Dame hielt, deren Reiz, Zug für Zug, seine Bewunderung, seine Neugierde, und in Consequence, wie man meint, — seine Wünsche erregt hatte.

Von den Gesinnungen Sr. Durchlaucht zeugen schon der Kammerherr der Frau Herzogin, und die übrigen Cavaliere, von denen die Rede gewesen ist. Denn, daß ohne besondere Veranlassung — Hang zur Veränderung, Hang zum Vergnügen, und der Leichtsinn — gleich dem natürlichen Verderben, in so vieler Männer Herzen wohnen sollte — der an jeden reizenden Gegenstand so weit —— oder so weit ——— hinzieht: das lassen wir weislich nicht gelten. Die Männer haben zu viel Vestigkeit der Seele, denken zu scharf und richtig, wenden zu starke Ueberlegung auf die Folge, sind mit Recht und Unrecht zu bekant. Handlungen, die diesem allen entgegen wirken, können unter ihnen nicht Statt finden; weichen sie ja einmal ab, so müssen ihre natürliche Gefälligkeit und die verzweifelte Kokettrie der Weiber Schuld an dieser Schwachheit seyn.

Widerspruch an einem Hofmann gegen die Neigung seines Gebieters, ist eine seltene, immer eine gewagte Sache. Die Cavaliere des Herzogs

von Burgund sahen diese Wahrheit ein, und, weil der Fürst dem schönen Geschlecht sehr günstig war, fühlten sie ein ganz eigenes Behagen bei dem Anblik eines jeden hübschen Gesichts.

(*) „Die kleinen Abweichungen von redlicher, „untadelhafter Art zu handeln, ausgenommen, in „die ein leichter Sinn nothwendig verfällt; (und „wir dürfen wol sagen, daß diese kleinen Abwei„chungen sehr üble Folgen haben, oft mehr Scha„den für die Glükseligkeit und Ruhe Anderer an„richten, als die geübteste Bosheit;)" Dies ausgenommen, war der Herzog ein sehr guter Fürst, voll Menschenliebe für seine Unterthanen, voll Güte für Jederman. Liebenswürdig und einnehmend von Person, besaß er Kenntnisse und Verstand genug, um angenehm zu unterhalten. Eudo würde das Glük eines Jeden ausgemacht haben, der sich ihm nahete, hätte er nicht seinen Leidenschaften ein bisgen zu viel Gewalt über sich eingeräumt.

Mathilde, eine Tochter König Alphonsus des Ersten, aus Portugal, verwitwete Gräfin von Flandern, vereinigte in ihrer Denkungsart den heiligen Religionseifer, durch den sich der portugisische Hof jederzeit ausgezeichnet, mit der wizzigen Lebhaftigkeit, die damals in den Niederlanden ganz besonders zu wohnen schien. Eine überaus wohlgetroffene

(*) So sind die eigenen Worte der Frau Herzogin, die anderer Meinung zu seyn scheinet, als die Verfasserin.

fene Mischung von sanftem Ernst und lebendigem Scherz, von strenger Tugend und feiner Galanterie, machten den Umgang der Herzogin äusserst angenehm. Tochter und Enkelin eines Helden, schien auch in ihr der muntere, entschlossene Geist zu leben, der Heinrich, Prinzen von Burgund, zum Könige gemacht, und Alphonsus in dieser Würde, für sich und seine Nachfolger, erhalten hatte. Ohne eine der ersten Schönheiten zu seyn, war die Herzogin eine recht hübsche Dame, deren feiner Bau auf die Feinheit ihrer Empfindungen einen richtigen Schluß machen ließ; sie liebte ihren Gemahl unbeschreiblich, hatte viel Verstand, viel Güte des Herzens, viel Talente. Die Herzogin hätte immer daran glauben dürfen, daß ihr Prinz nicht leicht so viele Vorzüge, in einer Person vereinigt, antreffen, und — wie es die Männer denn machen — mit heimlicher Reue zu derjenigen zurük kehren würde, auf deren wahren Werth und Treue er sich verlassen konte. Aber Mathilde — so gut sie wußte, daß mit einem leichtsinnigen Geliebten keine bessere Parthie zu nehmen ist, als ein immer gleiches, freundliches, ruhiges Betragen und uneigennüzzige Geduld — hatte lange zu wenig kaltes Blut, um so vernünftig zu handeln. Zu viel Liebe, denken Sie, meine schönen Leserinnen; um Verzeihung! wahre Liebe vermag wol, einen Fehler gelassen zu ertragen, hauptsächlich da, wo es eine gute Wirkung für den

Geliebten hervorbringen kan; Neid, Eifersucht und schnell aufwallenden Zorn, — Dinge, die mit der Liebe nichts zu schaffen haben — aus der Seele zu verbannen.

Ich gebe willig zu, daß lieben, und sich für eine andre verlassen sehn, eine der allerpeinlichsten Situationen ist; allein, so viel ich die Herren der Schöpfung kenne, wird sich nicht einer unter ihnen in dem Augenblik, oder in der Zeit, wo er ein Unrecht begeht, davon überzeugen lassen, daß er Unrecht hat. Es steht daher jedem Weibe zu wünschen, daß sie die Fassung erlangt, eine vollkomne unthätige Blindheit zu affektiren, bis dem Mann, mit dem sie verheirathet ist, oder in Verbindung steht, die Sache von selbst verdrießt: geschieht dies, meine Damen, so scheuchen Sie den reuigen Sünder nicht durch eine Strafpredigt von sich; der Himmel selbst fordert nicht mehr von uns, als Reue über unsere Fehler! Ueben Sie da bloß ihre angeborne Güte; handeln Sie in ihrer ganzen Kraft edel gegen Ihren Beleidiger; schonen Sie auf alle Weise seine Eitelkeit, und sorgen Sie, daß nicht Ihre Vorwürfe, sondern sein eigenes Gefühl ihn beschäme. Der Mann, der zu Ihnen zurükkehrt, ist nicht frei von dem mächtigen Eindruk weiblicher Reize; er findet vieleicht oft noch eine andere schöner, wie Sie, das Glük ihrer Gunst auf einige Zeit angenehm; Sie allein aber haben für ihn so unend-

lichen Werth, daß er nicht, von Ihnen getrennt, leben kan; er kan, glauben Sie mir, jede vergessen, jede verlassen, nur — Sie nicht. Mit einer solchen Empfindung von Vorzug dürfen Sie zufrieden seyn, und nie müssen Sie, wäre es auch nur Ihrer selbst willen, einen kleinen Seiten-Sprung weiter mit peinigender Eifersucht, sondern immer mit großmüthiger Ruhe ansehn. Es giebt ausser der Heirath, in Verbindungen, die nur noch freie Wahl knüpft, Fälle, wo keine Rükkehr zu hoffen ist; in diesen überzeugen Sie sich davon, daß Sie, meine schöne Leserinnen, an einen schlechten Mann gerathen sind, der, in Rüksicht auf Sie — besäße er den Verstand und die Kentnisse eines Engels — nichts verdient, als kalte Verachtung: und diese schenken Sie ihm in hohen Grade. Der Mann, der sich an ein gutes Frauenzimmer wendet, um sie zu täuschen, verdient, bei allem Werth, den er sonst haben kan, nichts mehr. Er muß durchaus vom ganzen weiblichen Geschlechte eine schlimme Meinung hegen; ihn zu uneigennüzziger, edler Empfindung von Freundschaft gegen eine desselben umzubilden, ist unmöglich. Seyn Sie im Anfange Ihrer Bekantschaften vorsichtig; vermuthen Sie immer mit Madame Paravinette: Que les hommes sont bons a certain point, für allen, wenn Sie einen antreffen, der sanfte Redlichkeit im Ausdruk hat, und sich mit Ihnen allein zu beschäftigen scheint; so wer-

den Sie nicht leicht, aus inniger Liebe hingerissen, das Opfer der Gottheiten werden, denen so viele Männer dienen — Vergnügen und Zeitvertreib; mit denjenigen, die aus diesen Meinungen kein Geheimniß machen, hat es ja wol für Sie so leicht nichts zu bedeuten.

Dieses Raisonnement, meine lieben Leser, nehmen Sie gütigst hin, als hätte ich Ihnen, auf den Blättern, die es einnimmt, nach der Pflicht eines treuen Autors, sogar die Gedanken meiner Helden gesagt, oder doch das, was sie hätten denken können. Izt wollen wir ganz gemächlich der Gesellschaft ins Schloß zurük folgen. Hier ließ sich das Durchlauchtige Paar gar leicht überreden, dem Herrn von Rosiere noch einen Theil des folgenden Tages zu widmen. Bei der Abendmahlzeit ward sehr viel geplaudert und gelacht: denn die Laune des Herzogs wirkte ja, wie elektrisch Feuer. Die Frau Herzogin ging höchst vergnügt zu Bette, und, obgleich dem Einen das Kopf-Kissen zu hoch lag, und dem Andern die Feder-Dekke zu dik war, schlief Jederman ruhig, den Herrn von Branchenard ausgenommen, der schon eine Stunde nach Mitternacht, in und um der Servante, nebst seinem Bedienten, vergeblich dasjenige Geschir suchte, durch dessen Hülfe Wielands Biribinker die Fee Visidippe entzauberte.

Florivel fand endlich für gut, den Haushofmeister zu wekken, damit er eine so grobe Vergessenheit, durch Herbeischaffung des nöthigen Bedürfnisses, wieder gut machte. Es wäre der Ministerial-Parthei in London zu wünschen, daß ihre Vorschläge so wohl im Unterhause aufgenommen würden, wie dieser Vorschlag des treuen Florivels von seinem Herrn, der zwar lange schon wartete und fluchte, aber noch auf keinen nüzlichen Einfall gerathen war. Florivel ging also aus, und suchte bei halbem Licht, unermüdet und umsonst, unter so vielen Thüren eine, die die Thüre zur Schlafkammer des Haushofmeisters seyn könte. Florivel fühlte in gleichem Grad, was auf ihn wartete, wenn er das Unglük haben sollte, irgendwo ungelegen zu kommen, oder mit leerer Hand in das Zimmer seines Herrn zurük zu kehren. Endlich bemerkten ein paar Wächter, die sich in der untersten Etage dem Gott des Schlummers überlassen hatten, einen leisen Schritt; und herzhaft gingen sie Florivel entgegen: denn — troz allem, was ihnen der Pater gesagt hatte — wußten sie aus Erfahrung, daß es im Hause nicht spukte; aber ihr Glaube fing an zu wanken, als sie eine sonderbar gekleidete Knochen-Gestalt sahen — bleich wie der Tod — doch faßten sie sich, und, indem sie Florivel mit zween derben Prügel droheten, riefen sie ihm zu: Sey, wer du wilt! — komm uns keinen

Schritt

Schritt näher, oder wir tödten dich auf der Stelle! — Glüklicher Weise verstand sich Florivel sehr gut auf nächtliche Ebentheuer aller Art; dieses amüsirte ihn sogar, ungeachtet er über den Mangel in seines Herrn Stube eben so unzufrieden war, wie jener; gleich beschloß er, sich einen Spaß zu machen, und sagte sehr freundlich: „Meine Herren! „— ich komme weder vom Himmel, noch von der „Hölle, sondern aus meines Herrn Kammer, und „suche nichts, als Bedürfniß des verfeinerten „Menschengeschlechts, ein Nachtgeschirr; ich hoffe, „Sie werden mich desfals nicht tödten: denn in „der That — ich habe Fleisch und Bein, wie Sie, „und gehöre zum Gefolge des Herzogs von Bur„gund, von dem Sie wol werden gehört haben."

Das hatten die Wächter allerdings, deren Furcht in große Lust übergiug, über dem närrischen unbekannten Wesen ein wenig zu lachen. Doch, Florivel und die Bauerjungen des Herrn von Rosiere machten das Sprichwort wahr: Fin contre fin n'est pas bon à faire doublure; und weil die Partheien bald merkten, daß sie mit ihren Nekkereien abblizten, blieb Florivel nichts übrig, als mit starken Gründen zu beweisen, wie in einem so wichtigen Falle, als der eben erlebte, die Gegenwart des Haushofmeisters unentbehrlich sey, und die Wächter sich genöthigt sähen, ihn zu wekken und herbei zu führen.

Wenn

Wenn es nur das ist, mein Herr, rief der eine Wächter, so sagt dem Herrn Kammerherrn, daß er thun möge, wie Peter und ich: denn fürwahr, die Mühe wird für ihn so groß nicht seyn, zwey Treppen herabzusteigen, als für uns eine Maulschelle vom Herrn Haushofmeister anzunehmen; die kleinen Herrn hier im Schlosse sind schlimmer, wie der eigentliche Herr; sie lassen sich viel länger bitten, und Gnade Gott, wer sie gar um seine Angelegenheit in der Ruhe oder im Vergnügen stören wollte!— Florivel mogte gute Worte geben oder drohen, es blieb bei der ertheilten Entscheidung, die nur dahin gemildert ward, daß man ihm freistellte, allenfals von dem Empfange des Herrn Haushofmeisters selbst eine Probe zu machen. Florivel fand, daß es mit der Satisfactions-Klage nur eine schlimme Sache seyn mögte, und ein Uebel incognito leichter zu tragen wäre, wie eins, von dem alle Welt spricht, ohne, daß man aufhört, der leidende Theil zu bleiben; er beschloß daher, sich der Gnade seines Herrn zu überlassen, und kehrte misvergnügter, als er gekommen war, zu seinem Schlafgemach zurük.

Die schönste Einleitung von der Welt, von den Mängeln des Landlebens und der Unordnung im Schloß hergenommen, hätte Florivel nicht eine Portion Stokschläge ersparet; — so ungehalten war Herr von Branchenard, ihn zum erstenmal in seinem Auftrage ungetreu zu finden — hätte nicht

der Herr Kammerherr glüklicher Weise zuerst die Nachtmüzze ergriffen, und sie so ungeschikt nach des armen Florivels Kopf geschlendert, daß sie unter die Bettstelle geflogen war. Pfeilschnell ergrif Florivel das Licht, und fand bei der Untersuchung nicht nur die Müzze, sondern auch ein porcelan Geschirr, was die Reise einer alten Jungfer durch halb England, die Bemühung eines Kammerdieners, und die Ungeduld eines jungen Herrn reichlich bezahlen konte.

Wenn wir arme Sterbliche unsern Wunsch erreichen, ist das heftigste Ungewitter den Augenblik in Sonnenschein verwandelt; so war auch der Herr Kammerherr nach dem glüklichen Fund der gelassenste, angenehmste Mann, und — nach seiner Meinung — auf der ganzen Erde kein treuerer Diener, als Florivel. Herr von Branchenard legte sich hierauf zufrieden zur Ruhe, und sann während dem Einschlummern darauf, in welchen wizzigen Ausdrükken er am folgenden Morgen sein bestandenes Geschichtchen bei den Nachttischen am artigsten, als etwas Bedeutendes, geben wolte.

Ich habe mich oft darüber gewundert, wie doch die Grundzüge im Menschen von jeher dieselben gewesen sind und dieselben bleiben; wie Mode, Philosophie und Verfeinerung, das Thun und Lassen gar nicht abändern, nur dem Dinge eine andre Aussenseite geben.

Auch

Auch zu der Zeit, von der ich rede, ward schon jedes Geschichtchen recensirt; nur wurden die Recensionen, der großen Kosten wegen, noch nicht gedrukt, statt dem recensirte man damals, ehe eine Schrift, oder, wie häufig der Gebrauch war, eine mündliche Erzählung in Umlauf gebracht ward, in einer dazu bestimten Versamlung. Das war wol so übel nicht: denn Mancher bekam durch diese Weise von dem, was er hatte sagen wollen, eine so geringe Meinung, daß er — gar nichts sagte. Allein, zum Glükke derer, die alles lesen, wählten sich Viele incognito ihre Recensenten selbst. So machte es auch der Herr Kammerherr, der seinem Freunde, dem Herrn Ober-Jägermeister von Luneville, die Recension seines Vortrages auftrug.

Herr von Luneville fand den Conte du Chambellan, tout a fait charmant, Florivel un homme impajable, und alle junge Hof-Leute riefen bei der Erzählung: Cela est divin! — le Conte de Branchenard aber: Tomba cruellement! — bei der ernsthaften Madame Paravinette; sie wußte auch nicht das mindeste darin zu finden, als die gute Lehre: Nicht eigensinnig sein Glük in und neben einer Servante zu suchen, weil es sehr wohl nur unter dem einsamen Bette zu finden seyn könte.

Wir wollen Ihnen Zeit gönnen, geliebte Leser, über diese Wahrheit und die verschiedene Aufnahme,

die eine neue Sache durch Laune und Charaktere bekömt, ein wenig nachzudenken, indem wir hier dieses Kapitel beschliessen.

Drittes Kapitel,

(in welchem endlich diejenigen erscheinen, von denen eigentlich das Buch handelt.)

Als der Herzog und die Frau Herzogin sich von der Tafel erhoben hatten, bei der — nach Hof-Manier — alles zerlegt und wenig genossen wurde, hätte schier die Gesellschaft bis zur Zeit des Ballspiels ins Gähnen verfallen mögen, wäre nicht Herr von Rostere schon von weiten darauf bedacht gewesen, die Stunde, für die wir — in so manchen Verhältnissen, glüklicher Weise — Caffee und Thee haben, mit etwas besonderem auszufüllen. Er erbat daher von Ihro Durchlauchten (*) eine Audienz, für den Sie im Garten-Saale erwartenden benachbarten Adel. Das war es eben, was man gewünscht hatte; und die Prinzeßin war sehr gerne so gnädig, die Audienz zu bewilligen.

Da

(*) Die Verfasserin hoft sich dadurch keinen Tadel zuzuziehen, daß sie in der Titulatur, des Wohlklanges wegen, das Kostum des achtzehnten Jahrhunderts, den gewöhnlichen Benennungen des zwölften und dreizehnten vorzieht, in dem man weder die Fürsten Durchlaucht, noch die Frauen gnädige Frau, noch die adelichen Jungfern Fräuleins anredete.

Da standen nun mehr wie 30 Weiber und Mädchen, die nicht alle dem Hofe fremd waren, und gut aussahen, wenn ihnen gleich Schönheit fehlte. Aber bald schoben sie, aus ihrer Mitte, der Frau Herzogin zwei Mädchen entgegen, deren eine schön, wie ein Engel, und wovon die zweite reizend, wie die Grazien, war. Beide sezten ein Körbchen mit feiner Stikkerei, nach dem Geschmak der Zeit, schön mit frischen Blumen geziert, zu den Füßen der Herzogin. Bei dieser Ueberraschung schmolzen alle Männer-Herzen aus der Residenz, wie Wachs, und was noch durch den Anblik dieser angenehmen Gestalten ungerührt geblieben war, zerfloß bei der kleinen Anrede, die eine und die andere sehr ungekünstelt und mit vielem Anstande der Durchlauchtigen Prinzeßin vorsagten. Herr von Rosiere nahm sich darauf die Erlaubniß, der Frau Herzogin das schöne Fräulein Nanette von Durville, und das liebenswürdige Fräulein Isabelle von Beauchamp vorzustellen. Mit den übrigen Damen ging es der Etiquette gemäß so, wie mit denen Grafen und Land-Junkern, die lange schon aus verschiedenen Ursachen wünschten: man mögte aufhören, so viel auf die Mädchen zu merken.

Meine Leser mögten vieleicht gerne noch mehr von ihnen wissen, da sie zum Theil vermuthlich, wie die burgundischen Hof-Leute, denken: comment est il possible, daß ein paar Landmädchen, bei der

ersten Erscheinung, im Zirkel des bon tons auf keine Weise prise über sich geben! Ich will Ihnen dies erklären, meine Herren und Damen.

Die beiden Fräuleins waren von Kindheit an bei ihrer Tante, der Gräfin von Lauremont, erzogen, die eine sehr vernünftige Dame war, und lange in der großen Welt gelebt hatte; sie hegte den Grundsaz, und das Betragen der Fräuleins legte von seiner Richtigkeit Beweis ab: Daß junge Leute, weder am Hofe noch in Paris, Sitte und Lebensart lernen können, bringen sie sie nicht aus ihrer Eltern Haus; daß sie aber nie in feiner Welt fremd sind, gab man ihnen da die gehörige Ausbildung.

Fräulein Nanette von Durville war schön, das haben wir gesagt; das Gemälde spricht davon: ein schlanker Wuchs, etwas über die mittlere Größe, kleine weisse Händchen, runde Arme, ein niedlicher Fuß, ein länglicht-runder Gesichts-Zuschnitt, blaue Augen voll Leben, braune Augbraunen — zum Malen gezirkelt! eine Nase, die weder gebogen noch rund, das wohlgetroffene Mittelding von beeden war. Das braune lokkigte Haar sezte der schönsten Stirne auf den abgemessensten Punkt das Ziel, und der kleine Mund ward bei seinem angenehmen Lächeln, durch zwei schöne Reihen Zähne und ein rundes Kinn, noch mehr erhöht; Lilienweiß und sanftes Rosenroth stellten diese Züge in griechisch-schönes Licht.

Aller

Aller Mühe ungeachtet aber, die Frau von Lauremont sich, des Fräuleins von Durville wegen, gegeben hatte, war es ihr unmöglich gewesen, ihr Herz nach ihrem Sinn zu bilden, entweder, weil es im achten Jahre, da sie zu ihr kam, schon zu spät ist, einen guten Grund zu legen, oder weil gewisse Geschöpfe durchaus keinen bleibenden Eindruk annehmen.

Man durfte sich nie auf Fräulein Durville verlassen; sie verleumdete ihre beßten Freunde, sobald sie sich einen Nuzen davon versprach! — heute erzeigete sie Jemanden Gutes, oder zog ihn Allen vor; morgen kante sie ihn nicht, oder kränkte ihn. Bittere Antworten im aufbrausenden Sinn, das war ihr natürlicher Ton, der mit ausgelassener Munterkeit abwechselte, sobald sie von Niemand gesehen ward, für den sie es der Mühe werth hielt, sich anständig zu betragen: war dies der Fall, dann schien sie das sittsamste Mädchen von der Welt, raisonnirte über jede Materie nach der Manier der Frau von Lauremont, war angenehm aufgeräumt, affektirte gegen die Männer eine Zurükhaltung, die ihr neben keinem eigen war; und weil diese unmöglich bei dem schönen Mädchen die kalte durchschauende Klugheit der Gräfin Tante behalten konten, täuschte sie Jeden, der für sie eingenommen war, und galt für alles, wofür sie gerne gelten wollte.

Der

Der Liebling der Frau von Lauremont war dagegen Fräulein Isabelle von Beauchamp; ein Mädchen, zu gut an Herz und Seele, um durch so schlimme Gesellschaft verdorben zu werden. Jede edle Handlung, Gefälligkeit, wenn sie gleich Aufopferung kostete, Güte, wenn sie auch nicht an ihr verdient war, war ihr Natur. Aufrichtigkeit machte einen Grundzug ihres Charakters aus; sie war redlich, es mogte gelten, warum es wollte; ihr heller Verstand sezte sie über alle Aengstlichkeiten, Bedürfnisse und Vorurtheile weg, die manchen guten weiblichen Charakter verdunkeln; was sie besaß, hatte sie für Andre; was sie entbehren mußte, gönnte sie Jedem ohne Neid. Sie tadelte Niemand, nahm aber willig bescheidenen Tadel an; besserte sich aus gutem Beispiel; prüfte und untersuchte, was ihr neu und gut vorkam; war so wenig eigensinnig, daß sie in der Folge Mühe anwenden mußte, um aus Gründen auf ihre Meinungen zu bestehn; so wenig von sich eingenommen, daß es sie oft verlegen machte, in Vergleich mit Andern, weit zurük zu seyn. Daß sie schön tanzte, schön zu der Zitter sang, die sie spielte, glaubte sie gar nicht; und daß sie gegen Fräulein Durville, die ihr, aller Falschheiten ohngeachtet, sehr lieb war, — häßlich sey, davon war sie überzeugt. Ueber das alles besaß Isabelle eine unerschöpfliche Heiterkeit, die ihren Umgang sehr angenehm machte; Verschwiegenheit

genug

genung für einen Staats-Minist r; einen Muth, der nicht zu unterdrükken war; Stolz gegen Große; Ruhe bei Widerwärtigkeiten; Fassung im Unglük; und eine Menschenfreundlichkeit, die da machte, daß sie sich ohne Kunst gegen Geringere nahm, wie man thun muß, wenn man ihnen weder eine gewisse Herablassung fühlbar machen, noch die Achtung verlieren will, die einem zukömt.

Hätte man alle diese vortrefliche Eigenschaften auf Isabellens Stirne gelesen: wer würde dem edlen Mädchen widerstanden haben? — aber es ist beinahe nicht möglich, so viel gutes Reellement in einem Menschen zu glauben; also vermuthete man in ihr nicht nur von allen diesen Vortreflichkeiten keine, sondern beurtheilte, bei der wenigen Mühe, die sie sich gab, zu scheinen, noch oft in Zukunft ihre beßten Handlungen sehr schlim: denn natürlich ists, nichts zu glauben, als wovon man aus eignem Gefühl überzeugt ist.

Ich weiß nicht, ob ich selbst an die Wahrheit eines solchen weiblichen Charakters glauben würde, hätte ich — so sagt mein Manuscript — nicht das Glük, die liebenswürdige Isabelle so genau zu kennen, daß ich mit Ehre und Leben für die Glaubwürdigkeit dieser Schilderung bürgen kan.

Nehmt sie also immer für ein liebenswürdiges Muster an, meine schönen jungen Leserinnen; das Bestreben, einen so vorzüglichen weiblichen Cha-

rakter

rakter zu erreichen, kan euch nicht schaden, zumal, da er Stük für Stük der Natur treu bleibt.

Aber nur dies Gemälde beschaut, ohne euch Isabelle so zur Heldin zu wählen, daß ihr sie auch in ihren Fehlern nachahmt! — laßt euch diese vielmehr dienen, bei aller Kraft, die ihr in euch selbst zum Guten fühlt, vorsichtig und wachsam über eure schwache Seite zu seyn: denn, wo Isabelle glitschte, fällt eine andre, es sey denn, daß sie auf die schlimme Stelle vorbereitet ist, und den feinen Schuh stark mit Kreide versehen hat.

Fräulein Beauchamp war von Figur etwas unter die mittlere Größe, überaus fein gebaut, Hände und Füße konten nicht schöner seyn, Anstand und Manier nicht angenehmer. Ihr Gesicht war mehr rund, als länglicht; das Haar hellbraun und nicht sehr stark, aber lokkigt; die Stirne frei, aber weder regelmäßig noch hoch; auch die Nase war nicht tadelfrei; die Augbraunen weder dunkel noch gezirkelt genug; die Augen sehr angenehm, sehr geistreich, und doch nicht schön; der Mund, das Kinn, die Grübchen in den Bakken, und Grübchen, die um den Mund herflatterten, waren nicht schön, doch voll anziehenden Reiz; schade nur, daß die untere Reihe Zähne etwas schief war, das Weiß nicht blendend, und das Roth, was dem ächtesten Carmin gleich kam, ein bischen zu stark. — Sanfter Ernst, Verstand und einnehmende Freundlich-

keit,

keit, sollen Isabellens physiognomischer Ausdruk gewesen seyn, und dies Gesichtchen soll genau jede ihrer Empfindungen mitgesagt oder verrathen haben: — eine ganz eigne Natur-Gabe, die man sich in gewissen Situationen sehr verbitten mögte.

Die Unterredung war izt sehr belebt geworden: denn Jeder fand den Grad Interesse in der Gesellschaft, den die Absicht, zu gefallen, hervorbringt; eine Stimmung, die, wenn sie von Bestand seyn könte, die angenehmste Verfassung der Seele seyn, und Gesellschaften zu überirdischen Festen machen würde; unglüklicher Weise aber, ist gewöhnlich die Beifall suchende außerordentliche Heiterkeit Crisis, und Leidenschaft ihr Gefährte.

Die Klugheit der Herzogin bewog sie, die Mädchen mit einer Art zu begegnen, die mehr Freundschaft und Güte, als übergroße Gnade war.

Es ist etwas in jedem guten Unterthan, was ihn seinem Fürsten mit Gut und Blut bei einem solchen Betragen ergiebt. Isabelle sah und hörte nur ihre Herzogin; Nanette hingegen suchte dazu eine Ursache, und fand sie in einem verstohlnen Blik des Herzogs. Es war einigemal nahe dabei, so hätte sie der Herzogin eine schnippische Anwort ertheilt: kalt wenigstens kam das heraus, was sie sagte. Ohne Ball, Comedie und Kartenspiel, kam die Zeit der Collation herbei, und, nachdem die hohen Herrschaften diese eingenommen hatten, verfügten sie

sich, unter vielen Danksagungen an Herrn von Rosiere, zurük in die Residenz. Waren die Cavaliere im Hinreiten übler Laune, so sah man sie dafür bei der Rükkehr desto heiterer. Ein munterer Einfall verdrängte den andern, und wizzige Antworten folgten Schlag auf Schlag.

Unser Durchlauchtiger Herzog, dessen Empfindung zu der Zeit noch nicht abgestumpft war, und der von wahrem Gefühl ein gut Theil mehr aus der Hand der Natur empfangen hatte, als seine Hof-Leute, war im Herzen nichts weniger, als froh; es zu scheinen aber, hielt er für den schiklichsten Schleier, mit dem er verbergen konte, was in ihm vorging.

Die Prinzeßin, durch die Aufmerksamkeit beruhigt, die der Herzog für gut fand, ihr heute, wie gestern, zu beweisen, — sah die heimliche Unruhe nicht mehr, die sie in den geliebten Zügen ihres Gemahls hatte bemerken wollen; dachte, es könte seinen Nuzen haben, wenn man fremden Werth Gerechtigkeit wiederfahren ließ, und fing zuerst an, ganz eigentlich von Nanettens Schönheit zu reden: „Doch, sagte sie, finde ich die minder schöne Isabelle „angenehmer, ich weiß nicht, warum! sie hat etwas „Seltenes; sollte ich wol die Einzige seyn, die in „ihrer Physiognomie einen Ausdruk fand, der un„endlich viel sagte, und das abgewandte Auge im„mer wieder auf sie hinzog?"

Der Herzog, von der Wahrheit seiner Empfindung hingerissen, rief hastig: „Er könne nicht entscheiden, welcher von den Mädchen der Vorzug gebühre!" Die Herzogin, im äußersten Misverstand, nahm das als ein Compliment, und—lachte überlaut. Die Herrn vom Hofe fanden sie beide adorables, und die Damen; die viel dabey zu gewinnen glaubten, erklärten sich unterthänigst für die Meinung der Fürstin. So kam man ohne anderes Ebentheuer in die Residenz zurük. Von denjenigen aber, die sich ein Jeder, bei der besondern Veranlassung des heutigen Tages, in Geheim ausgehekt hatte, werden wir in den folgenden Kapiteln lesen.

Viertes Kapitel.

(Wir reisen wieder nach Rosiere.)

Ganz anders, als mit der Laune der Hof-Leute, war es mit der Laune der Mädchen beschaffen. In ihrer ländlichen Einsamkeit, die sie — wie die meisten Mädchen, die nicht eine Rolle im Roman dazu nöthigt — bei weitem so nicht zu ihrem Glük machten, wie sie sollten und gekont hätten, war ihnen jedes kleine Fest etwas sehr Gewünschtes, und die långst ersehnte Glükseligkeit, am Hofe zu erscheïnen, von der sie nur in ihren schönsten Morgenträumen geträumet hatten — weil Madame de Lauremont über diesen Punkt sehr schwürig war —

überraschte sie so unerwartet, machte ihnen den Kopf mehr als 24 Stunden lang so wirbelnd, füllte ihre Ideen mit so großen Erwartungen, eilte so schnell vorüber, und gab ihnen so wenig, daß, wenn die Mädchen den hunderttausendsten Theil der Philosophie unserer Garve und Tetens gehabt, sie gar leicht eingesehen hätten, die folgenden ernsthaften und unangenehmen Anmerkungen ihrer gnädigen Tante wären das Reelleste von der Sache, und ein so wesentliches Uebel gewiß nichts Wünschenswürdiges. Statt dessen aber dachten unsere Fräuleins: Die Ursache alles Mangels bei ihrem Glük sei die Gegenwart der Frau von Lauremont gewesen.

Fräulein Beauchamp, die überdem am beßten weggekommen war, dachte: Man müsse alle Tage der Tante ihre Launen tragen, und thäte es gerne für ein so außerordentliches Vergnügen; Fräulein Durville aber fand die Tante in ihren Erinnerungen sehr bitter, und hofte bald ohne sie an den Hof zu kommen: denn die Aufmerksamkeit, die ihre Person erregt hatte, schwebte ihr in süßen Bildern im Sinne, und eine Kammerjungfer ihrer Tante hatte ihr zu viel von der Hof-Sitte der Zeit erzählt, als daß sie im mindesten zweifelte, man würde suchen, sie auf immer in diesen Zirkel zu verweben. Nur die Ungewißheit des Fräuleins Durville, wenn man sie dahin ziehen würde? — und der Fall, daß Fräulein Isabelle nicht wußte, wie sie wieder einen Tag erleben

erleben sollte, als den heutigen? — verdoppelte in beiden das heimliche Sehnen nach Hof, und machte sie auf der Rükreise nach der Gräfin Schloß ein wenig mehr, als gewöhnlich, still und nachdenkend.

Frau von Lauremont, so klug sie war, handelte hier nicht nach meinem Sinne; ich glaube, das sicherste Mittel, jungen Leuten gegen das Vergnügen der Welt diejenige Gleichgültigkeit zu geben, die jeder Vernünftige dafür haben soll, ist, sie, so viel möglich, Theil daran nehmen zu lassen, ehe das Alter komt, indem sie es wünschen, auch dann es ihnen ja nicht zu versagen; am wenigsten aber muß man ihnen, deucht mich, eine Lust durch eine Lection vergällen, selbst dann nicht, wenn sie sie verdient haben, sondern dazu eine gelegnere Zeit wählen. Die Sehnsucht nach öffentlichen Festen ist das schlimste Gefühl, was unter andern in jungen Geschöpfen entstehen kan. Die Jünglings-Jahre sind die eigentliche Zeit der Freude. Ich habe bemerkt, daß diejenigen jungen Leute, denen öffentliches Vergnügen nicht versagt, oder — im Fall dies nicht Stat fand — sorgfältig durch kleinere Zusammenkünfte mit Tanz und Spiel ersetzt ward, nie die gegebene Freiheit misbrauchten, sich willig einer rauschenden Freude entzogen, immer in der frohen Stimmung zu Hause kamen, die unschuldiger Genuß und das Bewußtseyn, am Vergnügen Anderer Theil nehmen zu dürfen, so oft eins entsteht, in der Seele zurüklassen.

Du aber, geliebte Jugend! die du, dieser Einrede ungeachtet, weder zu Bällen, Comedien noch Assambleen kömst, denke, daß es außerdem viel reellere Freuden giebt, wären sie es auch nur darum, weil sie öfterer vorkommen, und weniger ermüden; denke, daß ich deinen Müttern und Tanten meine Meinung über die Einsamkeit, in der sie dich hält, mehr deiner Schwachheit wegen, als darum sagte, weil ich überzeugt bin, daß du moralisch und physisch unglüklich bist, wenn du zu Hause bleiben, Kochen, Spinnen und Nähen mußt; denke, was ich dir schon vom Nußknakken gesagt habe, und sieh, ob dir Fräulein Isabelle nicht in ihrem häuslichen Betragen recht wohl gefällt.

Nein, sagte die Tante den andern Morgen, nein, Kinder, am Hofe wäre für euch zu viele Gefahr; unter keinerlei Vorwand werde ich euch jemals wieder an denselben begleiten!

Und ohne Sie, sagte Fräulein Beauchamp, liebe Tante, können wir ja dort nicht erscheinen! —

Das ist auch mein Wille nicht.

Wenn aber die Herzogin befiehlt? — meinte Fräulein Durville —

Läßt sich leicht eine geltende Entschuldigung finden! versicherte die Tante.

Fräulein Durville war, bis zum Troz, unzufrieden, mogte über nichts seyn, weinte, wenn sie allein war, aß nicht, trank nicht, und würde das Ding

bis

bis zum empfindsamen Gram getrieben haben, — den man dem Namen nach erst einige Jahrhunderte später kennen lernte; — hätte nicht die Sorge für ihre Schönheit sie aus dieser träumenden Verfassung gewekt, und ihr Gefühl, in Aufmerksamkeit auf sich selbst, und Spott über Alles, was sie umgab, verwandelt. Sie puzte sich, erfand Wasch- und Riech-Wasser, sponn Leinen zu äußerst feinen Ball-Anzügen, malte sich einen Comedien-Saal, in dem sie dem Herzog zur Seite saß, und machte die bittersten Balladen und Troubadours über Jeden von ihrer Bekantschaft.

Fräulein Beauchamp ging nach der Erklärung der Frau von Lauremont in ihr Zimmer, und fand im mindesten nicht artig, daß diese ihr ein Vergnügen versagen konte, was sie — nach ihrer Meinung — gar nicht gemisbraucht hatte; unterdessen, dachte sie, ist's am besten, „mir für eine Freude, „die ich nicht haben soll, eine andere zu suchen, die „mir vergönnt ist. Es giebt doch auch in der Ge„gend viel gute Leute, und Herr von Rosiere wird „ja wol, wie sonst, dafür sorgen, daß wir Mädchen „nicht ganz ein Closterleben führen." Nach dieser kleinen Ueberlegung ging sie munter an ihre häuslichen Geschäfte, sang und tanzte zwischendurch für sich allein, weil Fräulein Durville nicht mit ihr tanzen wolte.

Ueber diese Haus-Begebenheiten kam an einem Morgen Herr von Caumont mit seiner Gemahlin, und bat sich von seiner Cousine, der Gräfin, die Erlaubniß aus, einen jungen Weinhändler bei ihr einzuführen, und ihm ihre Kundschaft zu verschaffen, der von Seiten seiner Großmutter, die eine Mesalliançe getroffen, zu der Familie gehörte. Frau von Lauremont, die sonst sehr stolz war, empfing ihre Gäste äußerst freundlich, behielt sie, weil der Mondenschein ihren Vorsaz begünstigte, den ganzen Tag bei sich, und ließ dem Kaufmann nicht einmal empfinden, daß er in sehr vornehmer Leute Gesellschaft, und nur ein Bürgerlicher sei. Es war eben Fräulein Beauchamp ihre Reihe, der Gräfin beim Frühstük aufzuwarten. Sie freute sich, beim hereintreten, der guten Gesellschaft nicht wenig; aber es gefiel ihr gar nicht, als man ihr in dem schönen liebenswürdigen Weltmann nichts, als den simpeln Weinhändler, Msr. Bonfort, vorstellte. Sie sah auf ihn, ward roth! — und blikte schnell nach der Tante, die in einer tiefen Unterredung mit Madame de Caumont begriffen war, die ganze Sache Msr. de Caumont überlassen, und nichts davon bemerkt hatte.

Fräulein Beauchamp, die überdem sehr leicht roth ward, erröthete diesen Tag zehnmal so oft, wie sonst, auch war sie ein bischen verlegen mit dem Fremden, — nicht, weil er Kaufmann, sondern,

weil

weil er der angenehmste Mann war, den sie je gesehen hatte — bis sie bemerkte, daß die Tante ihn mit alle dem Vorzug begegnete, den sie — auch ohne Schönheit — jedem Bürgerlichen gerne gab. Noch traute sie der Freundlichkeit der Gräfin nicht recht; als sie sie aber ausserordentlich aufgeräumt fand, sah, daß sie Herr Bonfort begegnete, wie, wenn er ihr Sohn gewesen wäre, und hörte, daß sie ihn einmal über das andere Cousin nante, gewann sie wieder Muth, sich ganz in ihrer natürlichen Anmuth, frei, froh und freundlich zu zeigen.

Fräulein Beauchamp eilte in dem nächsten Augenblik zu Fräulein Durville, vite, vite, descendés, rief sie ihr zu, il y a quelque chose de tout nouveau! und so lief sie wieder zur Gesellschaft.

Fräulein Durville, die schon gerufen, und durch die Kammerjungfer von allen benachrichtet worden war, ließ sich gute Zeit, ihren Puz in völlige Ordnung zu bringen, und erschien darauf sehr mal a pro pos in der nemlichen Tracht, in der sie die Herzogin und ihre Damen gesehen hatte.

Herr von Caumont, der sich nie enthalten konte, zu sagen, was er dachte, kam Fräulein Durville mit der Frage entgegen: ob sie ausreisen wolle? Fräulein Durville, die schon auf Frau von Caumont ihren häuslichen Anzug hingeblikt hatte, nahm die Frage für neidischen Tadel, ärgerte sich nicht wenig, zum Lohn aller ihrer Sorgfalt — wider ihre und

der Kammerjungfer Erwartung — ihren neuen Anzug übel aufgenommen, und sich damit lächerlich gemacht zu sehn, — wenigstens nicht mit Ihnen! gab sie Herrn von Caumont naserümpfend zur Antwort, der nun wol merkte, daß er zu geschwind gesprochen hatte, und durch die abermalige Vorstellung seines Kaufmanns etwas wieder gut zu machen suchte.

Fräulein Durville, die, wie meine Leser aus dem Vorhergehenden vermuthen werden, auch schon wußte, daß Herr Bonfort weder Hofmann, noch vom Stande war, sah ihn du haut en bas an, und sagte ihm — nichts. Herr Bonfort, durch die hochadeliche Miene zu dem Gefühl seiner Unwürdigkeit herabgestimt, was er beinahe, ganz zu empfinden, vergessen hatte, verbeugte sich und sagte, ausser einigen unvernehmlichen Worten, von Ehre — Gnade — Glük — sehen, u. s. w. — eben so wenig, ward roth, seufzte, und warf einen Seitenblik aus voller Seele auf Fräulein Beauchamp, und nun wieder einen ernsthaft und fremden auf Fräulein Durville.

Der gute Caumont, der zwar geheirathet hatte, aber mit allen Pfiffen und Ränken des Amors völlig unbekant geblieben war, Liebe für Tollheit, Freundschaft allein für etwas Gutes und Reelles erklärte, — hielt bei Gelegenheit dieser Pantomime, die ihm, als etwas besonders, auffiel, ohne daß er

sie verstand, eine drolligte Rede, über die mannigfaltigen Ziererereyen der damaligen Jugend: Mein Seel, Vetter! sagte er, es ist Schade, daß aus euch nicht ein Kammerjunker geworden ist; Kopf, Augen, — alles an euch ist so biegsam und geschmeidig! — sogar der Sprachton! — was meint ihr, Mädchen! wenn der ein Edelmann wäre? Fräulein Durville sah Herr Bonfort mit einer schnippischen Miene darauf an; Fräulein Beauchamp meinte, man brauche nicht Edelmann zu seyn, um . . . . .

Um, Mademoiselle! warum denn? rief Herr von Caumont; ich habe einmal gelesen, sagte Fräulein Beauchamp, und ward über und über roth —: ein jeder vernünftiger Mann gölte seines Kopfs, und ein jeder braver Mann seines Herzens wegen, Geburt sey zufälliges Glük, Stand oft nur ein unverdientes Gut, beides dann nur etwas, wenn man eine edle und anderen nüzliche Anwendung davon mache.

Herr von Caumont: — Bravo, bravo mon Enfant! — das heisse ich: seine Lectüre gut angebracht! — aber, stand denn in Ihrem Autor nichts von Schönheit?

Fräul. Beauchamp: Von der Kürze ihrer Dauer!

Fräul. Durville: Sie dauert doch zuweilen lange genug; Mad. Paravinette sieht gewiß noch sehr gut aus, und ist doch schon über vierzig! —

Herr

Herr von Caumont: Ja, gnädiges Fräulein! und angenehm anzusehn ist die Schönheit auch; fürwahr, in Gesellschaft von hübschen Mädchen geht uns Männern das Herz auf, wir mögen alt oder jung seyn, zumal, wenn sie freundlich sind, sezte er hinzu, als die Miene des Fräuleins von Durville dies Compliment nicht so gut aufzunehmen schien, als Herr von Caumont — der seinen begangenen Fehler dadurch verbessern wollte — gerne gesehen hätte.

Herr Bonfort meinte, das Glük der Geburt sei allemal ein Vorzug; und er glaubte, es könne Fälle geben, wo man dem Besiz dieses Glüks einen Werth beilege, oder den Mangel des Standes für ein Uebel halte.

In einem solchen, sagte Frau von Lauremont sehr gnädig — die die Unterredung mit Frau von Caumont abgebrochen hatte, um ein bischen auf die jungen Leute zu achten — kan man darnach streben, sich einen zu verschaffen.

Herr Bonfort: Oft, verzeihen Ew. Gnaden, kan man das nicht. Ein Kaufmann, der in der Welt nichts gelernt hat, als Kaufmannschaft, würde in dem Fache, als Edelmann, eine traurige Rolle spielen; müßte ein Thor seyn, wenn er einen guten Handel aufgäbe, um einen armseligen Ritter vorzustellen: denn Vermögen genug haben, um auszureichen, und allenfals ein bischen davon abgeben zu können, ist zu wesentlich, um die Situation

zu

zu vertauschen. Mittel genug, sezte Herr Bonfort hinzu — der in dem Gesicht der Gräfin den Gedanken, Bürger-Stolz! lesen wollte, — um ohne anderen Betrieb, als Edelmann zu leben, hat nicht immer Jeder, dem Verhältnisse den Wunsch geben, es zu seyn. Wer es durch die Geburt ist, hat daher — meiner Meinung nach — einen Vorzug: denn sich erst einen Stand erwerben, dazu gehört außerordentliche Geschiklichkeit oder seltnes Glük, und eine Situation, die diesem Endzwek nicht entgegen wirkt, sondern ihn befördert.

Der junge Mann, der ein kleines Vermögen mit gutem Vortheil im Handel gestekt, aber es noch nicht weiter gebracht hatte, als daß er ordentlich auskommen konte, schilderte in dieser Aeußerung seiner Verfassung mit aller möglichen Naivität: denn — seit er im Anschauen der Fräulein Beauchamp eben so viel Anziehendes gefunden hatte, und vieleicht mehr noch, als die Durchlauchtige Herzogin von Burgund — beneidete er jeden irrenden Ritter um seinen Stand, ohne daß sich doch seine Vernunft hätte entschließen können, für seinen Weinhandel von einem den Adelsbrief einzutauschen.

In unseren Zeiten wäre ihm leicht zu helfen gewesen, damals aber muß eine so kritische Lage mehrere Schwierigkeiten gefunden haben, weil mein Manuscript der Frau von Lauremont die Antwort geben läßt: „Il a raison, mon Cousin de Caumont,

„il a raiſon!" — und Herr von Caumont die Gegenantwort giebt: „Aſſurement, Madame, il n'a „pas tort!" Fräulein Beauchamp, die während dieſer Zeit mit dem Schooßhündchen der Gräfin ſpielte, — von welcher Art er geweſen, kan ich meinen Leſern nicht ſagen — verlor von der Unterredung kein Wort; gerne hätte ſie ſich von Herr Boufort die Geſchichte ſeiner Großmutter erzählen laſſen; aber ein Jeder urtheilt leicht, daß ſie ihre Neugierde unterdrükken mußte.

Fräulein Durville unterhielt ſich, im hohen Ton, vom Hof mit Frau von Caumont, und die mannigfaltigen, zum Theil närriſchen Anzüge, in denen viele des Provinzial-Adels neulich bei dem Herrn von Roſiere erſchienen waren, wurden nicht dabei vergeſſen.

Eine Beſchreibung dieſer Kleidungen, die doch — wie ſich leicht denken läßt — die Frau Herzogin, zu ihrem amuſement, alle ſorgfältig aufgezeichnet, will ich hier nicht geben: denn die Mode hat ſchon vieles, was man lächerlich daran finden könte, nationaliſirt, und wird wahrſcheinlich das Uebrige gang und gebig machen, ehe mein Buch aufhört, geleſen zu werden, das heißt: ſehr bald. Ich will dafür die Anekdoten herſezzen, daß ich bei der erſten Erſcheinung der Fraks, eine Dame, die ſich keinen anſchaffen durfte, und doch auch einen tragen wollte, in einem Frak, von dammaſtenen Tiſchzeug, ſah;

daß

daß eine andere, die bei einer gewissen Gelegenheit es den Uebrigen gleich thun, und mit weissen Schuhen erscheinen wollte, ihre schwarzen Schuhe mit Bleiweiß anmalte, und, daß zu einem Fest, wo alles — die Kosten zu ersparen — in weissen Kleidern kommen sollte, mehr wie Einer seinen Puder-Mantel umgehangen hatte. Man leidet, deucht mich, weit weniger dabei, wenn man eine Mode oder Vergnügen nicht mit macht, als indem man allen guten Geschmak verleugnet.

Meine Leser haben bei diesem Seiten-Sprunge nichts verloren. Die Frau von Lauremont hat sich während der Zeit mit ihren Gästen an die Tafel gesezt, Herrn Bonfort scherzend einen Plaz zwischen den beiden Mädchen angewiesen, und Fräulein Durville — die es nicht länger aushalten konte, einen Menschen anzutreffen, der sich um sie ganz und gar nicht bekümmerte, weil sie über ihn weg sah, — hat ein bischen gegen Herr Bonfont herabgestimt, und ihm dadurch die Freiheit wiedergegeben, die man nicht fühlt, wenn man mit Jemand in der Gesellschaft unzufrieden ist.

Wenn Herr Bonfort sich hätte entschließen können, dem schönen Fräulein Durville etwas Angenehmes zu sagen, wir dürfen glauben, sie würde am Nachmittage schon die Gnade gehabt haben, es gerne zu hören; allein, Herr Bonfort hegte die Meinung: man müsse gegen Mädchen nicht mit süßen

Schmei-

Schmeicheleien verschwenderisch seyn, wenn man nichts empfånde, aus Furcht, sie mögten nicht Klugheit genug haben, um zu glauben, es sey an dem allen kein wahres Wort. Er sagte also Fräulein Durville nichts Schönes; — aber Fräulein Beauchamp? — meinen meine jungen Leser, um Verzeihung! — der eben so wenig! — als hie und da etwa eine unwilkührlich verrathene Theilnehmung: denn die Sache schien dem vernünftigen jungen Mann zu viel Schwierigkeit zu haben, als daß er vorsezlich gewagt hätte, einem so guten Mädchen eine Veranlassung zu geben, die ihr ein schlimmes Schiksal und trübe Tage zuziehen könte.

Herr Bonfort war weit in der Welt umher gewesen; er unterhielt die Mädchen von dem, was er in Spanien, England, Deutschland, und einem Theil von Afrika und Asien erlebt und gesehen. Eine sehr interessante Unterredung für neugierige junge Geschöpfe! — und nüzlicher, als sie ihnen gewöhnlich aufgetischt wird.

So viel Wein, wie die Fröhlichkeit erfordert, und nicht ein Tröpfchen mehr, gab unserer Gesellschaft den Grad von Vertraulichkeit und Freude, der, für Nachbarn und Vettern — sie mögen es durch richtige oder unrichtige Alliance seyn — so gut paßt. Ein Jeder versicherte, er sey neulich nicht so vergnügt gewesen; und beim Abendessen, da der nahe Abschied die Freude verscheuchen wollte,

ward

ward die Abrede des öfteren Wiedersehens von allen Seiten so vest genommen, und durch Handschlag versichert, daß das unangenehme Gefühl der Trennung in Hofnung glüklicher Tage umwandelte.

Zum Nuzzen aller Mütter und Tanten kann ich — der ich reelle Glükseligkeit viel zu hoch halte, um sie dem leeren Schatten eines glänzenden Vorurtheils aufzuopfern — hier die Bemerkung nicht unterdrükken, daß, nach dem Urtheil des schlichten Menschenverstandes, Fräulein Beauchamp an keinen besseren Mann gerathen konnte, als an Herr Bonfort, weil es ihm, weder an Brod, noch an Güte des Herzens, noch an Verstand, weder an Ausbildung desselben, noch an Kenntnissen und feiner Sitte fehlte. Auch entschuldige ich sie ganz des Wohlgefallens willen, was sie an ihm fand, durch den sie — meiner Meinung nach — ohne andere Verbindung, — blos einen Beweis ihres richtigen Gefühls fürs Schöne und Gute, und ihres geraden Urtheils über Vollkommenheit, ablegte.

Als die Gäste das Schloß verlassen hatten, wünschte Fräulein Beauchamp, daß es, ohne Erinnerung für sie, abgehen mögte: denn, ohne eben zu wissen, worin sie gefehlt hatte, fühlte sie sich weniger schuldfrey, wie sonst; fürchtete, so oft die Tante zu reden anfieng, sie mögte sie um etwas fragen, was sie nicht gerne beantwortete, weil die Frau Gräfin es in der Erziehung der Fräuleins an dem

wichtigen Stükke hatte fehlen lassen, sich den Grad des Zutrauens zu erwerben, bei dem Fräulein Beauchamp eine Gewissens-Frage, über Herr Bonfort unbefangen, und Niemand lieber, als ihrer Tante, beantwortet hätte.

Endlich gieng die Gräfin, ohne, daß sie einmal die Absicht hegte, ein mißtrauisches Verhör anzustellen (*) — denn sie war äußerst guter Laune — in ihr Schlafzimmer, und Fräulein Beauchamp blieb sich selbst überlassen, eine Sache, die für sie nicht wenig erwünscht war! —

Eine kleine Zeit mußte sie noch aus Gefälligkeit darauf wenden, mit Fräulein Durville alle Begebenheiten des Tages zu überreden, und nun blieb sie allein in ihrem Lehnstuhl. Hier, überdachte sie, kletterte ich vor sechs Jahren so gerne an der Bonne herum, hier saß ich vor zwei Jahren so gerne spät in die Nacht, und las die Bücher, die ich aus des Oncles Bibliothek entwandte. Meine liebste Unterhaltung war nachher, wenn ich mich lebhaft in die Begebenheiten Anderer hineinträumen konnte, und, allgemälig in Gedanken versunken, spiegelte sich ihr Bonforts Gestalt unter dem Ideal des Ritters vor, an dessen Geschichte sie den meisten Theil genommen hatte, sie sah und hieng an dem Gemählde, — sah — seufzte — erwachte aus ihrer Träumerei — blikte

(*) Zu dem doch gerade, da der rechte Zeitpunkt für eine gute und treue Aufseherin war.

blikte auf ihren Lehnstuhl — rief wehmüthig izt: — Bonfort! — und versank aufs neue in das süße Gemisch von Freude und Schwermuth, was in einem guten Geschöpf das erste Gefühl der Liebe bezeichnet.

Aeußere Empfindung gränzt oft auch, glüklicher Weise, nahe am Gefühl der Seele. Fräulein Beauchamp würde wahrscheinlich da gesessen haben bis am lichten Morgen, wäre sie nicht über und über kalt, und dadurch an die Nothwendigkeit erinnert worden, zu Bette zu gehen.

Jung und gesund, konte sie nicht lange darin seyn, ohne daß ein wohlthätiger Schlaf sich ihrer bemeisterte, der die außerordentliche Bewegung der physischen Kräfte ins gehörige Gleis brachte, und dadurch auf den folgenden Tag Heiterkeit und Ruhe in ihr wirkte.

In unseren Zeiten ist durch die Bequemlichkeit der Windöfen dafür gesorgt, daß alle Gedankenfreunde ihren Einbildungen ohne Beschwerde, so spät sie immer wollen, nachhängen dürfen; ob diese Erfindung in mancher Hinsicht nüzlicher ist, wie die Beyleger unserer Aeltervåter, und die noch älteren Camine, lassen wir dahin gestellet seyn; sicher ist's unterdessen, daß sie in einem Zeitpunkt unentbehrlich sind, wo die klügelnde Vernunft nicht ruhen kan, bis sie — auf ihre Weise — den Grund aller Gründe gefunden hat, sollte sie auch darüber des beßten und natürlichsten Weges ganz und gar ver-

fehlen. Am folgenden Tage und so fort bis zu neuen Auftritten, fand Fräulein Beauchamp, in Gedanken an Herr Bonfort, in seiner Person sogar etwas Unangenehmes, so sehr auch diese — entschieden — ihr liebstes Ideal geworden war, so anziehend sie auch die Unterhaltung von ihm, die Erinnerung an ihn für sich fand.

Sie konte sich diesen seltsamen Widerspruch nicht erklären, der — glaube ich — die lezte widerstrebende Kraft der freien Empfindung, gegen eine beherrschende Leidenschaft ist; weil selten eine entstehen wird, ohne daß sich ein ganz besonderes Gefühl dagegen sträubt, ihren Gegenstand in der Qualität aufzunehmen, in der ihn die Augen oder die Einbildungskraft dem Herzen empfehlen.

Euch, meine lieben fähigen Leser, denen Wahrscheinlichkeit oder gesunde Vernunft sagt, daß Ihr bei Eurer aufkeimenden Neigung nicht glüklich, oder nicht ruhig seyn könt; Euch bitte ich, die Crisis, von der hier die Rede ist, zu nuzzen, und den heimlichen Widerwillen, der sich Eurer Leidenschaft widersezt, nicht dem gewöhnlichen Gange der Verliebten nach, zu erstikken, sondern ihn zu Ueberwindung des gegen ihn kämpfenden anziehenden Reizes zu verwenden. Die Mühe, die Euch dies kosten wird, wird ungleich geringer seyn, als diejenige, die Euer, nach schnell vorübergeeilten glüklichen Tagen, wartet: Euch von einer genährten Empfindung, in der Ihr Euer Alles suchtet, zu trennen.

Fünf-

Fünftes Kapitel.

(Die Scene ist bei Hofe.)

Der alle Intriguen durchschauende Geist des Herrn Kammerherrn von Branchenard bemerkte leicht, daß die Zufriedenheit seines Durchlauchten Herzogs auf der Rükreise bloß eine Rolle spielte; er wußte schon, daß ein geschikter Hofmann aus verwikkelten Fällen allemal für sich Nuzzen ziehen kan. — Denn er war sehr schnell vom Pagen zum Kammerherrn übergegangen; er vergaß daher ganz, daß er eigentlich im Dienst der schönen Herzogin stand, und überdachte, wie er ihrem Gemahl am geschiktesten einen erzeigen könte.

Habe ich, sagte er bey der nächsten Gelegenheit, Ew. Durchlaucht recht verstanden; so macht der äußere Reiz unserer Durchlauchtigen Herzogin mehr Eindruk auf meinen gnädigen Fürsten, als jeder andrer.

Meine Gemahlin, erwiederte der Herzog, ist allerdings schön.

Hr. v. Branch. Am Hofe, sicher — halten Ew. Durchl. mir den Ausdruk zu Gnaden! — Die Krone der Weiber! — Der Herzog fexirte Branchenard — so einnehmend — so gnädig — so unterhaltend — so —

Der Herz. Nun, so — was mehr? und ich, bestimt! sie zu lieben? bestimt, Branchenard! — kennt

ihr den unseligrn Inhalt dieses Worts? (Branchenard zukte die Achseln) — ihr sagt nichts! — wenn ich befehle, Branchenard: ihr sollt eine Stunde in diesem schönen Stuhl sizzen, — thut ihrs gerne? und wenn es euer freier Wille ist, könnt ihr dann einen Plaz finden, der euch bequemer und angenehmer wäre?

Branchen. — Lächelte.

Herz. — Verwünschtes Lächeln des Hofschranzen! — Geht zum Teufel oder zur Herzogin, und vertreibt den Weibern die Zeit mit Lügen und Possen! —

Branchen. (Schmeichelnd) Ew. Durchlaucht, hoffe ich, kennen meine unterthänigste Ergebenheit. An Pflicht und Convenienz gebunden seyn, ist ein drükkendes Uebel; doppelt drükkend für den, der Andere gebietet! — denke ich.

Herz. (Nach einer kleinen Weile.) — Redet ihr, was ihr denkt?

Branchen. — Gab ich schon meinem gnädigsten Fürsten Ursache zu einer solchen Frage?

Herz. — Seyd ihr nicht der Herzogin Kammerherr? Sieht nicht euer Verstand ihren Werth, und eure Augen ihre Schönheit?

Branchen. — Der Herzogin Kammerherr, durch die Gnade Ew. Durchlaucht; und — meines gnädigsten Herzogs Unterthan!

Herz. — So!! — ich sollte glauben, du dientest der Herzogin meinet Willen!

Bran-

Branchen. Wenigstens darf ich Ew. Durchlaucht unterthänigst bitten, mich für den respektvollesten und treuesten Diener zu halten; wer wird den Werth und die seltne persönliche Annehmlichkeit unsers Herzogs nicht gehörig schäzzen, wenn er gleich kein Weiberherz hat, um sie ganz zu empfinden!

Herz. Ich wäre also, nach deiner Meinung, nicht weit davon, der schönste Mann am Hofe zu seyn; aber sahst du nicht unter den Land-Edelleuten neulich etwas Schöners, als mich?

Branch. Ich sah, halten mir Ew. Durchlaucht zu Gnaden! Etwas, das ein Männer-Auge zu vest auf sich heftete, um auf männliche Schönheit zu blikken!! —

Herz. Und das war?

Branch. Das schöne Fräulein Durville!

Herz. Ganz entschieden, diese!

Branch. Sie gewann auf den ersten Blik das Zutrauen, was ich einer Freundin widmen würde; ihre regelmäßige Schönheit kan nur in dem Liebe erwekken, der so seltene Vorzüge durch Vorzüge aufwiegt. Andere muß dies Meisterstük der Natur Ehrfurcht einflößen. Mein höchster Wunsch verstiege sich allenfals bis zu Fräulein Beauchamp; wirklich auch ein ganz reizendes Mädchen, das in Jedem einen Gedanken auf sich erregt!

Der Herzog fühlte sich durch jedes Wort betroffen, was Branchenard über die Mädchen sagte; er

hieß ihn mit einer Miene gehn, die dem Kammerherrn eine glükliche Wirkung seiner künstlich angelegten Falle versprach. Der Hofmann war fein genug, um an Fräulein Beauchamp eine Redlichkeit bemerkt zu haben, die, als Geliebte des Herzogs, — wenn sie sich dazu verstehen sollte, diese Stelle anzunehmen, wie doch seine gute Denkungsart von Weibern voraussezte — ihm sehr nachtheilig werden konte. Von Fräulein Durville dagegen, deren charakteristische Grundzüge ihm nicht entgangen waren, versprach er sich die Erreichung aller seiner Absichten, und er hatte daher gesucht, den unentschiedenen Geschmak des Herzogs, den er dafür aus seiner Antwort an die Herzogin beurtheilte, sobald, wie möglich, für Fräulein Durville zu bestimmen, damit eben für diesen Gegenstand die Neigung des Herzogs ein bleibender Eindruk seyn mögte.

Branchenards ausgestreuter Gift wirkte über seine Erwartung; der Herzog, nachdenkend, wiederholte sich unaufhörlich die Worte: „Auch ein ganz reizendes Mädchen, das in Jedem einen Gedanken auf sich erregt!" und von der ganzen Allgewalt hingerissen, die leider nur zu oft die Urtheile Anderer über unsere Meinungen haben, sah er von da an nichts in Fräulein Beauchamp, als was man so häufig in angenehmen Frauenzimmern sieht, und auch Sr. Durchlaucht, von ihnen zu denken, schon gewohnt waren. Fräulein Durville dagegen, die —

sogar

sogar dem Kammerherrn — Ehrfurcht einflößte, spiegelte ihm izt die Einbildungskraft mit alle den bezaubernden Annehmlichkeiten vor, die ihr noch fehlten; und er hofte, die Vorzüge eines liebenswürdigen Prinzen müßten hinreichend seyn, die Vorzüge dieses Meisterstüks der Natur aufzuwiegen. Der Herzog ließ nach einer halben Stunde den Kammerherrn rufen.

Branchenard, sagte er, wir sprachen vorher von den beiden Landmädchen; glaubt ihr wol, daß die Herzogin sie gerne am Hofe sähe?

Branch. — Fürstinnen pflegt ein brillantes Gefolge nicht unangenehm zu seyn!

Herz. Ich weiß, ihr versteht euch auf dergleichen; sucht in ihr den Wunsch zu erregen, daß ich der Gräfin Lauremont die Fräuleins, zum Dienst der Herzogin, abfordern lasse, besonders macht sie geneigt gegen die Durville: Eure Klugheit wird euch meine Gnade verdienen.

Branchenard eilte, den Auftrag des Herzogs zu erfüllen. Er hielt der Herzogin eine lange Anrede über die Nothwendigkeit, die Männer durch großmüthige Nachsicht zu fesseln. Branchenard, antwortete die Herzogin ganz kurz, bei einem guten Manne ist sie überflüßig; über den Nachtheil der Eifersucht sagte sie: Lieben Sie einmal im ganzen Ernst, und versuchen Sie, ob Sie bei Veranlassung von diesem Fehler frei bleiben. Branchenard ver-

 sicherte,

sicherte, daß nichts tödtender sey, als Langeweile; daß man, um sie zu verhüten, die Gegenstände seiner Gesellschaft oft wechsele, oder neue in seinen gewöhnlichen Zirkel hervorrufen müßte.

Ah pour ça passe! — rief die Herzogin: und nun glaubte der Kammerherr, nachdem er wenigstens zehn kleine Feste projektirt, die alle eben so geschwind von den selbst erfundenen Schwierigkeiten seines Gehirns verworfen wurden, nachdem er viele Personen genannt, an denen allen er — Fähigkeit, zu amüsiren — aussezte, — Fräulein Durville und Fräulein Beauchamp nennen und die Vorstellung wagen zu dürfen, sie an Hof zu nehmen.

Et c'est aparement Vous, qui en féres le Garant, Sie, vermuthlich, werden der Bürge seyn, Branchenard, sagte die Herzogin unwillig, indem sie in ihr Cabinet gieng.

Der Kammerherr blieb mit der Oberhofmeisterin allein, die weder seine Freundin, noch einfältig genug war, ihr Eins aufzubinden, und zu redlich, um auf irgend eine Weise gewonnen zu werden.

Branchen. Ihro Durchlaucht scheinen ungnädig!

Fr. v. Parav. Es ist lange, seit ich an einem Mann verheirathet war, den ich liebte; aber, mich deucht —

Branchen. Die schöne Paravinette würde es auch geworden seyn! — mit ihrem Verstande, mit ihren tausendfachen Annehmlichkeiten, mit der sanf-

ten

ten unwiderstehlichen Gabe, Herz und Willen nach dem heimlichsten ihrer Wünsche zu lenken? — was hätte unsere Durchlauchtige Herzogin; was hätten Sie, gnädige Frau, mit einer solchen seltenen Kunst, einen Mann ganz zu fesseln, wol zu besorgen! — Sie!! — die noch —

Parav. Sie wissen, Branchenard, daß Ihre Schmeicheleien Ihnen bei mir nichts verdienen, als was Sie nicht dadurch erwerben wollen; aber, um Ihnen zu antworten: Die Schönheit und die tausendfache Annehmlichkeit unser äußerst liebenswürdigen Herzogin habe ich nie gehabt; wäre dies aber auch der Fall gewesen: so glaube ich nicht, daß meine sanfte unwiderstehliche Gabe, Herz und Willen Anderer nach dem heimlichsten meiner Wünsche zu lenken, stark genug gewesen seyn würde, der zaubernden Gewalt des schmeichelnden Verführers die Waage zu halten. Die Kunst, einen Mann zu fesseln, den ich liebte, würde schwerlich länger gegolten haben, als — sein Vertrauter für gut fand. Meinen Sie nicht, Branchenard?

Branch. — Der Ton der Herrschaft, sagt man, wirke auf ihre Diener; Sie sprechen, wenn unsere Herzogin übler Laune ist, mit mehrerem Feuer, wie gewöhnlich, gnädige Frau!

Fr. v. Parav. — Eben, weil die bloße Vorstellung mich in Bewegung sezt; urtheilen Sie, Herr Kammerherr, ob ich in einer so kritischen Verfassung

sung, immer ruhigen kalten Ausdruk in Worten und Betragen beibehalten hätte; ob ich mich hätte überreden lassen, Gelegenheiten aufzusuchen, die üble Folgen bringen konten? — Ich glaube überhaupt, daß es viel leichter ist, keine Veranlassung zur Eifersucht geben, als ihre Wirkungen, bei gegebener Veranlassung, gänzlich unterdrükken. Das erste erfordert nichts, als eine richtige Denkungsart und Rechtschaffenheit, die daraus folgt. —

Branch. Und das lezte, gnädige Frau, nichts als ein bischen kalte Veruunft — ein bischen kluge Ueberwindung. Denken Sie, ob nicht jeder Eifersüchtige, besonders eifersüchtige Damen, die thörichteste Rolle spielen; ob sie nicht jeder Unpartheiische mehr belacht als bedauert?

Fr. v. Parav. Eifersucht, Herr von Branchenard, ist eine Schwäche, das gebe ich Ihnen willig zu; aber es giebt auch eine rechtmäßige Eifersucht auf die Zuneigung des Mannes, der Frau, des Geliebten, gut für den, der da vermag dem philosophischen Rath, der bloßen Vernunft zu folgen, der weder weint, noch klagt, noch bitter wird; sondern ruhig von Zeit und Geduld erwartet, einst den reuigen Süuder treu wieder zu sehn. Wer aber, Herr von Branchenard, so stark nicht ist, verdient darum nicht belacht zu werden. Ich würde gerne die Mühe übernehmen, für seine Beruhigung zu sorgen; wissen Sie hingegen, was ich nicht seyn mögte? —

Die

die gegründete Ursache, oder das Werkzeug, um Jemand durch Eifersucht unbeschreiblich zu quälen.

Branch. Sie sind heute sehr ernsthaft, gnädige Frau! Doch, mit Ihrer Erlaubniß, weil Sie von dem guten Willen reden, mit dem Sie Sich gerne für die Beruhigung Anderer verwenden, ich dürfte Ihnen, wenn Sie es nicht übel deuten, da den Weg bezeichnen, auf dem Sie die Gnade unsers Durchlauchtigsten Herzogs unwiderruflich erlangen könten. Ich habe bemerkt, daß er nicht abgeneigt ist, die Einkünfte Ihrer Frau Tochter durch eine ansehnliche Pension zu vermehren, wenn er darauf rechnen darf, die Herzogin ein Bisgen gefälliger gegen seine Wünsche zu finden.

Parav. Unsere gnädige Herzogin, Herr von Branchenard, hat, glauben Sie mir, alle Großmuth, die man von einer Prinzeßin, und von einem vernünftigen Frauenzimmer fordert. Sie erträgt die Wünsche, die würklich die eigenen Wünsche ihres Gemahls sind, wenn sie ihr gleich keine Freude machen. Ich kan mir davon kein Verdienst beimessen, und keine Belohnung dafür annehmen. Allein, Sie, Herr Kammerherr, werden Eins erwerben, und wichtige Belohnungen zu erwarten haben, wenn Sie demjenigen, der die Wünsche des Herzogs lenkt, einschärfen können, daß es heilige Verbindungen giebt, die Keiner ungestraft zerreißt, und Pflichten, denen Jeder die Aufopferung seines Vergnügens schuldig ist.

Para-

Paravinette machte dem versteinerten Kammerherrn eine tiefe Referenz, und verließ den Vorsaal.

Mein Manuscript behauptet, die üble Laune des Herrn von Branchenard sey, bei verlorner Hofnung auf jenes Nachtgeschirr, noch um einige Grad erträglicher gewesen, als in dieser Minute, da verbissene Wuth ihn kaum, ohne entsezliche Flüche, die Gegend seiner Zimmer erreichen ließ. Hier kündigte ihn ein fürchterliches Poltern laut genug an, um Florivel aus einem halb verschlafenen Rausch zu wekken.

Branchenard schwur der verwetterten Hexe, — die ihm mehr Wahrheiten gesagt hatte, als je ein Pater, die bitterste Rache, — und sezte Tag und Stunde fest, an dem dies Fräulein bei Hof, und Paravinette zum Henker sein sollte. Er zerbiß die Nägel, und runzelte die Stirne, und immer ward der gemachte Plan noch nicht genehmigt.

Ich weiß nicht, wie es mag zugegangen sein, Branchenard erscheint, im Cirkel des Hofes, immer, als ein Mann plein d'esprit de resources & de politesse, und in seinem chès soi scheint er ein ganz gewöhnlicher Mensch zu sein, von dem man leicht die Meinung hegen könte, daß er weder Sitten, noch Verstand, noch die Jedem nöthige Ueberlegung gehabt hätte. Vermuthlich haben große und starke Geister ihre Erschlaffungs-Stunden.

Florivel war, in solchem Fall, gerade das, was

der

der Herr Kammerherr im Gemach des Fürsten vorstelte, und izt wußte er für seinen Herrn die Sache so gut einzuleiten, daß die Herzogin sich genöthiget sah, Madame Paravinette, für die sie eine grosse Anhänglichkeit hegte, ins Exilium zu schikken, oder alle Fräuleins, die es dem Herzog gefällig sein könte, am Hof zu sehn, mit guter Manier aufzunehmen.

Freilich hielt es sehr schwer, daß Florivel — der eben damals ein wenig mit Paravinettens Kammermädchen liebelte — dem Herrn von Branchenard diese Alternative annehmlich machte, doch fand er, nach langer Widerrede, daß es Staats-Ursachen gäbe, die eine kleine Schonung der Herzogin erforderten, und in dieser Hinsicht ließ er sichs gefallen, ein ihm unerträglichs altes Weib nicht ganz zu stürzen.

Beruhigt, und eines glüklichen Ausgangs gewiß, gieng nun Branchenard zum Herzog, erzählte demselben, was ihm von den gehabten Unterredungen nüzze schien, und legte Sr. Durchlaucht den ausgearbeiteten Plan vor, der Branchenard zur Ausführung aufgetragen, und in der gewünschtesten Erwartung vom Herzog genehmigt ward.

Wie aber die Sache zum Vorschlag an die Prinzeßin kam, wandte Paravinette alle ersinnliche Ueberredungs-Kunst an, ihren Abschied von der Herzogin zu erhalten. Branchenard hätte, nach ihrem Willen, sehr wohl noch die Mühe haben können, ein

neues

neues Kunststük zu ersinnen, um seinen Zwek zu erreichen; allein, Ihro Durchlaucht sahen gar wol ein, daß sie einen unersezlichen Verlust leiden könten, ohne im mindesten etwas dabei zu gewinnen. Paravinette blieb also auf die ganz eigentliche Bitte ihrer Fürstin, und diese willigte in die Berufung der Fräuleins. Ihro Durchlaucht handelten da sehr klug, indem sie auf gute Bedingungen thaten, was sie endlich auf alle Fälle hätten thun müssen. Wir wünschen, daß unsere Leser so zu jeder Zeit den schiklichsten Punkt treffen mögen, Welt- und Herzenshändel zu schlichten, weil einem dieser nicht immer wieder vorkömt.

Paravinette legte dagegen, indem sie dem Kammerherrn — freilich eingehüllt — aber doch immer sehr bittere Wahrheiten sagte, einen Beweis ab, daß auch die vernünftigsten Leute Ursache haben, über sich zu wachen, weil sie, wenn gleich von verderblichen Leidenschaften frey, doch kleine Schwächen nähren, die sie übereilen können. Der Gedanke, daß man Recht hatte, macht weder bittern Tadel noch Spizfindigkeiten gut; gerade dies Recht beleidigt an sich schon die Eitelkeit, die, bei der Absicht, zu bessern, durchaus geschont werden muß. Paravinette hatte also doppelte Ursache, auf eine sanfte Art das Zutrauen des Kammerherrn zu gewinnen, wenn sie ihn von neuen Fehlern zurükhalten wolte; ihr treuer Eifer für die Prinzeßin aber, mußte sie

noth-

nothwendig — wie jeder blinde Eifer fürs allgemeine Beste — ohne Würkung zum Opfer desselben machen; und wir haben gesehn, daß Paravinette nur durch ein Glük in ihren Posten blieb, der beinah ihren einzigen Unterhalt ausmachte.

Denkt nicht, theure Leser, dies Glük folgt jedesmal dem treuen Redner der Wahrheit! man darf kein Heuchler seyn, um zu lernen, auf Zeit, Ort und Menschen zu sehn, indem man sie sagt; und, im Munde dessen, der nicht die Gabe besizt, Wahrheit auf eine angenehme Weise vorzutragen, bringe sie durchaus nichts hervor, als dem Lohn eines allgemeinen Widerwillens.

Wenn wir nicht den Antheil kennten, den Florivel an dem erreichten Wunsch des Herzogs hatte, wir würden bekennen, daß Branchenards Leiden ihm die Ehrenstellen und Glüks-Güter sehr wohl verdienten, womit er zur Belohnung beschenkt ward; denn es ist wahrlich eine schlimme Sache, mit Weibern ein Geschäfte von Wichtigkeit zu betreiben. Der Herzog fing zuerst damit an, ihn, aus der Hofhaltung der Fürstin, in seine eigene, als Kammerherr, aufzunehmen, verstärkte sein Gehalt, u. s. w.

Branchenard war, als ein dem schönen Geschlecht gefährlicher Mann, bekannt, und es ward, zum Nachtheil der schönen Herzogin, aus dieser Veränderung sehr viel geschlossen, zumal, da man ihr einen sehr aufgeräumten, aber äußerst häßlichen und

puklichten Kammerherrn, dem Herrn von Pommore, wieder gab. Beweis, daß die Medisance in Europa älter ist, wie die Pest. Wir wollen denjenigen, die dies in Zweifel ziehen sollten, durch die Endigung unseres Kapitels, Zeit gönnen, die Geschichte der römischen und deutschen Kriege darüber nachzuschlagen, und wenn sie die Sache anders finden sollten, erbitten wir hiedurch ihre Belehrung, um sie uns gelegentlich zu Nuze zu machen.

Sechsstes Kapitel.

Welches einen Beweis ablegt, daß die Menschen im dreyzehnten Jahrhundert schon mit einander correspondirten.

Branchenard an die Kammerjungfer der Frau von Lauremont.

Mir ist noch, mein Kind, seit ihrem Aufenthalt bei ihrem Vetter in Dijon, bekannt, daß sie sehr viele Gefälligkeit besizt und viel zu vernünftig denkt, um — aus Wahl — ihr Leben bei einer alten Dame auf dem Lande zuzubringen, wo sie allen ihren jugendlichen Reiz ungenuzt verwelken sieht. Wenn sie mir daher einen Gefallen erzeigen und schweigen will, bis ich ihr die Erlaubniß gebe, zu plaudern; so will ich, zur Belohnung dafür, sorgen, daß sie nächstens Kammerjungfer bei der angesehensten Hof-Dame sein soll. — Das Ding ist nach ihrem Geschmak! — nicht wahr?

Ihr

Ihr Auftrag ist, daß sie einliegenden Brief an das anbetungswürdige Fräulein von Durville giebt, die wir gerne hier hätten, und mit der sie, denke ich, sich gerne auf die Reise begeben wird. Mache sie nun ihre Sache so, daß ihr alter Hausdrache nicht dahinter kömt, und uns — Gott sey bei uns! — nicht gar den ganzen Handel durch ein Kloster verderbe.

Die beigefügte Summe wird hoffentlich zu den Kosten hinreichend seyn, die ihr ein und andere Einrichtungen verursachen könten; wäre das aber nicht, so steht, bei ihrer Ankunft an Hof, meine Börse ferner zu ihren Diensten, und ich verbleibe in aller Hinsicht ihr gewogener

Branchenard.

Branchenard an das Fräulein von Durville.

Seit Ihrer kurzen Erscheinung bei dem Herrn von Rosiere, gnädiges Fräulein, ist am Hofe von nichts die Rede, als von dem unaussprechlichen Reiz, mit dem Sie, mein anbetungswürdiges Fräulein! die Natur beschenkt hat.

Warum wollten Sie es ungnädig deuten, wenn ich wage, Ihnen zu gestehen, daß diese allgewaltig hinreissende Schönheit Sie zur Gebieterin desjenigen gemacht hat, der bisher allein zu gebieten gewohnt war, und daß unser Durchlauchtige Herzog — dem es noch nie so schmerzte, fürs Wohl seiner

Unterthanen, durch eine Vermählung aus Convenienz aufgeopfert zu seyn — aus voller Seele wünscht, in dem Umgange und der Freundschaft meines gnädigsten Fräuleins Ersaz für den Verlust alle der hohen Glükseligkeit zu finden, auf die der gnädigste und liebenswürdigste Fürst sich, bei dem aufbrausenden und heftigen Betragen seiner Gemahlin, keine Rechnung machen darf.

Werden Sie, mein gnädigstes Fräulein! grausam genug seyn, um Ihrem Herrn und Fürsten ein Glük zu versagen, was er zu Ihren Füßen erflehen würde, wäre er nicht an Formeln und Etikkette bis zur Sclaverei gebunden.

Werden Sie ein glänzendes Glük, das Ihnen — wenn Sie an Hof kommen wollen — die Dankbarkeit des Fürsten bereitet, für dasjenige aufgeben, was Ihnen wahrscheinlich der Eigensinn der Frau von Lauremont in irgend einem verfallenen Landschlosse zudenkt?

Erlauben Sie mir die Erwartung, daß Sie durch den Boten mir Befehl ertheilen werden, für Ihre Abholung aus dem traurigen Aufenthalt zu sorgen, der nur zu lange so seltnes Verdienst und Schönheit von dem Umgange der Lebendigen abgesondert hat.

Mit der respectvollesten Verehrung empfiehlt sich meines gnädigen Fräuleins Gnade und Gewogenheit

Dero

unterthänigster Diener,

Branchenard.

Kammerherr Sr. Durchlaucht, des Herzogs von Burgund.

Als diese Briefe in der geheimen Conferenz des Kammerherrn abgefaßt, gut geheissen und vollendet waren, ward Florivel damit nach dem Schlosse der Gräfin von Lauremont abgeschikt. Nachdem er unterweges den beigefügten Geldbeutel um ein ansehnliches leichter gemacht, wußte er sich so geschikt bis ins Gemach der Kammerjungfer zu stehlen, das keine Seele die Contrebande witterte, die er zu weit größeren Nachtheil auf Laumiere einbrachte, als je, zum Nachtheil der Fabriquen oder des Handels, in irgend ein Fürstenthum fremde Waare eingeführt worden ist. Wie Florivel das angefangen, müssen wir jedem gescheuten Kopf zu denken überlassen, weil wir in der Hinsicht keine richtige Nachrichten liefern können. So viel nur wissen wir, daß Jungfer Rosette beinah den ganzen Spaß durch die üble Gewohnheit verdorben hätte, vor Alles zu erschrekken, was ihr unerwartet kam; denn sie war im Begrif, laut zu schreien, als sie Florivel, der sich während ihrer Abwesenheit in ihr Bett quartiert hatte,

hervorkommen sah; faßte sich aber doch, wie sie gewahr ward, es sey eine Mannsperson, und damit war alle Gefahr vorüber.

Die Gräfin Lauremont besaß so sehr, wie irgend ein Frauenzimmer, die Kunst, von ihrer Stube aus ein großes Hauswesen so zu regieren, daß Alles, was ihr zu Gesicht kam, in der besten Ordnung war; ihre Leute dagegen verliessen sich darauf, daß sie den wenigsten Zimmern und Winkeln des Schlosses ihre hohe Gegenwart gönnte, und da geschah denn oft, was eben nicht allerdings ordentlich war, so auch die geheime Unterredung zwischen Fräulein Durville, Rosette und Florivel.

Ein richtig denkendes Mädchen müßte den Brief des Herrn von Branchenard sehr inpertinent gefunden, und Msr. Florivel die Rolle des Post-Boten mit guter Manier ein Bisgen vergällt haben; Fräulein Durville aber nahm Florivel auf, wie — in späteren Zeiten — eine Glük-verkündigende Zusage aufgenommen wird; ihr Kopf wirbelte völlig, doch — sagte sie zu Florivel — muß ich die Sache ein wenig überlegen, ehe ich eine Antwort ertheile. Sie gieng in ihr Zimmer, und Rosette bekam einen Wink zu folgen.

Florivel ward unterdessen sein selbst gewählter Plaz wieder angewiesen, den er — etwas dreister geworden — mit der Durchsicht eines Wandschrankes vertauschte, in dem er reichliche Stärkung für

seinen

seinen Magen fand; eine Sache, für die die Mädchen zu sorgen gänzlich vergessen hatten! — wie das Frauenzimmer, von wichtigen Begebenheiten hingerissen, meistentheils zu thun pflegt.

Wonne, Freude und — lauter Jubel war der Inhalt der Unterredung zwischen Fräulein Durville und Jungfer Rosette; sie vertieften sich so in ihren angenehmen Aussichten, daß die Essen-Klokke läutete, ehe ein Entschluß über die Botschaft genommen war, die man Florivel geben wollte. Fräulein von Durville eilte die Treppe hinab, Jungfer Rosette in ihr Zimmer, und, weil sie Florivel eigentlich nichts zu sagen hatte, sagte sie ihm — mit einigen Zusäzzen — Alles, was Fräulein Dnrville und sie mit einander geredet hatten. Florivel schloß eben so sicher aus diesem Geschwäz auf das Glük seiner Gesandschaft, als Herr von Branchenard vorhin richtig geurtheilt hatte: er würde nicht nöthig haben, für Rosettens Hof-Kammerjungferschaft weiter ein Wort zu verlieren; denn, daß Fräulein Durville sie mit auf die Reise nähme, sah er, nach seiner darüber gegebenen Idee, für eine Selbstfolge an.

Endlich erschien der glükliche Augenblik, da Fräulein Durville sich wieder von der Gräfin entfernen durfte. Rosette trieb sie an, die Einwendungen zu überwinden, die auch ihr vom inneren Gefühl gemachet würden, da sie jezt von weniger feinen Empfindung bewegt, als Fräulein Beauchamp, aber

doch, von Leidenschaften geführt, im Begrif stand, durch den ersten Schritt über ihre Glükseligkeit zu entscheiden, und Rosettens Ueberredungen, in der längst dieser heimliche Zuruf erstikt war, mußten — von Florivel dictirt — meisterhaft würken, da das Fräulein selbst den Vorstellungen der Vernunft, dem Gedanken der wahrscheinlichen Gefahr so wenig Gehör gegeben; sondern sogar an dem Idual dieser Möglichkeit Wohlgefallen gefunden hatte.

Unmöglich ward es Fräulein Durville demnach, den Brief des Kammerherrn ordentlich zu beantworten; denn sie war nicht einfältig genug, um ihn nur halb zu verstehen, und hatte es in der Verstellung noch nicht weit genug gebracht, um zu schreiben, was sie nicht dachte. Eine jede Sache erfordert Uebung, um darin zu einer vollkommenen Fertigkeit zu gelangen; der Kammerherr bekam also blos einen Zettel mit den Worten: „Es wird mir „Vergnügen machen, Sie hier zu sehen, und Sie „werden das Uebrige mit Frau von Lauremont ab„reden.“ Damit ward Florivel abgefertigt, dem — von dem Fräulein und von der Kammerjungfer — des kurzen Zettels wegen, gar viele Entschuldigungen aufgetragen wurden, die wohl so kahle Entschuldigungen waren, als diejenigen immer seyn können, die der Reiche hersagt, um dem Armen eine kleine Unterstüzzung aus seinem Geldbeutel zu entziehn; der Wucherer, um schwere Zinsen geltend zu machen,

machen, und der lau gewordene Liebhaber — noch nicht kalt genug zum völligen Entsagen, — um seinen Nachlässigkeiten den Anstrich der Nothwendigkeit zu geben.

Florivel entwischte bei Nacht und Nebel so unbemerkt aus dem Schlosse der Gräfin von Lauremont, als er in der Morgen-Dämmerung hineingekommen war. (*)

Unterweges hatte der arme Schelm das Unglük, einem Trup heiliger Schwärmer in die Hände zu fallen, der eben im Begrif stand, die Reise nach dem gelobten Lande anzutreten, und nun, so nüchtern und mäßig die von heiligem Wahn beseelten auch immer leben mögen, in einem sehr armseligen Wirthshause, — vermöge des mitgenommenen Proviants — weidlich zechten.

Florivels Nasenweisheit brachte ihn mit den Pilgrimmen ins Gespräch; ein Wort gab das andere; Florivel, ohne auf die Folgen zu denken, aß

(*) Denjenigen, die, zum Nachtheil Rosettens, eine Bemerkung über Florivels ersten Aufenthalt im Schlosse machen mögten, dient zur Erklärung, daß man bis zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts (da Ludwig der Zwölfte seiner dritten Gemahlin, Marie von Engeland, zu gefallen, eine andere Einrichtnng seines Tages machte) bei den französischen Höfen — natürlich also auch unter dem Adel — gewohnt war, des Morgens um vier aufzustehn; des Morgens um acht zu Mittag; des Nachmittags um vier zu Abend zu essen, und um sechs, höchstens sieben Uhr Abends zu Bette zu gehn.

und trank mit dem Anführer der frommen Gesellschaft, wie Bruder und Bruder, und dieser Pater, ganz zum Präsidenten der heiligen Inquisition gemacht, glaubte dem lieben Gott den reellesten aller Dienste zu leisten, wenn er sich nolens volens des Weltkindes erbarmte, und, für die weggeschenkten Brokken, den Florivel mit Gut und Blut zu seinem Eigenthum machte. Da halfen keine feine Wendungen, kein Troz, kein Bitten, kein Weinen, die wenigen Haare dieses großen Geistes mußten unter dem Scheermesser erliegen, und Florivel mußte seinen Stuzzer-Rok mit einem Ordens-Habit vertauschen; seine Kleider wurden verbrannt, und seine entwandten Gold-Stükke — den Armen zum Besten — dem allgemeinen Kasse-Meister der Gesellschaft zugestellt.

Ich weiß nicht, wo Florivel den Zettel der Fräulein Durville so schnell und geschikt kan aufbewahrt haben, daß man nicht auch Mittel fand, diesen bei ihm aufzuspühren; denn mein Manuscript redet davon nur in einigen, beinah gänzlich verwischten Reihen; — aber sicher ists, daß Florivel durch Rettung dieses Zettels ein Meisterstük ausübte, was seine Treue in Geschäften, und seine vortreflichen Anlagen außer allem Zweifel sezte.

Manchem wäre, in Florivel seiner Verfassung, nichts übrig geblieben, als bon gré mal gré einen Spaziergang nach Jerusalem zu machen, und vielleicht

leicht nie die schönen vaterländischen Mädchen, den edlen Burgunder-Wein und die Lekkerbissen des Kammertisches wiederzusehn; allein, Florivel fand allenthalben Möglichkeit zur Auskunft, und hier sehr bald, daß freundlich Aussehen beim schlimmen Handel, der beste Weg in verzweifelnden Fällen ist.

Er dankte daher, nach einer ernsthaft und still zugebrachten Stunde, dem Urheber der an ihm vollzogenen Maskerade, in der — während der Zeit — erlernten frommen Sprache der Demuth und Duldung die vortrefliche Absicht, ihn auf bessere Wege zu leiten, beweinte seine begangene Fehler und seinen hartnäkkigen Widerstand, und hielt eine schwärmerische Rede über die Veränderung, die Situation und Kleid in dem Menschen hervorbringen.

Die würklich frommen Pilger der Gesellschaft glaubten Florivel begeistert; jeder einzelne bewunderte dies große Genie, und der Commandeur en Chef hatte von da an lieber den doppelten Werth von Rosettens klingende Münze, als ein Sujet verloren, von dem er sich die ausserordentlichsten Vortheile versprach.

So freundschaftlich Pater Rion nun auch mit Florivel umgieng, so genau bewachte er ihn; allein, Florivel hatte stark darauf gerechnet, daß man endlich schlafen müsse, und in dem ersten vortheilhaften Augenblik eilte er auf seinen Rappen, mit einer blossen Trense versehen, davon, vermied auf der

weitern Reise alle große Gesellschaften und kleine Wirthshäuser, aus Furcht, theuer zu bezahlen, und kam, als Herr von Branchenard den folgenden Abend eben in den Mond kukte, gegen das Schloß angesprengt.

De par tous les diables, qu'est ce que c'est que ça! rief der Kammerherr, als die sonderbare Erscheinung ihm, ah bon soir mon chèr Monsieur! entgegen jauchzte. Je mehr sich Florivel dem Herrn von Branchenard näherte, je mehr wich ihm dieser aus; denn da Aberglaube und Unglaube, Furcht und böses Gewissen — sehr nahe an einander grenzen, hielt Branchenard jedes Schrekkenbild für etwas schrekliches.

Die Stimme Florivels, die aus einem Ordens-Habit sprach, ließ ihn nichts bessers nach dem langen Aussenbleiben seines treuen Dieners vermuthen, als daß dieser bei den bösen Geistern sey, und das Gespenst, da auf dem ungesattelten Rappen, abgeschikt, ihn nachzuholen.

Branchenard eilte zwei Treppen hinauf, ohne eigentlich zu wissen, wohin; von der Mitte der dritten aber fiel er erbärmlich in Florivels Arm herab.

Branchenard — halb tod für Schrekken — begrif nicht, warum der böse Geist, der ihn so fest gepakt, jezt auf Gottes Erdboden neben ihm ruhig liegen blieb, ohne, zu seinem unvermeidlichen Transport in den Abgrund, Hand ans Werk zu legen.

Das

Das verursachte laute Getöse führte alle Zuschauer herbei, die Augen hatten, zu sehen. Erst hielt die Ueberzeugung schwer, daß Florivel eins von den gefallnen Geschöpfen sey, und darauf lachte Jedermann herzlich, den Kammerherrn ausgenommen, der, nach überstandner Furcht, blos mit seiner Entschuldigung beschäftigt war; denn so gerne wir lachen, geben wir nicht gerne den Stof zum Lachen anderer; es sey, daß dieses ein Compliment für unsern Wiz ist, und wahrlich, das ist eine sehr wohl angebrachte Selbst-Liebe! —

Es war übrigens ganz billig, daß der Zufall bei Florivels Ambassade für die Belustigung der Herzogin gesorgt hatte; denn gerade ihr kam sie am theursten zu stehen.

Unterdessen erfuhr Niemand genau, auf welchem Wege Florivel unter die Pilger gerathen war, als der Durchlauchtige Herzog, der Florivel die ausgestandene Gefahr so reichlich vergütete, das sein völlig kahler Kopf izt sein einziger reeller Verlust blieb; dies gegen recht und unrechtmäßigen Besiz berechnet, müßte eine Hand voll Menschen-Haare würklich in dem hohen Werth stehen, den ihr eine alte Coquette beilegt, wenn Florivel bei seinem Unglük nicht noch ansehnlich gewonnen hätte.

Es sollen zu dieser Zeit Florivel ansehnliche Posten, zum Lohn seiner treuen Dienste, angeboten seyn; aber es wird behauptet, Florivels Ehrgeiz

sey durch natürlichen Geschmak an der Verfassung, in der er lebte, und durch die Klugheit — die gar zu großes Glük fürchtet — zu sehr gemäßiget gewesen, um einen davon anzunehmen.

Andre Schriftsteller, Zeitgenossen der Herzogin Mathilde, sagen: daß Herr von Branchenard den Werth Florivels zu sehr eingesehn hat, um nicht alle Kräfte aufzubiethen, ihn in dem Würkungskreis einzuschränken, in den er einmal vom Schiksal gesezt war.

Wir sehen freilich ein, daß, im lezteren Fall, zu Ende des zwölften und Anfang des dreizehenten Jahrhunderts ein gar zu brauchbarer Kopf ein nachtheiliges Geschenk der Natur werden könte; allein, man wird uns verzeihen, wenn wir die verschiedenen Meinungen alter Manuscripte, Florivel betreffend, — blos vortragen, und nichts darüber entscheiden, welche aus Gründen die meiste Wahrheit enthalten könte.

Nun dachten Herr von Branchenard und sein Durchlauchtiger Herzog auf die Abholung der Fräulein von Durville, deren kurzer Zettel dem Kammerherrn angenehmer war, als ein förmlicher Brief ihm würde gewesen seyn; denn, dachte er, es ist besser, daß ihr noch etwas zu lernen übrig ist, es wird sich damit schon geben.

Der große Punkt war izt nur, wie man in Güte die Einwilligung der Frau von Lauremont erhalten

solle. Branchenard bestand darauf, dies sey am leichtsten, wenn man der Gräfin einen Handbrief der Herzogin vorzuweisen hätte; allein, der gute Eudo konte sich unmöglich entschliessen, von seiner Gemahlin eine Aufopferung zu fordern, deren er sich selbst nicht fähig fühlte, und, indem er Branchenard sehr viel über die Grosmnth der Herzogin sagte — die aus freiem Triebe zugegeben, daß Herr von Pommore reisen und Fräulein Durville holen möge — verbot er bei seiner höchsten Ungnade alle Zwangs-Mittel oder Kränkungen, die wider die Herzogin angewandt werden könten, um Herr von Pommore mit einem Creditiv zu versehen.

Diese Gemüthsfassung Sr. Durchlaucht gefiel dem Herrn von Branchenard gar nicht, der darin eine Schwäche der Seele zu finden glaubte, die — seiner Meinung nach — einem großen Herrn durchaus nicht anstehe; sein Glüks-Zustand schien ihm so schwankend, daß er in dem Augenblik mit Florivel aufs neue die Treppe herab zu taumeln meinte; desto nöthiger schien ihm die Gegenwart der Fräulein Durville; desto eifriger sann er, mit niedergeschlagenen Augen, auf die Erreichung seines großen Entzweks.

Branchenard suchte nach und nach Sr. Durchlaucht Ideen so lebhaft mit dem Bilde des Fräuleins zu erfüllen, daß er wagen dürfte, die abgebrochene Materie wieder anzuknüpfen, und den Herzog

zu fragen: „ob sich nicht in seinem geheimen Archiv „irgend ein — für die Frau von Lauremont — „anwendbares Briefgen von der Herzogin finden „sollte?“

Der Einfall schien dem Herzog sehr lustig; die geheime Cassette ward herbei geholt, und nach langem Suchen fand man endlich auf einem Stük weissen Atlas die wenigen Worte:

Vu que jën ferais tres charmée, vous me féres plaisir mon chér de m'envoyer ce que je Vous demande

Mathilde Duchesse de Bourgogne.

Aus dem mon ward ein ma, und aus dem chér mit weniger Mühe chére gemacht. Branchenard war überglüklich, und Sr. Durchlaucht entschuldigten den Betrug, dem sich doch Ihre Redlichkeit widersezte, mit der ohnehin gegebenen Einwilligung der Herzogin, und der unwillkührlichen Freude, die man davon hat, diejenigen anzuführen, die sich sehr klug glauben, worunter denn Frau von Lauremont gezählt ward.

Izt bestimte man den Tag zur Abreise für den Herrn von Pommore, der — falls die Herzogin dies genehmigte — auf den Anfang der nächsten Woche festgesezt wurde.

Die Herzogin — einmal entschlossen, sich das Ding mit allen seinen möglichen Folgen gefallen zu

lassen

lassen — wandte nichts wider den Vorschlag ein, und sagte am Nachmittage zu ihrem Kammerherrn: „Pommore, sie sollen eine Reise machen!" —

Pommore. Unterthänigster Knecht! — und — wohin befehlen Ihr Durchlaucht? —

Herzogin. Nach Laumiére, zur Frau von Lauremont!

Pommore. Doch nicht, um mich auf allerhöchsten Befehl zu verheirathen?

Herzogin. Um der Gräfin die beiden Fräuleins, die sie erzogen, zu meinem Dienst abzufordern.

Pommore. Madame Paravinette ist vermuthlich zu frei von Geschäften? — sonst, mit allergnädigstem Wohlnehmen, sehe ich eben nicht ein, wozu wir hier noch zwei sehr hübsche Mädchen mehr nöthig hätten.

Herz. Wann ich die Wahrheit gestehen soll, Pommore, ists eigentlich Gefälligkeit, daß ich die Fräuleins komme lasse.

Pommore. Eine schöne Sache, um die Gefälligkeit, wenn sie nicht gar zu viel kostet; — vielleicht hat die Gräfin eben so viele, um die Forderung Ew. Durchlaucht zu versagen.

Herz. Wie, Pommore! — sie glauben doch nicht das Mädchen verloren, was in die Welt kömt? —

Pommore. In einer gewissen Welt, Ihr Durchlaucht, glaube ich jedes junge Herz in Gefahr, im

Lande des Zeitvertreibes und der Intrigue unter andern.

Herz. Aber, Pommore, die Art, wie wir uns mit ihnen nehmen werden; eure Gabe, im Scherz sehr ernsthaft zu warnen; eure Freundschaft zu erwerben — und Paravinettens Klugheit — könne viel Uebel abwenden.

Pommore. Ew. Durchlaucht sagen nichts von der Figur des garstigen Gnomen, die durchaus neben so viel wohlgebildeten Herrn übersehn wird, weil Liebe und Schönheit mit der Vernunft unversönlich entzweit sind, und die schöne Nothwendigkeit, hier nach dem Zeitvertre:be zu seufzen, den der häßliche Pommore geben kan, da sich so mancher Adonis bemühen wird, jeden müssigen Augenblik durch Schmeichelei und Getändel zu verkürzen, — was, wie Nachtigallen Schlag, ins Ohr und in die Sinne fällt. — Erlauben Ew. Durchlaucht, es ist sehr natürlich, auf die Nase zu fallen, wenn man über Sträuche geht.

Herz. Unterdessen, Pommore, müssen wir den Versuch machen, nachher werden wir sehn: —

Und nun gab Mathilde dem Kammerherrn von Pommore einen Brief, um ihn bei seiner Ambassade der Gräfin von Lauremont zu überreichen, den wir ebenfalls den Lesern mittheilen können.

Der Verstand und die Schönheit ihrer Nichten, meine liebe Gräfin! hat Ihnen so sehr un-

sern,

sern, des Herzogs unsers Gemahls und des ganzen Hofes Beifal erworben, daß wir Ihnen, liebe Gräfin! den Wunsch sagen müssen, sie in unserm Dienst zu sehen. Wenn Sie nun gleich darüber Ihre Gesellschafterinnen verlieren, so hoffen wir doch, liebe Gräfin! Sie werden ohne andre Ursache eine solche Bitte nicht versagen Ihrer gewogenen

Mathilde, Herzogin v. Burgund.

Die Herzogin, in so weit sie Frau von Lauremont von der kurzen Zeit kannte, die sie selbige bei Hof sah, — glaubte, sie würde fein genug seyn, um entweder ganz eine andre Ursache zur abschlägigen Antwort zu finden, oder, um nur Fräulein Beauchamp zu schikken, die sie leiden mogte, und die Frau von Lauremont am wenigsten versagen konte, weil ihre Brüder nicht, wie die Brüder der Fräulein Durville, Unterthanen des Herzogs von Normandie, sondern Unterthanen und Vasallen des Herzogs von Burgund waren. Das Herr von Branchenard die Reise mitmachen und dem Dolmetscher abgeben würde, fiel der Herzogin nicht ein; nur Madame Paravinette, die den Gang der Begebenheiten ziemlich erlernet hatte, vermuthete dies, als der Kammerherr von Branchenard sich einen Tag später, als der Kammerherr von Pommore, auf die Reise — wie es hieß — nach Paris begab.

Die Ursache dieser Intrigue war keine andere, als daß diejenigen, die gerne Böses thun, nicht gerne den Schein davon haben, und daher, so viel immer möglich ist, ihren Handlungen den Anstrich der Nothwendigkeit und der guten oder unschuldigen Absicht geben.

Uebrigens suchte die Herzogin, ihren Gemahl mit mehrerer Gleichgültigkeit anzusehn, wie vorhin; weniger in ihm ihr Alles — um ihrer eignen Ruhe und Glükseligkeit willen — zu finden. Sie fieng, nach Madame Paravinette ihrem Rath, an, sich ordentlich zu beschäftigen; suchte ihr Herz mit reellen Neigungen, und ihren Kopf mit nüzlichen Kenntnissen zu erfüllen; bekümmerte sich ganz und gar nicht um Eudos Handlungen, und litte durchaus nicht, daß man ihr etwas davon erzählte. Pommore, den sie ausserordentlich schäzte, stand ihr mit seinem guten Herzen und seiner guten Laune, so wie Madame Paravinette mit ihrer gesunden Vernunft, treulich bei.

Nach und nach schien die Herzogin die angenehmste von allen Weiblichkeiten am meisten freie Dame am Hofe zu seyn, und wenn sie ja von einer kleinen Schwäche übereilt ward, gab sie Kopfweh vor, weinte ihren Schmerz aus, und sah in solchen Stunden Niemand, als ihre getreue Paravinette, die sie nie in unnüzze Klagen versinken ließ.

Der Herzog konte bey diesem Betragen ohnmöglich seiner Gemahlin einen hohen Grad von Achtung versagen, und diese Gewalt, über den Verstand des Herzogs, war oft für Mathilde, und oft für andre von den besten Folgen; denn wer so viele natürliche Güte besizt, als Eudo, sucht gewiß gerne die Kränkungen zu vergüten, denen andre durch den Ausbruch seiner Leidenschaften ausgesezt sind.

An dem Herzog von Burgund wollen wir diese Art zu handeln verzeihen, an jedem andern vernünftigen Menschen können wir das nicht; denn alle natürliche Güte ist ohne Werth, bei der es an dem Grad der Stärke fehlt, den die Ueberwindung unserer Leidenschaften, Fehler und bösen Gewohnheiten nothwendig fordert. Güte ohne Festigkeit macht vielmehr den weichen, unzuverläßigen Charakter aus, dem man so wenig trauen darf, wie dem Bösewicht, von dem man sich nicht mehr versprechen muß, als vom Windbeutel. Güte, die bloß vom Temperament geleitet wird, bringt sicher für andere den Schaden, daß wir sie für uns einnehmen, sie täuschen, sie in unsere Fehler verwikkeln; uns selbst hingegen bringt sie in das traurige Verhältniß, vom Zufall und von einem jeden abzuhängen, der sich die Mühe nehmen will, uns zu regieren; sind nun gleich solche Regenten nicht immer ein Herr von Branchenard, so bleibt doch diese Dependenz ein Verhältniß, was so wenig, wie alle strenge Vor-

mundschaften und Curatelen, ein angenehmes Verhältniß seyn kan.

Siebendes Kapitel,

welches wie ein Reise-Journal anzusehen ist.

Mit allen Bequemlichkeiten ausgerüstet, die von jeher das Emolument eines reisenden Hofmannes gewesen sind, hielt am Ende des November-Monats 1196 der Kammerherr von Pommore vor dem Schloß der Gräfin von Lauremont, und übersah sowohl das altväterische Gebäude, als den nicht allenthalben reinlichen Hofplaz, indem er die Erlaubniß der Gräfin erwartete, aus seinem Wagen in ihr Zimmer kommen zu dürfen.

Fräulein Durville hatte schon seit Florivels Abzug den entscheidenden Augenblik mit derjenigen Furcht erwartet, die uns bei einer nicht ganz unschuldigen Heimlichkeit peinigt. Sie hätte, indem Herr von Pommore gemeldet ward, gewünscht: Meilen weit entfernet zu seyn; doch durfte sie nicht von der Gräfin weichen. Ihre Verlegenheit war sichtbar! — was ist das, Nanette! wie entfärbst Du Dich so? — Ich weiß nicht, Tante, mir ist so angst! — der Kohlendampf —
oder der Kammerherr vielleicht? — laß mir die Narren-Grillen aus dem Kopf, Mädchen! oder ich werde wissen, was zu thun ist.

Die

Die wenigen Worte waren für Fräulein Durville die kräftigste Herzens-Stärkung; der angedrohete Zwang sezte sie schnell in die Gemüths-Fassung, die allein bewürken konte, daß Branchenard seinen Endzwek erreichte.

Frau Gräfin von Lauremont, der bei dem Besuch nichts Gutes ahndete, wünschte Herrn von Pommore von ganzem Herzen zum Henker, ließ aber dennoch versichern, es würde viele Ehre seyn, und befahl, für die Bediente und Pferde zu sorgen.

Pommore fand in der Manier der Unterredung und dem Anstande der Gräfin eine vollkommene Hof-Dame, freute sich aber, daß ihm an der Ausrichtung seines Auftrags wenig lag; denn die Miene der Frau von Lauremont schien ihm eine Laune zu verbergen, bei der man sehr wohl mit einem Antrag abblizzen konte.

In der Verfassung blieb Pommore, seiner Gewohnheit nach, von Herzen fröhlich, bat die Gräfin, die Antwort bis auf den folgenden Tag zu überlegen, und studierte, während der Zeit, die beiden Mädchens ein bisgen, — die er mit allerlei Possen unterhielt — in so weit Mädchen sich ausstudieren lassen.

Die Gräfin, die fest beschlossen hatte, eine abschlägige Antwort zu geben, sprach von nichts, als Schwierigkeiten, war viel zu mürrisch, um zu lachen,

 und

und schier unerträglich bei aller ihrer affectierten Höflichkeit.

In einem Augenblik, — wo sie das Zimmer verlassen mußte, ohne, daß sie, von Nothwendigkeit übereilt, auf eine gute Art die Fräuleins vorher hatte entfernen können, — bat Fräulein Beauchamp Herrn von Pommore recht sehr, sie bei der Gräfin zu lassen; und Fräulein Durville bat ihn eben so sehr, sie mitzunehmen, sey mit Güte oder mit Gewalt. Und da wette ich, sagte Herr von Pommore, hat die eine eben so viel Unrecht bei ihrer Bitte, wie die andere; für euer Bestes sollte ich gerade das Gegentheil erfüllen! Sie, Fräulein Beauchamp! wären bei Hofe sehr wohl; und Sie, Fräulein Durville! wenn nicht bei der Tante, doch am besten auf dem Lande. Aber, was ist denn da für Lärmen? — ah Dieu merci! rief Fräulein Durville, die aus dem Fenster gukte, Dieu merci, Branchenard!

Die Gräfin war bei dieser neuen Meldung zu Schwindel und Ohnmacht fertig. Pommore, der den Knif zu errathen glaubte, wäre im Aerger zur Parthei der Gräfin übergegangen hätte seine Durchlauchtige Herzogin vor einigen Tagen aufrichtiger mit ihm geredet; nicht zum Minister geboren, wußte er nicht, wie er dran war, hielts fürs sicherste, Branchenard die Sache zu überlassen, und sich ruhig zu verhalten, sie falle aus, wie sie wolle.

Pom-

Pommore sagte also dem Kammerherrn des Herzogs, was geschehen sey, und überließ ihm die Sorge desjenigen, was noch geschehen sollte, wovon denn Branchenard äußerst zufrieden war.

Branchenard fieng an, die Gräfin wegen des unvermeidlichen Verlusts der beiden Fräuleins zu bedauren, indem er versicherte, der Herzogin sey so sehr daran gelegen, die allerliebsten Mädchen in ihrem Dienst zu haben, daß er mit einem Hand-Briefe dem Herrn von Pommore nachgeschikt geworden, um unbezweifelt die Einwilligung der gnädigen Gräfin zu bewürken.

Die Gräfin wandte sich immer im nemlichen Zirkel, und, wenn Herr von Branchenard glaubte, nun sey sie endlich erst an seinem Punkt gerathen; so sprang sie ab, und stand, ehe er sich es versah, auf das ohne andre Ursache der Herzogin, ohne eine nähere Erklärung zu geben, als daß sie dieser andern Ursachen gar viele habe.

Meine Leser sehen wohl ein, daß das Ding sehr schief hätte ablaufen müssen, wäre nicht der Ausdruk des Unwillens und der Ungedult in den streitenden Partheien durch den Grad Welt-Ton und Höflichkeit gehindert worden, der — wenn gleich angenommen — so sehr zur Natur wird, daß er in kritischen Fällen jedesmal aus der Noth hilft.

Wir reden hier weder von denen, die so natürlich grob sind, daß sie Höflichkeit verfolgen — ver-

abscheuen — verachten, sie für schuldige Unterwürfigkeit annehmen, und durch Nachgeben unerträglicher werden. Eben so wenig von denen, die sich vom lieben Gott privilegiert glauben, Sottisen zu sagen; denn gegen dem, der sich den geselligen Ueberwindungen nicht unterwerfen, und das Betragen Anderer mit Aerger für einen Vorwurf des seinigen ansehn will, ist nichts anders darauf, als ihn meiden, oder sich in Respect zu sezzen.

Diese Art Menschen, theure Leser! ist glüklicher Weise nicht die gewöhnliche; bei den meisten Adams-Kindern finden sie den Widerhall des Tons in dem sie stimmten. Wahre Freundschaft und die Herzens-Güte, die aufrichtig für ihr Vergnügen sorgt, treffen sie selten; ists ihnen daher um die Dauer ihrer gewählten Verbindungen, um die kleinen Aufmerksamkeiten zu thun, die das Vergnügen aufs ganze hinstreuen: so befleißigen sie sich höflicher Gefälligkeit gegen Jedermann, und lernen die kleinen Aufopferungen tragen, die die Launen Anderer ihnen auflegen könten.

Wieder auf unsere Geschichte zu kommen, so war Branchenard im Begrif, zu fürchten: seine Geschiklichkeit mögte am Eigensinn der Frau Gräfin scheitern.

Mais Madame, sagte er daher, Sie kennen genau die Verpflichtung der Familie Beauchamp gegen den Durchlauchtigen Herzog; wenn die Herzogin,

zogin, die in ihrem lezten Briefe nichts von andren Ursachen sagt, durch ihre abschlägige Antwort beleidigt, ihren Gemahl überreden sollte, Ihnen das Fräulein unbedingt abfordern zu lassen, müßten Sie alsdann nicht Fräulein Beauchamp auf den Befehl unsers allergnädigsten Fürsten von Sich lassen? würde er nicht, alsdenn gegen Sie aufgebracht, gar leicht bewürken können, daß Sie Fräulein Durville ebenfalls verlören.

Gräfin. Es giebt Wege, um das zu hindern.

Branch. Verzeihen Sie, gnädige Gräfin! eine befehlende Macht kan alle Wege sperren. Heirathen und Klöster —

Gräfin. Herr von Branchenard —

Branch. Verzeihen Sie, gnädige Gräfin! daß ich meinen Auftrag mit alle der Treue auszurichten suche, die ich so äußerst gnädigen Fürsten schuldig bin. Ich fühle, wie wehe es Ihnen thun muß, Sich von Allem zu trennen, was Sie lieben; thue daher gerne, was in meinen Kräften ist, für die Zufriedenheit einer Dame, die am Hofe so vorzüglich geschäzt wird; ja, gnädigste Gräfin! ich will zufrieden seyn, meinen Auftrag zur Hälfte zu erfüllen.

Gräfin. Gut, Herr von Branchenard! es bleibt also bei dem geschehenen Vorschlag, und ich werde mir die Ehre nehmen, der Durchlauchtigen Herzogin meine Ursache zu sagen.

Branch. Verzeihen Ew. Gnaden! — die Frau Gräfin, meinte ich, behielten von den Fräuleins eine, und die andere bestimmten Sie zum Dienst der Herzogin. Die Brüder der Fräulein Beauchamp können durch ihre Dienste das Zurükbleiben des Fräuleins aufwiegen, um ihrer Familie den Credit zu erhalten, in dem sie steht; Fräulein Durville dagegen kan unter Ihren Augen im Vaterlande ein glänzendes Glük machen. Folgen Sie meinem unterthänigst gegebenen Rath, gnädigste Gräfin! verlieren Sie lieber etwas mit gutem Willen, als — Alles!!

Der Kammerher, der sehr genau auf die Mine der Mädchen gemerkt hatte, glaubte nichts zu wagen, wenn er noch etwas von eigner Wahl hinzusezte.

Darf ich reden, gnädige Tante! sagte Fräulein Beauchamp, — indem sie die Hand der Gräfin küßte — so bitte ich, lassen Sie mich bei Ihnen bleiben, wo ich so gerne bin.

Die Gräfin durch diese unerwartete Bitte ihres Lieblings gerührt, konte sich einer unwillkürlichen Thräne nicht erwehren. Mit Bitterkeit blikte sie auf Fräulein Durville, die das Näsgen in die Höhe warf, — das sollst du denn auch, mein Kind! sagte sie zu Fräulein Beauchamp; und sie, Fräulein Durville! reisen sie meinetwillen, weil sie nicht die mindeste Lust zum Bleiben verrathen.

Fräulein Durville, die bei allen schlimmen Anlagen noch nicht ganz verdorben war, — empfand in den Augenblik, da sie ihren höchsten Wunsch erreicht sah, den Blik und die Worte der Gräfin, wie Dolchstiche, und die Dankbarkeit, die sie der Frau von Lauremont schuldig war, — die sie als Kind aus dem Schutt eines zerstöhrten Schlosses hervorsuchen ließ, um sie aus Nichts zu einem glüklichen Mädchen zu machen — drang sich ihr, wie Zentner-Last, aufs Herz; sie schlich langsam zur Gräfin, und bat mit dem verstokten, thränenlosen, und doch Schaam bezeichnenden physiognomischen Ausdruk, der Gefühl von Schuldigkeit und Mangel an guten Willen so redend im Gesicht malt, um ihre Verzeihung.

Der Gräfin, die sich unmöglich für Fräulein Durville aus den Folgen etwas Gutes prophezeien konte — mußte es nothwendig schmerzen, eine ihrer Zöglinge als verloren anzusehn; daß ist gut, sagte sie, und wischte eine Thräne weg.

Fräulein Durville konte sich den Gedanken nicht verwehren, daß sie gethan hatte, was sie konte, und hier schwebte kalter Troz, als herrschende Empfindung, in ihren Zügen.

Fräulein Beauchamp, das Niemand leiden sah, ohne, daß die Güte ihres Herzens zu seinem Besten sehr beredt ward, und das der Verlust der Gespielin aufrichtig betrübte, ward durch eigne Empfindung

nur

nur mehr gereizt, Andere zu erfreuen; die Fremden waren ihr kein Hinderniß; sie fiel Fräulein Durville um den Hals. Komm, sagte sie, ich weiß gewiß, Du fühlst in diesem Augenblik, wie viel Du unserer guten Tante zu danken hast, und kanst es nicht ertragen, daß sie unwillig auf Dich ist; komm! ich will nicht ablassen, mit Dir sie zu bitten, bis sie Dir wieder gut wird; und nun mit Fräulein Durville zur Gräfin, — der sie den Hang zum Vergnügen in den Jahren der Jugend mit so vieler Naivität schilderte, daß diese Darstellung unschuldiger natürlicher Ideen die beste Entschuldigung war, die man für ein Mädchen finden konte, was die Freuden der Welt einem alten verrosteten Landschloß vorzieht, wenn es gleich — durch diesen Vorzug beleidigt.

Fräulein Beauchamp versprach dabei so viel Gutes von dem Betragen ihrer Cousine, und wußte — an ihrer Stelle — der Tante so viel verbindliches zu sagen; Fräulein Durville, so zu rechter Zeit bejahen oder verneinen, gewiß oder gewiß nicht sagen zu lassen, daß ihre Gewissens-Angst in freudiges Gefühl, und der Unwille der Gräfin in gütige Besorgniß übergieng.

Pommore, der damals von ganzem Herzen gewünscht haben soll, so schön zu seyn, als der Cicisbeo der Dame Venus, versicherte der Gräfin, daß die Gesellschaft der Fräulein Beauchamp hinreichend wäre, über jeden Verlust zu trösten.

Bran-

Branchenard, der die Gemüther besänftigt genug glaubte, um sich wieder in die Unterredung zu mischen, überreichte der Gräfin aus der Hand des Herzogs — aber im Namen der Herzogin — einige Kostbarkeiten zum Geschenk, die sie annahm, aber die sie in dieser Stimmung nicht erfreuten.

Die Abendmalzeit, sagte Herr von Pommore nachher zur Herzogin, war so still und ceremonieus, daß ich sie für nichts anders, als für das feierliche Leichenbegängniß der dazu abgewürgten Thiere halten konte.

Dle Gräfin ließ sich zwar durch Fräulein Beauchamp trösten; in ihrem Herzen hingegen war sie bitter über den ganzen Vorfall, und Fräulein Durville bekam noch am nemlichen Abend eine derbe Lection, als die Gesellschaft aus einander gegangen war, mußte auch in der Schlafkammer der Gräfin das Nacht-Quartier halten.

Am folgenden Morgen schrieb Frau von Lauremont an die Herzogin, und nun übergab sie Fräulein Durville dem Herrn von Pommore, um sie Ihr Durchlaucht einzuhändigen, mit allen Nothwendigkeiten ausgesteurt, die die Gräfin ihr bey einer Heirath würde gegeben haben. Fräulein Durville ward auch mit Rosette versehen, damit es nicht an einer Personne de Confiance fehlen mögte; denn dies Tierchen hatte sich — auf Rechnung des ganzen Hau-

Hauses — die höchste Gnade der Gräfin vollkommen zu erwerben gewußt.

Damit denn gieng es zur Abreise und zum Abschied, bey dem Frau von Lauremont Fräulein Durville dem Schiksale empfahl, und sie als Hof-Dame behandelte; Fräulein Beauchamp von Grund des Herzens weinte; Fräulein Durville dem Himmel dankte, daß es so weit gekommen war; Rosette, die Verstellung aufs höchste trieb; Branchenard viel Worte verschwendete, und Pommore den Damen seine dankbare Ergebenheit versicherte.

Als Fräulein Beauchamp die Reisenden nicht mehr gewahr werden konte, und sich nun umwandte, sah sie die Gräfin weinen.

Beßte Tante, weinen sie nicht! — ich bitte; — Nanette wird Ihnen gewiß Freude machen.

O Kind! — das der Lohn aller meiner Sorgfalt!! Du kennst Nanette nicht!! —

Sie hat ihre Fehler; aber, sie ist auch noch so jung, sie wird sich gewiß bessern.

Ja, sie am Hofe sich bessern! Du kennst die Welt nicht! — aber, sie hat ja, was sie wünscht; laß sie! — Denkst Du wohl, daß die ganze Sache verabredet gewesen ist? — daß Fräulein Durville um Alles gewußt hat? — das Mfr. Florivel vor zehn Tagen hier gewesen ist, um des gnädigen Fräuleins Gesinnung zu erforschen? — denkst Du, daß Nanette an Herr von Branchenard geschrieben: er möge nur kommen und sie holen?

Aber, meine beste Tante!

Das ist wahr, Isabelle! — das kanst Du glauben! Wie wäre das möglich! — wie! — hätten Sie das nun erst erfahren, oder wußten Sie es schon?

Ich wußte das noch nicht, wenn Rosette es mir nicht gesagt hätte, der sie es gestern erzählt hat; denk Dir die Falschheit!

Gestern? — wenn? — Nanette hat ja den ganzen Tag nicht mit der Jungfer gesprochen, und die Nacht schlief sie in ihrem Zimmer!

Gestern, sage ich Dir, hat sie es Rosette erzählt; ihr ist Alles möglich!

Erlauben Sie, beste Tante! — entweder Rosette lügt, oder sie hat vom Anfang um den ganzen Handel gewußt; in beyden Fällen aber hieß das Ihre Güte und Ihr Zutrauen gewaltig misbrauchen.

Höre, Isabelle! ich weiß wol, wem ich trauen und nicht trauen darf; das überlaß mir, und nimm Du Exempel an der Durville, mache mir solchen bittern Kummer nicht! —

Die Gräfin fieng von neuen an zu weinen; Fräulein Beauchamp, die mit voller Stärke empfand, daß ihre Meinungen selten mit den Meinungen der Tante übereinstimmten, combinirte das Exempel mit Bonfort, und weinte ebenfalls. So gieng dieser Tag nebst zwey anderen hin.

Am dritten kam Herr von Rosiere, um die Gräfin und die kleine Beauchamp — die ihm sehr lieb

 war —

Bayerische
Staatsbibliothek
München

war — zu trösten und aufzuheitern, mit Herrn und Frau von Caumont, und, wie meine Leser hoffentlich nicht ungerne sehn, mit Herr Bonfort.

Da war denn wieder Friede und Freude; die Gäste übernachteten im Schloß, und die Gräfin ließ sich erbitten, mit der Gesellschaft einige Tage bei Herr von Rosiere zuzubringen.

Es giebt bei kleinen Reisen immer kleine Gelegenheiten, sich einander mehr zu nähern, und diese hätte Bonfort nicht können ungenuzt entwischen lassen, wenn es sein Leben gegolten hätte.

Bei Herr von Rosiere war es nun gar ein herrlich Leben; den Nachmittag kam noch mehr Gesellschaft; unerwartet war Musik da, und im Hui tanzte Jung und Alt. Hand in Hand mit Fräulein Beauchamp, wehrte sichs Bonfort lange, dies geliebte Händgen zu drükken; endlich, von der Gewalt seiner Empfindung überwältigt — siegten Liebe und Gelegenheit, so auch bei Fräulein Beauchamp.

Der Bal war zu Ende; ach! dachte Bonfort; ach! dachte Isabelle, daß doch die unschäzbar süßen Augenblikke ewig gedauert hätten!

Am folgenden Tage begegneten sich ihre Augen oft, weilten und weilten, und trennten sich ungerne von dem Blik, den sie aufsuchten; sagten sich so viel, und nie genug für den Wunsch des liebenden Herzens.

Vor der Gräfin nahm man sich in acht, und sonst vor Niemand: denn Herr von Rosiere war ein ver-

Bayerische Staatsbibliothek München

vernünftiger, recht guter Mann, dem man gerne Alles gestand, was man dachte; den Vetter Caumont und seine Frau fürchtete man eben so wenig.

Am Abend — allein in ihrem Zimmer — war die arme Beauchamp so von Liebe und Gehorsam gefoltert, daß sie ihr bisgen Vernunft am Ende fand, und nicht einen Ausweg zu ihrer Rettung sah, als lebendigen Tod im Kloster.

Bonfort — auch allein — hatte nie so die hundert-tausend Schwierigkeiten gefühlt, die sich seinen Wünschen entgegen sezten; es ward ihm zu enge im Schloß, und er gieng unterm blauen Sternen-Himmel ins Freie.

Schon tief genug im Garten, wandte er sich wieder dem Schloß zu; da erblikte er — vielleicht suchte er auch das — einen Lichtschimmer in einem Fenster, schnel dachte er: das ist sie! — wer könte sonst noch wachen? hastig gieng Bonfort dem Schimmer nach, und, weiß der Himmel wie es zugieng, er spazierte nicht lange noch am Lichtschein, als er Fräulein Beauchamp am offenen Fenster gewahr ward.

Sind Sie das, Isabelle? — fragte er leise und blieb stehen.

Wie Isabelle ans Fenster gekommen war, wußte sie selbst nicht; wir könnens also nicht mit Gewisheit sagen. Wahrscheinlich, weil sie nichts dachte, als — Bonfort und Kloster, ahndete sie, was sie gehen hörte, sey er, und es wäre so gut auf Rose-

beau, wie in jenem immerwährenden Gefängniß, verzeihlich durchs Gitter zu sprechen. Dem sey, wie ihm wolle; Isabellens Herz klopfte gewaltig, und der liebenswürdige junge Mann hatte sich in keiner bestandenen Gefahr so erschüttert gefühlt, als hier am Fenster seines Mädchens.

Sind Sie das, Bonfort? flüsterte Fräulein Beauchamp; ach, um Gottes Willen, gehen Sie! ich bin das unglüklichste Geschöpf, merkt die Tante, daß Sie hier sind: —

Trennt uns nicht dies Gitter, Beste? — die Tante schläft; ein Wort nur, Isabelle!

Bonfort, ich bin in Todes-Angst!

Sein Sie unbesorgt, Liebe!

Damit stand Bonfort auf dem obersten Absaz einer Reihe Steine, die bis ans Fenster des Fräuleins hinaufleiteten.

Fallen Sie nicht, um Himmels Willen, lieber Bonfort, fallen Sie nicht! sagte Isabelle, indem sie ihr kleines Händgen durchs Gitter strekte, um ihn zu halten.

Bonfort. Hat nichts zu sagen, Liebgen! — ich stehe hier ganz fest, laß uns diesen glüklichen Augenblik nicht durch unnüzze Furcht verderben. Isabelle! — eine Pause, — Isabelle! ist das Liebe, was ihr Auge spricht?

Isabelle. Mir war nie so; ist das Liebe, so — lieb ich.

Bonf. hastig, Dank, Engel, Mädchen, Dank!

Isabelle. Ach — und die Tante! — horch! — sie hustet!

Bonf. Würden Sie so viel Muth haben, als meine Groſsmutter? Liebe, würden Sie?

Isab. Was machte die? — sagen Sie mir geschwind, und dann gehn Sie, Liebster! — sie wacht, — sie wacht gewiß!

Bonf. Ei, so schläft sie ja doch neben an und kan hieher nicht sehn!

Isab. Aber aufstehn kann sie!

Bonf. Nicht doch, Liebe! sie fürchtet die Erkältung; aber, Sie frieren, Isabelle!

Isabelle bebte mehr aus Angst und Empfindung, als sie fror; so gieng es auch dem edlen jungen Mann, er hatte Mühe, sich auf die erkletterten Steine zu halten.

Mir fält was ein, Isabelle! sagte Bonfort nach einigen stummen Augenblikken — stehen Sie Morgen zeitig auf, und, ehe sonst noch Jemand da ist, kan ich Sie mit Anstand, und ohne, daß Sie frieren dürfen, im Geselschafts-Zimmer sprechen.

Fräulein Beauchamp fand den Vorschlag nach ihrem Sinn; die Stunde der Zusammenkunft ward festgesezt; die Liebenden nahmen oft Abschied, und hatten sich immer noch etwas zu sagen.

Endlich stieg, mit würklicher Gefahr, Bonfort die Mauer herab, und — jedes für sich allein —

wußte nicht, ob es wachte oder träumte, gewacht oder geträumt hatte; jedes fühlte sich im Taumel des Glüks, und von Furcht und Unruhe gemartert; jedes wünschte sich in die selige Zeit zurük, wo es ruhig schlafen konte, und keines hätte, für alles andre Erden-Glük, die Erwartung auf den folgenden Morgen aufgegeben.

Es ist ausgemacht, daß der einfältigste Schafskopf von einer Mannsperson viel leichter den wahren Knoten der Sache trift, als das klügste Weib; Herr Bonfort daher, der oben drein ein vernünftiger Mann war, suchte sich zu fassen, so schnel er konte, und überdachte, wie er das glükliche Morgenstündchen am nüzlichsten für sich und Isabelle anwenden möge. Er gebrauchte das Schreibzeug, was er als Kaufmann allenthalben mit sich führte, und sezte — damit ihm die Erzählung keine Zeit verdürbe — die Geschichte seiner Großmutter für Fräulein Beauchamp auf; zugleich bat er sie, an dieser vortreflichen Frau Beispiel zu nehmen.

Nachdem faßte er den Entschluß, am folgenden Tage mit Herr von Rosiere zu reden, und ihn und den Herrn von Caumont in sein Interesse zu ziehen. Darauf legte er sich zu Bette und schlief, wie man schläft, wenn man, zu lange zu schlafen, fürchtet.

Fräulein Beauchamp hingegen huschte schnel ins Bett, so bald sie Bonfort nicht mehr sah; schlummerte, aber schlief die ganze Nacht nicht;

bald wekte sie der Gedanke an Bonfort, bald die Furcht für die Tante, bald der Schein des Lichts, was sie hatte brennen lassen: und um Dreiviertel auf Drei war sie schon angekleidet im Geselschafts-Zimmer.

Sie, die noch niemals gelogen hatte, fand sich genöthiget, den Bedienten eine Lüge vorzusagen, um ihn zu entfernen; und in der äußersten Beklemmung mußte sie eine außerordentliche Heiterkeit annehmen, um damit ihr frühes Aufstehn zu entschuldigen; nun blieb sie, nachdem sie schon hundertmal gefürchtet, die Leute würden noch im Zimmer seyn, wenn Bonfort käme, eine lange Viertelstunde allein. Angst, Verdruß über dies Ausbleiben, inre Vorwürfe, kreuzten sich in Isabellens Seele; sie fühlte ihr ganzes Dasein zerrüttet: da kam — Bonfort.

Daß er Isabelle liebevol ans Herz drükte, stellen wir uns vor, und daß er beim Kaminfeuer eine stärkere Gabe besaß, Muth einznreden, als am kalten Gitterfenster, glauben wir, denn unser Manuscript sagt: Fräulein Beauchamp sei in wenig Minuten von aller Angst, Verdruß und inrer Vorwurf frei, und nach ihrer Meinung das glüklichste Mädchen auf der ganzen Welt gewesen.

Als diese, für die theilnehmende so trostreiche Unterredung, ein Weilchen gedauert hatte, schlich Isabelle zurük in ihr Zimmer, und Herr Bonfort

 blieb

blieb mit in einander geschlagenen Armen am Kamin sizzen.

Zuerst störte ihn Herr von Caumont in seinen süßen Träumen.

Aber sagen Sie mir, Vetter, fieng Herr Bonfort an, in welcher Absicht haben sie mich bei der Gräfin von Lauremont eingeführt?

Ei warum? um Bekantschaft zu machen und Wein zu verkaufen, lieber als ein Andrer.

Fräul. Beauch.: Daran dachten Sie wol nicht?

Fräul. Beauchamp! was soll ich davon denken? daß Sie keinen Wein braucht; aber ein allerliebstes Mädchen ist. Ein allerliebstes Mädchen; was thut das zur Sache?

Vetter, komt dem Feuer nicht zu nah, ihr brent euch!

Spukts bei Euch, Vetter? Ihr habt ia den Kamin belagert. Ich sizze eine Meile davon, mir friert das Herz im Leibe; und ihr schwazt vom Verbrennen.

Man versteht schlecht mit erfrornem Herzen. Sezt Euch hier, Vetter.

Dies versteh' ich; aber der Henker versteh', was Ihr sonst zusammen brachtet.

Wärmt Euch nur erst ein wenig durch. Die Bekantschaft, die Gräfin, Fräulein Beauchamp, was ich dachte, keinen Wein, das Feuer und mich — so wiederholte Caumont ein paarmal — guter

Bon-

Bonfort, Ihr habt sicher nicht ausgeschlafen! wahrhaftig, Ihr seht mir so aus!

Bonfort ward über und über roth. Ei, über die Stumpfheit! rief er; sprecht weder von Gräfin, noch Wein, noch Euch, denkt über meine Bekantschaft mit Fräulein Beauschamp; wenn Sie Feuer wäre und ich Holz, solt's da nicht brennen, wenn man uns nahe brächte?

Allerdings! erwiederte Herr von Caumont; aber sie ist ia kein Feuer, und Ihr — indem er Bonfort nachdrüklich die Hand schüttelte — seid auch meiner Seel' kein Holz, Vetter!

Und doch brents —

Brents? wo?

Hier, sagte Bonfort, und wies aufs Herz.

O, nichts anders, das löscht wol wieder; ich dachte, was los wäre, da läuft der ganze Lärmen auf Possen hinaus.

Possen? ich liebe Fräulein Beauchamp in ganzem Ernst.

Das thu ich auch.

Liebt Ihr sie? liebt Ihr sie bis zum Heirathen?

Wenn ich kein Weib hätte, warum solte ich sie nicht heirathen?

Nun, so werden Sie mir wol nicht verargen, Vetter, daß ich sie zu heirathen wünsche, da ich keine Frau habe, und verstehen Sie mich izt ganz, über alle Beschreibung in Fräulein Beauchamp verliebt bin.

Possen,

Possen, Possen! mit dem Heirathen aus Liebe; verliebt sein, Vetter, ist Thorheit, Tollheit, Einbildung, Gewinsel! wer sich im Anfal vom Fieber eine Bestimmung fürs Leben wählt, ist nicht recht gescheut. Ich dachte, Vetter, Ihr wär't ein vernünftiger Kerl.

Ich hoffe, Sie sehen mich darum nicht für etwas anders an, weil Ihre und meine Begriffe von Liebe verschieden sind. Wenn ein Frauenzimmer eben so viel Werth als Reiz hat, ist derjenige nach meiner Meinung nicht zu tadeln, der den Wunsch hegt, dies angenehme Geschöpf, durch eine untadelhafte Verbindung, auf immer zu besizzen. Dachten Sie nicht etwas ähnliches, als Sie heiratheten?

Ich denke, Vetter, Ihr habt schon manches Mädchen gesehn, was Euch gefiel, dies verraucht auch, wie ienes, und wenn Ihr einmal heirathen müßt, findet Ihr schon eine gute Frau, ich wil wol dafür sorgen.

Wenn Ihr das wolt, so ist gerade izt Zeit dazu; es mögte Euch in der Folge an dem Wichtigsten bei der Sache fehlen, an meinem Willen den Bräutigam abzugeben.

O das findet sich, wenn Zeit und Stunde da ist, wenn man muß.

Der Unterschied, von Mädchen zu Männern, ist sehr groß; ich denke nicht, daß ich ie von Zeit und Umstände die Gefährtin meines Lebens annehmen will.

Desto

Desto lieber aber, Vetter, nehme ich von Euch einen Freundschaftsdienst an, und ich bitte Euch, erzeigt mir denselben; sprecht mit der Gräfin, und überredet sie, mir Fräulein Beauchamp zur Frau zu geben. Ich weiß, ich treffe Eure schwache Seite, Ihr seid ganz Freund Eurer Freunde.

Ihr gebt mir da eine verhenkerte Commißion, Vetter! mit einem eigensinnigen alten Weibe Ernst reden, ist schon schlim. Ihren Stolz und Vorurtheile angreifen, so gut als einen Zug wider die Sarazenen gewagt. Wer aber seinem Freunde nicht dient, wo er kan, und wie er kan, ist ein Schurke. Da, die Hand darauf, ich will für Euch reden, wie der heilige Augustin; gehts dann nicht, so bleibt ein braver Kerl, und schwärmt nicht Unsinn, als ein Narr.

Wie warm Bonfort Herr von Caumont die redliche Güte dankte, mit der er gegen ihn handelte, wollen wir nicht sagen, weil das ein Jeder leicht schließen kan, der Wohlthat zu schäzzen weiß; und wer für dies Gefühl keinen Sinn hat, solte er auch verliebt seyn — brauchts nicht zu wissen.

Dann giengen die beeden Freunde ins genauere Detail ihres Endzweks, wobei beschlossen ward, Herr von Rosiere die Sache zu vertrauen.

Nun Vetter, sagte Caumont, eins noch, folgt meinen Rath, und treibt keine von den Tolheiten, die wenig einbringen und viel verderben; denkt, daß der Verräther nie schläft.

Bon-

Bonfort entfernte sich, um Fräulein Beauchamp schriftlich zu sagen, was geschehen war; ein Beweis, daß er Herr von Caumont nichts mehr versprochen hat, als was ieder Verliebte zu beobachten hoft — nöthige Vorsicht.

Herr von Caumont nuzte indessen die Gelegenheit, mit Herr von Rostere allein zu sein, um ihn ganz in Bonforts Interesse zu ziehen; aber Herr von Rostere, so ein lieber guter Mann er sonst war, fand, zu seines Freundes Aerger, dem Dinge viele Schwierigkeiten. Es ist wahr, sagte er, daß Bonfort sehr liebenswürdig und ganz ein Mann ist, wie derienige sein sol, der Schwachheit, oder eine ausserordentliche Art, zu handeln, durch seine Person entschuldigen muß; allein die Gräfin, so sehr sie von ihm eingenommen scheint, wird nicht thun, wie Sie und ich thun würden, wenn wir für Bonfort eine Tochter oder Nichte hätten. Sie sollen sehn, das geht nicht; ich wünschte, das liebe Mädchen dächte, daß sich leicht ein liebenswürdiger Edelmann für sie, und Bonfort, daß er außer Isabelle ein reizendes, gutes Mädchen finden kan. So bald die Unmöglichkeit nicht da ist, — und die hat nirgend statt — ein Geschöpf von Werth und Annehmlichkeit in iede Classe, für sich aufzufinden, muß man, deucht mir, beim Heirathen auf die Gleichheit des Standes sehn; selbst dann, wenn sich etwas weniger Vollkommenheit treffen solte,

wird

wird dieser Mangel durch Befolgung eines Vorurtheils aufgewogen, was nicht mehr zu besiegen ist.

Was Sie da sagen, Freund! erwiederte Herr von Caumont, lasse ich, in Absicht auf die Männer, gerne gelten, die meinetwillen dafür sorgen mögen, daß die Vortheile des alten Adels ihrer Familie nicht durch eine Grille entgehn, die Ihnen einmal eines Mädchens wegen in den Kopf stekte. Ich will mich über die an sich ganz ungereimte Meinung nicht weitläuftig einlassen, nach der ein Edelmann seiner Familie Vortheile zuwendet, wenn er von Vater auf Sohn ein adelich Mädchen heirathet, mit deren Verstand und Betragen man zuweilen Thüren sprengen kann, und nach der er mancher Vorzüge verlustig wird, — nicht, wenn er ein ehrlich bürgerlich Mädchen halb oder ganz anführt, — sondern, wenn er sie heirathet; aber das, wahrhaftig! ist eine der höchsten Thorheiten, wenn wir unsre Töchter zu gut halten, um sie einen braven Mann zu geben, der, außer Brief und Siegel, alle Eigenschaften besizt, die man von einem Edelmann fordern solte. Ist's besser, daß die armen Geschöpfe vergebens einen Ritter erwarten, bis ihre besten Jahre vorbei sind, und nachher alte Hausregister abgeben bis an ihr Ende, mit denen, für Eigenheiten, kein Mensch umkommen kan; oder, daß sie sich in Klöstern von andrer Fett nähren, indem sie ihren Eltern oft die sorgenfreie Bestimmung, die ihnen

Lange=

Langeweile macht, wenig danken? Nein, Freund! bei meiner Seel! so ein Vorurtheil taugt zu nichts, als daß es ausgerottet werde mit Strumpf und Stiel.

Herr von Rosiere räumte das für seinen Theil willig ein.

Und, wahrhaftig! fuhr Herr von Caumont fort, es kan für die Mädchen üble Folgen haben, sich nach Wahrscheinlichkeit von aller Hofnung auf den Ehestand ausgeschlossen zu sehn; das Beispiel alter Jungfern reizt selten zur Nachahmung, müßte man nicht Vorfällen unangenehmer Art durch eine vernünftigere Einrichtung zuvorkommen? Der Mensch, Freund! bleibt Mensch, und läßt sich zum Engel weder predigen noch prügeln, wie einer unsrer neuen Schriftsteller sagt.

Freilich, erwiederte Herr von Rosiere, hat der vernünftige immer viel Mittel, besonders die Leidenschaften zu zähmen, die ihm offenbar nachtheilig sind; und wahre Frömmigkeit, die jedes Alter begleiten solle, hat deren noch mehr. Allein, die Sache physisch und nach Erfahrung betrachtet, wäre es immer besser, eine Einrichtung zu treffen, die dem Menschen, der bei den besten Vorsäzzen allemal eine gewisse Schwäche behält, nicht gar zu starke Verläugnung kostet.

Darum eben, Freund! versezte Herr von Caumont, wär's besser, wenn es, in manchem Betracht, bei uns wäre, wie bei unsern Nachbarn. Die Engelän-

länder mögen seyn, wie sie wollen, im Punkt des Heirathens sind ihre Edelleute gescheut. Bei uns nun gar, wo der Edelmann vom bürgerlichen Gewerbe wegbleibt, wie würden unsre Chevaliers und Marquis nach Vollkommenheit streben, wenn sie fürchten müßten, daß ihnen, ohne persönliche Verdienste, jeder andre würdige Mann allenthalben vorgezogen werden könte.

Wohl wahr! die Nothwendigkeit aufs künftige Brodt zu erwerben, und der Trieb der Ehre, schlagen in manches Jünglings-Seele nicht so laut, als der Wunsch von schönen Augen, mit Vorzug angesehn zu werden; und der französische Edelmann würde bei einem so mächtigen Sporn vielleicht den durch Reichthum vorzüglich geltenden Lord, und den Herrn, der durch Handlung wichtig wird, an wahrem Werth weit hinter sich zurük lassen. Auch, fuhr Herr von Rosiere fort, mögte die Realisation Ihres Gedankens über Verbindungen noch manchen andern Nuzzen bringen; unter diesen Fällen scheinen mir zwei sehr wichtig, der, wo bürgerlicher Reichthum allein den armen Edelmann erhalten könte, ohne, daß er fürchten darf, aus Stolz von einem begüterten Mädchen geheirathet zu werden, die mit Ueberwindung in Seiner Familie aufgenommen wird; und der mehr gemischte Umgang, würklich eine Sache von hohem Werth: denn, daß der Adel entweder nur mit Edelleuten umgeht, oder,

wenn

wenn er Bürgerliche sehen muß, diese, der Connection nach, von ihm für Leute angenommen werden, die er nicht braucht und unter ihm sind, ist darum selbst für den Adel schlim, weil jede Gattung Menschen, die sich in ihr Ich zurük zieht, auch in diesem Ich wie ein Fruchtbaum verdort, der sich allein von den paar Fuß Erde nähren soll, auf denen er steht. (*)

Ich darf also hoffen, sagte Herr von Caumont, daß Sie bei der Gräfin ein Wort für Bonfort reden und meinen Antrag unterstüzzen werden.

Warum das nicht, wenn ich gleich die Gräfin zu gut kenne, um zu glauben, daß sie jemals darin willigen wird. Vergeblich werden Sie alle Ihre gesagten Gründe anführen, sie wird auf die einmal angenommenen beharren, die ich zuerst, als Gründe der Beruhigung, für Bonfort und Isabelle angab, und daher wünschte ich, die Liebenden mögten vernünftig, und nicht wie junge Leute handeln, die Leidenschaft verblendet, und meistentheils unglüklich macht.

Hab's

(*) Die Verfasserin, um einen Vorwurf abzulehnen, den man ihr sonst gar wohl machen könte, muß bemerken, daß dieser Theil der Unterredung der beeden Edelleute mehr für die neuere als alte Denkungsart des französischen Adels paßte: denn in den vorigen Jahrhunderten verheirathete der Provinzial-Adel wenigstens seine Töchter nicht selten an Bürgerliche. Doch kan es Ausnahmen in jedem Zeitpunkt gegeben haben, und so war vielleicht der Fall in unserm Geschichtchen.

Hab's Bonfort auch schon gesagt, daß er kein Narr werden soll, wenn's mislingt; leider! weiß ich, daß die Gräfin ich weiß nicht was für ein Glük, in adlichem Stand sezt.

Sie hielt sich gewiß einzig an den äußeren Schimmer der zugestandnen Vorrechte, die durch das erblich, so bald sie nicht zugleich verdient sind, neben persönlichen Werth in ein unvortheilhaftes Licht erscheinen. Daran hat sie nie gedacht, einen angenehmen Mann, wahrer Vorzüge wegen, zu schäzzen, wenn er sich ihr nicht durch den Titel empfehlen kan; und die Gräfin läßt sich's bei allem Verstande, den sie besitzt, nicht in den Sinn kommen, es sei sowol einem richtigen Verstande, als einem guten Herzen angemessen, daß sich Niemand seines Standes oder Vermögens wegen überhebe, oder wie man dies am richtigsten ausdrükt, etwas einbildet.

Mein Seel', Freund! es wäre eine große Wohlthat für die Gräfin, wenn Sie die Dämmerung ihrer Begriffe aufklärte; ich wil das meinige beitragen, die Speranzien aus dem Wege zu räumen, die wir zu erwarten haben.

Nur ia nicht zu rasch, lieber Caumont! genährte Vorurtheile lassen sich durch eine moralische Lektion nicht leicht überwinden; wo man eines bessern überzeugen sol, muß man den guten Willen antreffen, sich überzeugen zu lassen: diesen finden

Sie nicht bei der Gräfin, verderben Sie daher nicht alles durch Ungeduld.

Nun nun, ich will mich bestens auf Geduld richten, sezzen Sie nur die gewünschte Unterredung mit der Gräfin nicht zu lange aus, und halten Sie brav meine Parthei.

Nach Tische, denke ich, könten wir die Geselschaft mit einem Balspiel beschäftigen; die Gräfin spielt es nicht, wir werden sie während der Zeit ohne Affektation unterhalten, und Sie sollen sehn, daß Sie nicht übel unterstüzt werden: denn, nach dem schlichten Urtheil meiner Vernunft, bindet sich das Glük des Ehestandes weder an Stand noch Vermögen, sondern am nöthigen Einkommen, gesunden Menschen-Verstand, reifer Ueberlegung, gegenseitigem Wohlgefallen und Güte des Herzens.

So schloß diese lange Unterredung, als die Geselschaft sich sammelte. Bonfort merkte auf einen Wink, wie seine Aktien standen. Hofnung und unaussprechliche Heiterkeit bemeisterten sich seiner, Bonfort, der immer sehr angenehm war, war in dieser Laune unwiderstehlich.

Fräulein Beauchamp, die einige Minuten lang nicht den Muth hatte, die Thüre zu öfnen, aus Furcht, verrathen zu seyn, und die aus eben dieser Ursache in ihr Zimmer geblieben war, bis sie es Ehren halber nicht länger konte, hatte das Glük, Herr von Caumont, der eben aus dem Geselschafts-

Saal

Saal gieng, an der Thüre zu begegnen. Ob er die Aengstlichkeit bemerkte, die ihre Züge ausdrükten, oder ob er gerne das Herz auf der Zunge hatte, genug, er sagte: „Keine Ursache zu einem solchen „Gesicht, Isabelle; Hofnung, Ruhe und Muth." Bonforts frohe Stimmung wirkte sehr bald diese Empfindungen in Fräulein Beauchamp, sonst fürchten wir, hätte der gute Caumont viel länger, und doch umsonst geredt.

Freude und Leben breiteten sich mehr noch, wie gewöhnlich, durch die ganze Geselschaft; dann und wann schoß freilich, wie das in unbestimten Situationen zu geschehen pflegt, ein trüber Gedanke durch Bonforts und Isabellens Seele; allein, sie sahen sich, sprachen sich, keins wolte die Zufriedenheit des andern stören, und die schwarzen Wolken theilten sich so schnel, als sie aufgestiegen waren.

Nach der Mahlzeit giengs am Balspiel und an der verabredeten Conferenz mit der Gräfin.

Mit klopfendem Herzen, zitternder Hand, im vis à vis eines Gegenstandes, der unablässig das Auge auf sich zieht, im Bewußtsein, es sei die entscheidende Stunde, sol man den Bal weder gut aufgeben noch fangen, noch unablässig seinen Flug bemerken können. Fräulein Beauchamp und Bonfort waren also bei diesem Balspiel nicht die ersten in der Kunst, dennoch hatte es für sie seine unleugbare Annehmlichkeiten.

Nach Verlauf einer Stunde kam Herr von Caumont mit düstrer Stirne im Saal. Nun, was giebts? flüsterte Fräulein Beauchamp ängstlich — indem sie den Bal hinwarf, und zu ihm lief, — Sie sehen ia zum Erschrekken finster aus, lieber Caumont.

Was solt's geben, Cousinchen? allen Respekt für die Gräfin Tante, aber sie ist wahrhaftig die stolzeste, eigensinnigste Närrin auf Gottes Erdboden. Der heiligen Einfalt kan ich es vergeben, wenn sie auf ihr Stük steht, ohne zu wissen, warum: aber Weiber, die Verstand haben, und noch mehr haben wollen, mein Seel' nicht! Fräulein Beauchamp stand da stum und staunend, den Blik zur Erde. Also, sagte Bonfort, nichts zu hoffen; — nichts ausgerichtet.

Nichts, Vetter, als eine Gedulds-Uebung für mich. Vieleicht sol's auch eine für Sie seyn, darum lassen Sie den Muth nicht gleich sinken, wer weiß, was Zeit und Umstände für Sie thun? und wer kan denn auch verlangen, Cousinchen, daß eine Sache den Augenblik nach unserm Wunsch ausfallen soll? Nur nicht ausgesehen, wie die verregneten Hüner.

Da, Vetter, hin zu meiner Frau, an mir den Ball, Fräulein, die Tante wird gleich kommen.

Kaum war ieder an seinen Plaz, als auch schon die Gräfin — der, wie Licht-Stral, der Verdacht

auf-

aufgeschossen war, Fräulein Beauchamp und Herr Bonfort müßten der Anlaß zu der mit ihr eingeleiteten Unterredung seyn — von Herr von Rosiere geführt, herein trat, um es nicht an guter Aufsicht fehlen zu lassen. Glüklicher Weise gieng es ihr, wie den großen Herren, deren Ankunft man die meiste Zeit lange genug voraus weiß, um alles in Ordnung zu bringen, ehe sie kommen.

Ich wünsche meinen Lesern lebhafte Einbildungskraft genug, sich die Manier und Miene zu denken, mit der Herr Bonfort der Gräfin entgegen gieng, um Ihr eine Parthie im Spiel anzubieten: denn ich fühle mich ganz unfähig, die Mischung von Schmerz, furchtsamer Bescheidenheit, angenommener heitern Laune, sanften, einnehmenden und doch männlichen Anstand zu schildern, die Bonforts Handlung ausdrükte.

Die Gräfin „fand gar kein Vergnügen," aber Bonfort wußte ihr das Spiel so leicht und bequem zu machen, daß sie sich in Gnaden überreden ließ, zur Last aller Theilnehmenden von der Parthie zu seyn, und über den Spaß, sowol den höchsten Verdruß, als die Absicht zu vergessen, mit Anbruch des folgenden Tages davon zu fahren.

Es ist doch eine herrliche Sache, wenn man sich zu nehmen weiß, dachte Herr von Caumont, wie er die Gräfin ein bischen weniger en humeur massacrante sah, als sie gekommen war. Das konte un-

unter uns Allen Niemand leichter ins Gleis bringen, als Bonfort, und der hätt's lassen sollen, wär' er ein dummer Dorf-Teufel, ein Gek, oder ein ungehobelter Junge. Vetter, sagt' er bei der nächsten Gelegenheit, Ihr seid, mein Seel! ein artiger, braver, gescheuter Kerl; da trinkt mit mir darauf, durchs ganze Leben mein Freund zu seyn.

Fräul. Beauchamp wünschte — die Gräfin, die aussah, als wüßte sie nicht, wozu das? mögte das gesagt haben. Bonfort nahm erröthend den Vorschlag an, blikte nach Fräul. Beauchamp und denn schnel auf die Tante.

Lange schwebt es Caumont schon auf der Zunge, und endlich mußt es heraus. Vetter, sagt er, ich wolte, ich hätte eine Tochter oder Schwester für euch, ich würde meinen Stolz in so einem Bruder oder Sohn finden.

Es ist wahrlich schade, fiel Frau von Lauremont ein, daß Ihre Fräul. Schwestern verheirathet, und Ihre Fräul. Töchter noch kleine Kinder sind. Die Freundschaft des Herrn von Caumont, erwiederte Herr Bonfort, bewegt ihn, mich mit gar zu günstigem Vorurtheil anzusehn; ich erkenne die Güte, die ich nicht verdiene, fuhr er fort, aber ich bitte, Vetter! wenden Sie sie nicht an, mich dadurch zu beschämen.

Aehnliche Auftritte gab's diesen und die beiden folgenden Tage manche; immer wand sich Bonfort

gut

gut aus der Sache; immer blieb unpartheiisch beurtheilt das Unrecht, auf Seiten der Gräfin.

Frau von Lauremont bewies sowol Fräulein Beauchamp und Herr Bonfort, wie Ihrem Wirth und seinen Freunden, das in solchem Fall zwar übliche, aber nicht eben vortheilhafte Mistrauen. Fräulein Beauchamp mußte aus angeblicher Furcht für Unvorsicht mit Licht, von der die Gräfin wolte geträumt haben, in ihrer Kammer schlafen, (*) und am Tage kam sie fast nicht von ihrer Seite; also war an keine Unterredung mit Bonfort und Caumont, aber auch an keine Unterredung mit Herr von Rosiere zu denken, der Isabelle durch ein erbetnes Téte a Téte dem Urtheil der Gräfin nicht mehr ansſezzen wolte, und dadurch gieng mehr verloren, als die strenge Wachsamkeit der Frau von Lauremont bei einem Mädchen, wie Fräul. Beauchamp war, sittsam und gut, gewinnen konte: denn Isabellens Achtung für die sanfte Vernunft des Herrn von Rosiere, war allein fähig, sie in der Stimmung zurük zu führen, in der sie gegen die Tante hätte bleiben sollen.

Izt fühlte Fräulein Beauchamp das Unrecht der Gräfin wider sie stärker, als jeden andern Gedanken, den sie von der Tante hegte — denn Em-

(*) Billig solte immer die Schlafkammer der Töchter, die Schlafkammer einer guten Mutter seyn, aber nie, um dadurch zu strafen.

pfindung von Unbilligkeit schlägt gerade in den edelsten Menschen am lautesten, und ist ganz fähig, hier zu zerstören, wenn sie den Niedrigdenkenden plaudern oder unterwürfig macht — ihr spizfindiger Ton schrekte sie anfangs, nachher erstikte er alles Vertrauen, und in Folge sann Fräulein Beauchamp auf Mittel, die Wachsamkeit der Gräfin zu betrügen.

Umsonst legte diese es darauf an, Isabelle zu fangen und auszufragen; der freie Wille zum Geständniß war einmal unterdrükt, und alles, was die Gräfin erfuhr, war, daß sie es Fräul. Beauchamp weder verargen noch hindern könte; Herr Bonfort, mit dem sie nichts Tadelnswürdiges habe, so hübsch, artig und angenehm zu finden, als er in der That sei.

Die Klugheit der Gräfin verließ sie in diesem Fall so sehr, daß sie von da an anfieng, Fräulein Beauchamp übel zu begegnen, und allerlei Verdacht zu äußern, zu dem es, ohne diese Veranlassung, Isabelle nicht würde im Sinn gekommen seyn, die Tante zu berechtigen.

Das war nun im mindesten nicht der Weg, Jemand eine vorgefaßte Meinung zu benehmen, die seinige anzurathen, und von sich zu scheuchen; die Gräfin brumte und zankte denn auch Fräulein Beauchamp nur noch näher an Herr Bonfort hin, und gab durch ihre Voraussezzungen Fräul. Beauchamp die erste Idee zum einem Briefwechsel mit ihrem Geliebten.

Die

Die beßten Bediente der Gräfin waren dem Fräulein am meisten ergeben, ohne, daß sie eine Einwendung gewagt, oder die Frage hätten aufwerfen dürfen, die eine Erklärung des Geheimnisses fordert, war sie sicher, daß sie für eine freundliche Bitte ihr iede Gefälligkeit erzeigen würden, die sie von ihnen verlangte; besonders traute sie dem gutmüthigen Jacques, er würde Verstand genug haben, zu errathen, was die Gräfin wissen oder nicht wissen solte, und Treue genug, um für keinen Preis zu plaudern. Fräulein Beauchamp stekte also Bonfort ein Briefchen zu, und that ihm darin den Vorschlag, einander durch Jacques, der zuweilen in die Stadt geschikt ward, zu schreiben.

Bonfort fand für gut, den Versuch zu machen, in wie ferne man sich auf Jacques, als Briefträger, verlassen könte, um allenfals einen übeln Erfolg zu tragen oder zu mäßigen.

Ich bitte Euch, Jacques, sagte er, gebt Eurem Fräulein dies Tuch so zusammengerollt, wenn Ihr sie begegnet, es ist eine kleine Nekkerei.

Sehr gut, Herr Bonfort, ich will es ausrichten, wenn ich dem Fräulein allein begegne, nicht so?

Das wäre wol am beßten, wenn Ihr woltet, guter Jacques.

Ach! Herr, ich diene dem Fräulein so gerne und Ihnen — darf ich auch einmal Ihre Befehle vernehmen, wenn ich zur Stadt geschikt werde?

Bonfort, der eben umsonst auf eine schikliche Einleitung sann, um Jacques dies zu sagen, hätte den Jungen schier umarmen mögen, er wolt ihm reel danken, ohne ihn zu kaufen.

Da, Jacques! gab er zur Antwort, tragt diesen Ring zu meinem Andenken, erinnert Euch dabei der Lehre, guten Menschen treu zu sein, und wenn Ihr zur Stadt geschikt werdet, komt bei mir vor, Ihr solt wenigstens jedesmal das Vergnügen haben, Eurer Freunde Gesundheit im besten Wein zu trinken.

Jacques brachte Herr Bonfort sehr bald ein anderes Tuch von Fräul. Beauchamp mit der Bitte zurük, es zu ihrem Andenken zu behalten.

Meine Leser sehen vermuthlich nicht ungerne, wenn wir ihnen den Briefwechsel mittheilen, von dem wir so viel geredt haben.

Fräulein Beauchamp an Herr Bonfort.

Bin ich strafbar, weil ich Sie auch wider den Willen meiner Tante liebe? ich hoffe das nicht: denn es steht nicht in meiner Gewalt, Sie mit Gleichgültigkeit anzusehn, so stark ichs fühle, daß ich der Gräfin alle Verbindlichkeit schuldig bin, die eine Tochter gegen ihre Mutter haben kan.

Es ist mir unmöglich, wider den Willen meiner Tante eine Verbindung mit Ihnen einzugehn; mein Herz sträubt sich wider die Undankbarkeit, der ich

mich dadurch schuldig machen müßte. Eltern, dünkt mich, könten beim Anerbieten eines glänzenden Glüks die beharrende Anhänglichkeit an erste Neigung ihrer liebenswürdigen Großmutter weit ehender verzeihen, als ich die Verzeihung der Tante hoffen darf. Warum aber, wenn ich ihren Haß nicht tragen kan, solte sie mir eine Verbindung auflegen, die für mich tausendmal unerträglicher seyn würde, als das strengste Kloster.

Denken Sie nicht, beßter Bonfort! daß ich Sie nicht genug liebe; Ihnen dies zu beweisen, bitte ich Sie um Erlaubniß, Ihnen schreiben zu dürfen, wenn Jacques in die Stadt kömt, und um die Güte, mich durch denselben zu antworten; ich will wol dafür sorgen, weder von Jacques abzuhängen, noch ihn zum Vertrauten zu machen, weil er unsre Aufträge ausrichtet. Lassen Sie uns, wie Herr von Caumont sagt, von der Zeit ein günstiges Schiksal hoffen.

Herr Bonfort an Fräulein Beauchamp.

Ich denke, daß derjenige, der im Besiz eines recht liebenswürdigen Mädchens glüklich zu sein wünscht, nicht erst suchen muß, ihr Herz auf irgend eine Weise zu vergiften; also, beßte Isabelle! will ich nichts anwenden, Ihnen die Gesinnugen zu benehmen, die Sie gegen der Frau Gräfin hegen. Ich schäzze Sie vielmehr darum doppelt, daß nichts fähig ist, in Sie das richtige Gefühl von Schuldigkeit gegen andre zu erstikken. Mögte

Mögte die Frau Gräfin gegen meine liebe Isabelle auch immer nach diesen Grundsäzzen handeln, und Sie nie ihren einmal angenommenen Meinungen von Glückseligkeit aufopfern, bei denen Sie, süßes Mädchen! fürchte ich, nicht schlechterdings Glük finden mögten.

Sie und die wenigen glüklichen Augenblikke, die mich frei in ihrer Seele lesen ließen, haben zu starken Eindruk auf mich gemacht, um Sie zu vergessen, oder um zu versuchen, wie viel Isabellens Bild, durch Zeitvertreib mit einer andern, an Reiz und Colorit verlieren könte. Diese Versicherung, Liebe! gebe Ihnen alle den edlen Muth, dessen Sie höchst wahrscheinlich bedürfen werden, um niemals die Pflicht für eignes Wohl bei den Ueberredungen der Frau Tante, aus übel verstandner Frömmigkeit, oder dem blinden Gehorsam, den selbst die Gesezze nicht fordern, zu vergessen.

Einzig dies ists, Isabelle, was ich Ihrer selbst willen von Ihnen verlange, Sie, ohne Einwilligung der Frau Gräfin, zu etwas überreden, daß nicht mit bloßer Freundschaft bestehen könte, werde ich nie.

Daß die Meinung Ihrer Frau Tante hinreichend sein solte, Ihnen besondre Theilnehmung an mich bei so reinen Absichten znm Verbrechen zu machen, fürchten Sie nicht, die Denkungsart anderer kan unsre Neigungen nicht verdammungswürdiger machen, als sie es an sich sind; wer darf sie tadeln, wenn wir untadelhaft handeln? Des-

Deßfals unbesorgt bleiben Sie mir immer gut, theure Isabelle! und wenn Sie glauben, daß Sie es wagen dürfen, ohne darüber Verdruß zu haben, schreiben Sie mir, wie es Ihnen geht.

Auch, ohne Wahrscheinlichkeit, will ich mich unterdessen der süßen Hofnung überlassen, daß Zeit und Umstände oft der Unmöglichkeit das werden gebieten, und mich bei all der innigen Liebe, die Ihnen mein Herz widmet, bemühen, ganz ohne Eigennuz und in jedem Betracht, so zu handeln, daß es weder Ihnen, noch mir, jemals reuen darf, uns angetroffen zu haben.

Verlassen Sie mich immer, wenn Ihnen das Verdienst eines Mannes sagt, daß der Wille der Gräfin keine ungerechte Prätension an Sie macht; aber lassen Sie Sich durch das Andenken an Ihren treuen Bonfort von ieder Verbindung zurük halten, bei der Ihnen Ihr Verstand für die Folgen eine gegründete Furcht giebt.

Fräulein Beauchamp an Herr Bonfort.

Sie wissen schon, lieber Bonfort, daß ich aus Neigung dankbar bin, und können sich daher leicht vorstellen, wie mich Ihre Güte rührt; ich weiß Ihnen meine Erkentlichkeit durch nichts besser zu bezeugen, als durch die Pünktlichkeit, mit der ich suchen werde, ieden Ihrer Wünsche zu erfüllen.

Ich glaube aber nicht, daß es in der Welt noch

einen Bonfort giebt, unh gestehe Ihnen willig, daß ich's auch nicht gerne sähe.

So standen die Sachen, als sich nach einem Aufenthalt von sechs Tagen bei Herr von Rostere die Liebenden wieder trennen mußten, ohne daß die Frau von Lauremont in einem andern Ton vom Wiedersehn sprach, als der ist, in dem man die Leute bittet, sich zu sezzen, wenn man von Herzen wünscht, daß sie gehen mögen.

Herr von Caumont aber machte es, wie diejenigen, die eine solche Höflichkeit nicht verstehen, oder nicht verstehen wollen; er versicherte, so bald es sich thun ließ, würde gewiß ein- oder andrer die Ehre haben, der Frau Gräfin in ihrer Einsamkeit aufzuwarten.

Die kleine Beauchamp, zwischen Schmerz und Hofnung getheilt, hatte sowol auf der Rükreise als zu Hause, die abwechselnde Laune, die eine solche Seelenverfassung hervorbringt.

Bonforts Betragen kan sich ein Jeder leicht aus seinen Worten und Handlungen, als das Betragen eines klugen reellen Mannes denken.

Caumonts Freundschaft für Herr Bonfort machte, daß er bei so wenig Hofnung auf glüklichen Erfolg, einigemal versuchte, ihm die einzige Thorheit auszureden, die er an ihm fand; wenn ihm denn Bonfort bewies, daß eine Leidenschaft, die durch Vernunft geordnet wird, nicht den Namen

der

der Thorheit verdient, gieng's in einem Athem über die Gräfin her, an der Herr von Caumont den Verstand und den Eigensinn, den Stolz und die Frömmigkeit, die Weltkentniß und Vorurtheile, Neigung zum Wohlthun und natürliches Mistrauen, Spizfindigkeit und Mitleiden, für das sonderbarste widersprechendeste Gemisch mit seinem gewohnten Eifer erklärte.

Herr von Rosiere meinte, es sei gar nichts Sonderbares, offenbare Widersprüche in Charaktern anzutreffen; das folge aus den natürlichen Anlagen und einer verkehrten Erziehung. Wo nicht iede entstehende Idee eine gute Richtung bekäme, machte ein bischen mehr Einsicht, als andre haben, den Menschen gewöhnlich stolz und eigensinnig; kleine Demüthigungen, die er ungerne ertrüge, die er auf keine andre Weise ahnden könte, machten ihn spizfindig. Bei dieser Grundlage könte er schon nicht mehr durch Weltkentniß vorsichtig werden und Vorurtheile ablegen, er müßte nothwendig noch immer vester an vorgefaßte Meinungen kleben: denn Erfahrungen wären sehr geschikt, eine gewisse Art Verstand noch mehr zu verfinstern und mistrauisch zu machen.

Frömmigkeit, fuhr Herr von Rosiere fort, sie entstehe, aus welcher Ursache sie dazu annehmen wollen, veranlaßt Wohlthun: denn sogar die Affektation der Frömmigkeit darf, ohne sich der Heuche-

lei

lei beschuldigt zu sehn, dieser ersten Pflicht nichtentsagen. Mitleiden ist angeboren, also nicht ganz zu verleugnen, wenn auch Verstand, Mistrauen, Vorurtheil und Selbstliebe ihm so die Wage halten lernen, daß es entweder in bloßem Gefühl übergeht, oder doch nicht auf unsre Handlungen wirkt, wie es solte.

Was Herr von Rosiere freilich auch für Folge eigner Erziehung hielt, aber doch bei viel Verstand und Erfahrung der Gräfin weniger verzeihen konte, als die Widersprüche, deren Veranlassung er Herr von Caumont definirte, war, daß sie gänzlich versäumt hatte, durch das liebevolle Betragen, einzig in seiner Art — was den Zögling unfähig macht, der härtesten Bestrafung mit Bitterkeit nachzudenken — den höchsten Grad des Vertrauens und der Zuneigung ihrer Nichten zu erwerben.

Wie Herr von Rosiere glaubte, daß dies anzufangen sei, davon wollen wir meinen Lesern ein andermal erzählen. Izt lassen wir diesen braven Edelmann sich mit seinen Freunden Caumont und Bonfort freuen, so oft es angeht, melden die glükliche Ankunft der Fräulein Beauchamp und ihrer Tante auf Laumiere, und gönnen einem Jeden Zeit, Athem zu schöpfen, der den Schluß dieses Kapitels so sehnlich gewünscht hat, wie wir.

Achtes Kapitel,

(welches die Geschichte eines ganzen Jahrs enthält, und daher nicht kürzer sein kan, als das vorige.)

Es giebt gewisse Situationen, in denen man so wenig weiß, was man sagen soll, daß man dadurch durchaus unvermögend wird, ein Wort hervor zu bringen. In eine derselben befand sich Fräulein Durville, als sie im Wagen saß, und der Kutscher seinen Pferden, den Weg ins freie Feld zu nehmen, geboten hatte.

Herr von Pommore war die Ursache ihrer Verlegenheit; die Besorgniß, er mögte auf keine Weise mit ihr zufrieden sein, nöthigte sie zu dem Stilschweigen, was man so gerne beibehält, wenn man durch dem, was man sagen mögte, eine Lehre oder eine beißende Antwort zu erwerben, oder zu beleidigen fürchtet.

Bei alle dem ist es so unangenehm, in die Nothwendigkeit des Schweigens und einer Wahl der Materie gesezt zu seyn, daß sich diese Seelenverfassung durch kein physisches Bild richtiger erklären läßt, als durch einen Menschen, der auf glühende Kohlen sizt. Unmöglich könte man den für seinen Freund halten, der einem einen solchen Plaz angewiesen hätte, und eben so wenig dürfen die auf unsre Freundschaft oder Zuneigung rechnen, die dem freien Schwung unsrer Einbildungskraft, dem Kreislauf unsers Verstandes, der hinreissenden Ge-

walt unsrer Zunge durch den Zwang wehren, den ihre Heiligkeit, ihr Selbstgefühl, ihr gravitätisches Ansehn, ihre Unfreundlichkeit, ihr scoptischer Ton, ihre natürliche Absurdität, ihr aufbrausender Sinn uns auflegt.

Fräulein Durville, wenn sie mit Herr von Pommore allein gewesen wäre, würde bald bemerkt haben, daß sie dem Mann Unrecht that, der mit alle seiner Gabe zu sprechen, auch ein bischen stum und verlegen war, weil er ungerne etwas sagte, was er nicht dachte, und diesmal seiner selbst willen nicht für gut fand, von Fräulein Beauchamp zu reden; da aber Herr von Branchenard auch einen Plaz im Wagen genommen hatte, der ieden Vorfal zum Beßten zu lenken wußte, bestimte sich die Vorstellung des Fräuleins gar leicht zu entschiedenem Mistrauen gegen Herr von Pommore, den sie oben drein mit dem unerklärbaren Groll beungnadigte, den iunge Frauenzimmer gar oft gegen Männer von Verdienst hegen, die ihrer Eitelkeit den schuldigen Weihrauch nicht streuen.

Herr von Branchenard dagegen, dessen Figur sehr artig war, der die Kunst ganz inne hatte, sich wohlgefällig zu kleiden und angenehm zu betragen, dessen Sprachton so viel Einschmeichelndes, dessen Seele Biegsamkeit genug hatte, ieden Eindruk anzunehmen, gewann in kurzer Zeit — man meint in einer halben Stunde — die volle Gewogenheit und

das erklärte Zutrauen des Fräuleins; sie schäzte sich durch ihren neuen Freund so glüklich, als es iemals ein Mädchen durch den unvergleichlichen Fund einer zufällig erhaltenen Freundin gewesen ist.

Während die Reise dauerte, ward so viel vom Hof gesprochen, daß Fräulein Durville mit demselben und allen seinen kleinen Intriguen vollkommen bekant war, ehe sie dort eintraf. Die Erzählungen aus ihrem künftigen Aufenthalt amüsirten das Fräulein so sehr, daß sie sich Wunderdinge von der Wirklichkeit versprach.

Endlich sah man am folgenden Nachmittage Eudos Residenz-Schloß. Bei diesem Anblik vergaß Fräulein Durville alle lehrreiche Geschichtchen des Herrn von Branchenard; es überfiel sie ein unwilkührliches Schrekken, was die Freude über ihren Stand der Ehre und Freiheit gewaltig abkühlte. Sie fühlte, daß ihr Betragen izt allein ihr würde beigemessen werden; und da im Leben, wie am Rande des Grabes, die Wahrheit zuweilen im Menschen die siegende Kraft ist, zitterte sie für Alles, was sie thun und nicht thun, sagen und nicht sagen könte. Sie empfand ihre Unwürdigkeit, in Ansehung des Anzugs, und wie weit sie noch von dem freien ungezwungenen Ton entfernet sei, den Branchenard sich so eigen gemacht hatte, den, nach ihrer Meinung, Jeder am Hof besaß, ohne dem keine Seligkeit zu hoffen war.

Diese Gedanken begleiteten Fräulein Durville in den Schloß-Hof; ihre Verlegenheit wuchs mit iede Minute; der Augenblik, in dem der Wagen hielt, war für sie stum und schauervoll. Hier empfahl sich Herr von Branchenard dem Fräulein fürs erste; Herr von Pommore aber begleitete sie zur Oberhofmeisterin, und überreichte nachdem seiner gnädigen liebenswürdigen Herrschaft den Brief der Frau von Lauremont.

Madame Paravinette bewilkommete die Fremde mit einer so ernsthaften Höflichkeit, daß Fräulein Durville den Geist der Gräfin zu sehen glaubte, und so wenig die Fassung behalten konte, daß einige Thränen, die den schönen Augen entrolten, dem im Uebermaaß gepreßten Herzen Luft schaffen mußten.

Madame Paravinette, die gar wohl wußte, daß sie nichts thun durfte, als ein bischen schrekken, hatte sich blos zum Anfange in einigen Respekt sezzen wollen; als sie nun sah, in wie hohem Grad ihr dies gelungen war, sagte sie in etwas milderem Ton: Ah ça mon Enfant! Dekontenanciren Sie Sich nicht, Sie haben hier bei einer vollkommen guten Aufführung nichts zu fürchten.

Fräulein Durville — bei der uns hier das alte Sprichwort vom gezwungenen Eid einfält — versprach, ihre Aufführung iederzeit nach den Lehren und dem Rath der Frau Oberhofmeisterin einzu-

rich-

richten, die sie von der gehorsamen Ergebenheit ihrer Tante versichern dürfte.

Es wird der Weg seyn, Euer Glük zu machen, mein Kind! gab Madame Paravinette zur Antwort; auf die Weise gewint man hier die gnädigste Gewogenheit der Durchlauchtigen Fürstin.

Darauf ward Fräulein Bellore, eine iunge Dame, die eben in dem Zimmer der Oberhofmeisterin bei einer Stikkerei saß, an die Frau Herzogin abgeschikt, um, in Ansehung der Fräulein Durville, ihre Befehle zu vernehmen.

So unerträglich es iedem in gewissem Grad an Freiheit gewöhnten Menschen sein muß, die Stuffenleiter des Etiquets zu steigen und von einer Dependenz in der andern zu fallen, so unangenehm war es auch Fräulein Durville, in eigner Person die peinlichen Gradationen zu erleben, die Herr von Branchenard ihr von der lächerlichsten Seite mit der Versicherung geschildert hatte, man würde sie damit verschonen. Der arme Pommore! wer sonst hätte darunter leiden können, daß die ersten Stunden bei Hof für Fräulein Durville nicht die erfreulichsten waren? daß man Fräulein Durville — um sie auf erhaltenen hohen Befehl der Frau Herzogin vorzustellen — zupfte, zerrte, methamorphosirte, bis sie gänzlich modernisirt, von vielen beschäftigten Händen, schlechter, als jemals, angekleidet da stand.

Die Herzogin Mathilde nahm Fräulein Durville um so viel gnädiger auf, als gewöhnlich die Fürsten gnädiger zu sein pflegen, wie ihre Exellenzen, Präsidenten und unterthänigsten Diener aller Stände. Das war wenigstens ein Sonnenblik nach so vielem Ungewitter.

Die Herzogin, des Creditivs der Frau von Lauremont uneingedenk, ließ sich sehr gnädig mit Fräulein Durville in eine Unterredung ein, sagte ihr so viel Angenehmes, gab ihr so manchen kleinen Beweis von Gewogenheit, daß diese, schon weit weniger erwartend, endlich von so viel Gnade ganz hingerissen, der Herzogin zu Füßen fiel, mit einer glänzenden Thräne ihre stumme Empfindung auszudrükken. — Hier mögte die Herzogin gerne Fräulein Durville umarmt, aus dem Herzen mit ihr geredt, und mit der schönen Gegnerin einen Bund geschlossen haben, der alle eitle Wünsche und Anschläge des Durchlauchtigen Herzogs und seines Kammerherrn vereitelt hätte; aber das Etiquette versagte die Erlaubniß, den Augenblik, der ganz so nicht noch einmal werden konte, zu nuzzen.

Es ist wahrlich Schade, daß die Fürsten sich so selten und fast nie den edelsten Gefühlen der Menschheit überlassen dürfen, daß wahre Freundschaft ihrem Herzen so fremd bleibt! daß, ungeachtet Heinrich der Vierte, dieser nach Jahrhunderten noch geliebte König — so ganz Bruder, Vater, Freund

seines Volks — sich von seinem treuen Sülly die derbsten Wahrheiten ungeahndet sagen ließ, und durch die zwanglose allgemeine gütige Herablassung nichts von seiner Würde verlor; bei allem Willen, den sicher viele Prinzen haben, diesen, iedem fühlenden Leser der Geschichte theuren Fürsten, in seinen schönen Handlungen zu erreichen, Etiquette und Nebenabsichten gerade so viel Oberhand behalten, als nöthig ist, um die edelste herrlichste Anlage der aufrichtigen Menschenliebe nie zur Vollkommenheit gedeihen zu lassen.

Schade! daß dieses Etiquette von der Geburt der Prinzen anfängt, und sie durch alle Zeit des Lebens begleitet, in der sie Welt- und Menschenkentniß einsammeln. Nie sieht man eine auch im dünsten Flor verhülte Sache so rein, so wahr, als wenn sie uns in ihrer natürlichen Gestalt gezeigt werden darf. Der an sich schon durch die Mannigfaltigkeit seiner Intentionen, Unendlichkeit der Verfassungen und Triebfedern, — schwer zu ergründende Mensch, verliert viel an der Realität der Darstellung, wenn er sich dem Auge in Zwang oder unzertrenliche Nebenumstände verschleiert zeigt.

Es ist natürlich, daß der Privatmann, zumal, wenn er gänzlich unabhängig mit äußerst eingeschränkten Wünschen und Bedürfnissen lebt, bei einer ieden Sache nur auf das Wesentliche sieht; daß er die zutrauliche Liebe des Fürsten gegen das Volk,

die rechtmäßige Liebe des Unterthans für seine Prinzen etwas weit wichtigers zu sein hält, als Formalitäten, wenn sie den einen vom andern entfernen. (*)

Der

(*) Die Verfasserin versteht hierunter ganz sicher nicht, das zur Fürstenpracht unumgänglich nothwendige Ceremoniel. Vielleicht ist folgende nicht bekante Anekdote des Gottsel. Königs von Preußen die beste Erklärung ihrer Ideen. „Herr R***, der dem König Friedrich dem „Zweiten völlig fremd und ohne Fürsprache bei demsel„ben war, kam bei einer Reise durch Deutschland in Ge„selschaft mit einem Preußischen Officier, und schoß die„sem, der eine Geld-Verlegenheit klagte, von einem al„ten Bekanten dazu überredet, vierzig Louisd'or auf Wech„sel vor, damit der Officier des sich wahrscheinlich selbst „zugezognen Geldmangels willen, nicht an der Werbung „ein paar schöner Rekruten behindert würde. Herr R*** „sah sich genöthigt, seine Reise fortzusezzen, ohne den „ihm ausgestelten Wechsel eincassiren zu können, dessen „Bezahlung auch nachher, einiger darüber gewechselten „Briefe ungeachtet, nicht erfolgte. R*** Denkungs„art ließ nicht zu, dem Officier durch eine Klage am Re„giment eine Ungelegenheit zu verursachen; so ruhte die „Sache ins siebende Jahr. R***, der um diese Zeit „selbst in Verlegenheiten kam, wobei ihm der Besiz von „vierzig Louisd'ors nicht gleichgültig sein konte, fand da„mals zufällig seinen Wechsel, und weil er von Deutsch„land aus erfahren, daß Niemand vermögte, über das „Ableiben des Officiers, der ihn ausgestelt, eine Nach„richt zu geben, wolte er ihn verbrennen. Seine Frau, „die ein starkes Vertrauen in der Billigkeits-Liebe Frie„drich des Zweiten sezte, hielt R*** davon zurük, und „überredete ihn, die Erlaubniß, die Jedermann hatte, „am König zu schreiben, zu nuzzen, um die Sache Sei„ner Entscheidung darzustellen. R***, der, als ein gu„ter Rechts-Gelehrter, dem verfalnen Wechsel wenig „traute, gieng schwer, doch endlich daran, König Frie„drich mit seiner Angelegenheit bekant zu machen, legte

„den

Der Wahrheit liebende Regent verdient in jedem Unterthan einen Sülly zu finden; wer den Schuz eines solchen genießt, darf nicht fürchten, daß die Meinungen des Schriftstellers übel verstanden, oder als etwas ausgedeutet werden, was er wider einen Fürsten, der aufrichtig das Wohl des Landes wünscht, und von dem man unendlich viel erwarten darf, nicht im Sinn haben konte.

Als in dem kritischen Augenblik, von dem wir vorhin erwähnten, die Herzogin Mathilde von Burgund Fräulein Durville gerne mit der ausserordent-

 lichen

„den Wechsel bei, und berief sich auf das Zeugniß noch „lebender Personen, in welcher Absicht er die darin be- „nanten vierzig Louisd'or angeliehen.

„In wenig Posttagen erhielt er, von des Königs Unter- „schrift begleitet, aus dem beikommenden Collegio die „Resolution — daß, da der Officier nicht mehr da sei, „und seine Verlassenschaft nicht zureiche, den ausgestel- „ten Wechsel zu bezahlen, man ihn denselben nebst dieser „Erklärung von da aus wieder zufertige, wohin die Un- „tersuchung dieser Sache gehöre. R***, der gerade „dies erwartet hatte, machte izt dem König eine neue, „recht hübsche und wahre Vorstellung, in der er sagte, daß „seine Absicht bei der Anleihe, bei schon verfalnem Recht, „ihm allein Hofnung machte, von der Gnade des Königs „den Ersaz der vierzig Louisd'ors erbitten zu dürfen, de- „ren er, bewandten Umständen nach, weder erwähnen „dürfte noch würde, wäre er nicht in die Nothwendig- „keit gesezt, dieses Geld zu brauchen. Der Wechsel ward „wieder beigelegt, und schneller, als das erstemal, erhielt „R*** die Königliche Entscheidung, daß ihm die vier- „zig Louisd'or würden ausbezahlt werden, er mögte mel- „den, durch wen er sie empfangen wolte."

lichen Güte begegnet hätte, die billig alle reizend oder angenehme Rivalinen gegen einander bezeigen solten, als sie sich ganz in der ruhigen Stimmung versezt fühlte, in der Empfindung von fremdem Werth lauter in uns redet, als eigner Nuzzen, wie sie sich fähig fand, des Fräuleins Handlung unpartheiisch, als allein ihrentwillen geschehen, aufzunehmen, als Mathilde Zutrauen mit Zutrauen, mit neuer Gnade Dankbarkeit vergelten wolte, und von Mitleid hingezogen, zu reden wünschte, — lösten sich die allmähligen Zubereitungen einer starken Scene in den gewöhnlichen Ceremonien auf, die der Glokkenschlag zu der Zeit am Burgundischen Hofe nach der Reihe erfolgen ließ.

Der Herzog war damals so pünktlich, wie sein Hof-Marschal, und die Durchlauchtige Herzogin sah sich in allerlei unbedeutenden Unterhaltungen verwikkelt, ehe sie an eine derselben hatte denken können.

Die nachlässige Manier, mit der Herzog Eudo Fräulein Durville im Cirkel des Hofes eintreten sah, war nur dem feinsten Beobachter etwas — für den größten Theil ist es weit merkwürdiger, daß die vortrefliche Mathilde Gewalt genug über sich erlangt hatte, um in der sanften, heitern, angenehmen Laune zu beharren, in der sie sich izt meinen Lesern zeigte.

Die Damen und Cavaliere an Eudos Hof urtheilten, ein ieder nach seiner Weise, von Fräulein Dur-

Durville; auch sollen dieienigen, deren Begrif von Vorzügen sich nicht weit über das Aeußre erstrekte, Alles an sie getadelt oder belacht haben, was nicht genau mit ihrem Ideal von Vollkommenheit übereinstimte.

Die Cavaliere fanden übrigens das Fräulein sehr schön; aber, da doch nicht alle hoffen durften, den Preis davon zu tragen, hielt ein Theil dieser Herren für klug, es nicht mit ältern Bekantschaften zu verderben.

Aus angeführten Ursachen gieng es dem Fräulein Durville beim ersten Eintrit an Hof, wie es den mehrsten hübschen Frauenzimmern in einem Cirkel neuer Bekantschaften geht. Sie ward von Weibern kalt begegnet, von Männern geschmeichelt, und abwesend aus Neid oder Gefälligkeit unbarmherzig gehechelt.

Die Herzogin suchte sehr gnädig Fräulein Durville, theils durch kleine Feste, theils durch kleine Arbeiten und Unterhaltungen, zu amüsiren. Im Anfang fand Fräulein Nanette allenthalben den Reiz der Neuheit, und ihre Eitelkeit im Ganzen so viel Nahrung, daß sie an keine einzelne Befriedigung derselben dachte. Sie sah so viele Männer, die ihr gefielen, daß es ihrer im Gleichgewicht erhaltenen Neigung unmöglich ward, eine Wahl zu treffen. Wenn sie sich hätte entscheiden müssen, würde immer derienige den Vorzug erhalten haben, den sie

zulezt sprach, von ihrem Durchlauchtigen Herzog an, bis herunter zu einem sehr angenehmen sechszehniährigen Pagen, der, in Hofnung, bald eine glänzendere Rolle zu übernehmen, alles that, wodurch ein iunger Herr sich auszuzeichnen sucht.

Ob der Herzog die Stimmung der Fräulein Durville, für sich schmeichelhaft, Leichtsinn und Eitelkeit an einer Geliebten verzeihlich finden konte? bezweifeln wir im vesten Glauben; daß der kleine Amor am Burgundischen Hof, ohne Ansehn der Person, sein hergebrachtes Recht verübte, „Kraft welchem „dem Verliebten die gar zu starken Schattirungen „eines Charakters nur als äußerst vortheilhafte „leichte Nüancen anzusehn, erlaubt sind."

Zuerst war der gutherzige Eudo würklich mit dem bloßen Anschauen der Fräulein Durville und ihrer Gesellschaft zufrieden. Nachher stieg freilich dann und wann ein einseitiger Wusch, auch wol ein Gedanke von Eifersucht, in des Herzogs Seele auf; aber die Achtung für Mathilde machte, daß er lange das Auffsehn und iede Gelegenheit zum Verdacht, vermied. Wenn dies Verhältniß Sr. Durchlaucht zuweilen ein bischen in tragisch oder üble Laune sezte, konte es Fräulein Durville immer aufgeräumt und gesprächig — weil sie weder Verdruß noch Bedachtsamkeit hatte — nie fehlschlagen, den Fürsten aufzuheitern. Eudo glaubte denn, sie sei zwar ein bischen munter, aber ein seltnes unwiderstehliches Mädchen.

Nanette beherrschte bald ihren Gebieter uneingeschränkt; ihre kleinsten Launen, jede ihrer Bewegungen wirkte, ihn zum glüklichsten oder unglüklichsten aller Sterblichen zu machen.

Theure Leser! — ich habe Ihnen noch nicht die Hand aufs Herz legen lassen, und könte vieleicht diese Feierlichkeit für eine andre Stelle mit sehr gutem Erfolg aufbewahren; allein, mir liegt in diesem Augenblik so sehr an der Entschuldigung des Fürsten, für dessen Haus ich nächst andern immer eine historische Vorliebe gehegt habe, daß ich das sicherste Rettungsmittel nicht aufschieben mag. — Theure Leser! wenn Sie nun gar in einer solchen Seelen-Verfassung Herzöge von Burgund wären?

Sie würden wenigstens den armen Schriftsteller die schwer zu ersinnende Apologie gnädigst sparen: warum solte ich denn fürchten, Sie könten es noch unverzeihlich finden, daß Herzog Eudo endlich den entschiedenen Vorzug, den er Fräulein Durville gab, im mindesten nicht mehr zu verheelen suchte.

Das Fräulein, in solchem Verhältniß von allen Hof-Cavaliers mit einer gewissen klugheitsvollen ehrerbietigen Entfernung begegnet, gieng mit dem Herzog sehr vertraut um, ohne ihn zu lieben; wahrscheinlich, weil er der einzige war, der ihr übrig blieb.

Sehn Sie doch, sagte Fräulein Durville einen Morgen zu Fräulein Crousset, den Herzog, wie ein leibhafter Bauren-Tölpel steht er da, nicht wahr?

Der

Der Herzog?

Sehn Sie ihn nur, wie er da im Hof des frem=den Ritters Pferde betrachtet — der ist hübsch; wie mag er doch heißen? noch hübscher, wie mein schö=ner Landsmann! sehn Sie einmal, ich bitte Sie, den Herzog dabei: quel Air gauche!

Ich weiß nicht, Fräulein, wie Ihnen des Her=zogs Anstand misfallen kann; Jedermann findet Ihn angenehm. Es scheint mir, auch Sie thun das in höhern Grad, wie andre. Ein fremder Ritter kan freilich wol Period' machen, aber das weicht —

Was meinen Sie, Fräulein? meinen Sie, daß ich den Herzog leiden mag? was geht er mich an, mit allen Rittern dazu?

Das kan ich freilich nicht wissen, Fräulein! in=deß gehn Sie nach dem allgemeinen Urtheil mit Ihro Durchlaucht um, als wenn Sie den Herzog leiden mögten, und es hält schwer, zu begreifen, warum Sie das thun solten, wenn er Ihnen gleichgültig wäre.

Sie sind wol misgünstig über die Güte, die man mir erzeigt; ich werde dem Herzog die gütige Auslegung zu rühmen wissen.

Die Meinung, die Sie gegen mich über Ihro Durchlaucht äußerten, würde dem Herzog eine weit unerwartetere Neuigkeit seyn: denn der Herzog be=sizt zu viel Einsicht und Güte, um von beständigen

Zu=

Zuschauern zu fordern, daß sie Gleichgültigkeit oder allgemeines Wohlwollen, als die Ursachen ihres gegenseitigen Betragens, annehmen solten.

Fräulein Durville, die vermuthlich in der Geschwindigkeit keine beßre Antwort zu geben wußte, sagte: Vous étes folle.

Fräulein Crousset meinte, dergleichen Ausdrükke wären bisher nicht im Gebrauch, und man würde sie auch im Eifer bei Hof nicht gewöhnlich werden lassen.

Fräulein Durville brumte etwas zwischen den Zähnen und eilte der Thüre zu, als der Herzog hereintrat; und, indem er sie aufhielt, fragte: wohin so geschwind? ich suche Sie, Fräulein! und Sie laufen davon?

O gehn Sie! rief Fräulein Durville — indem sie sich los zu machen suchte — und lassen mich mit Frieden!

Was ist denn, liebe Nanette?

Jhro Durchlaucht sollen mich gehn lassen, sag' ich; meinen Sie, ich mag die Sottisen anhören, die man mir darüber sagt, daß ich mit Jhro Durchlaucht spreche? mit einem ungnädigen „lassen Sie mich" stieß sie den Fürsten ziemlich unsanft bei Seite und gieng in ihr Zimmer, dessen Thüre sie laut genug zuschlug, um merken zu lassen, wo sie abgeblieben war.

Ich will nicht hoffen, — sagte der Herzog mit finstrer Miene zu Fräulein Crousset, — daß sichs

Je-

Jemand beifallen läßt, Fräulein Durville zu beleidigen.

Fräulein Crousset versicherte, man würde das um der Gnade willen, die ihr wiederführe, vorsezlich nicht thun; allein, die Heftigkeit der Fräulein Durville ließ ihr zuweilen in offenbare Wahrheiten eine Ursache zum Unwillen finden, und beleidigende Ausdrükke brauche, wo sie besser thun würde, zu schweigen.

Fräulein, antwortete der Herzog, Sie verstehen sich in der ersten Jugend sehr gut auf feinen Tadel. Wir lieben die Zänkereien nicht, und wünschen, daß Sie dies behalten.

Fräulein Crousset verbeugte sich sehr tief, und der Herzog erfülte seinen Vorsaz, Fräulein Durville aufzusuchen.

Hier gab es nun erst ein heftiges Ungewitter: denn obgleich das Fräulein vergessen hatte, die Thüre zu verriegeln, war es doch ihr Vorsaz, dem Herzog recht schnöde zu begegnen, und kein Téte a Téte mit ihm zu haben, was die Leute erfahren und durchziehn könten, wie sie von Fräulein Crousset eben durchgezogen war. Allein, da sie hörte, welche Abfertigung diese erhalten hatte, troknete die Thränen-Quelle ihrer schönen Augen, der Sturm legte sich, sie hielt den Herzog für ihren beßten Freund, und das erlittne Ungemach brachte Beide näher, so wie Leiden gewöhnlich Freundschaften trent, oder engere Bande knüpft.

Der

Der Herzog, der, wie alle gütige Fürsten, auf Niemand unwillig sein konte, glaubte Fräulein Crousset Unrecht gethan zu haben, und ersezte die wenigen ernsten Worte nachher durch ein sehr gnädiges Bezeigen; doch wir trauen Fräulein Crousset so wenig zu, daß sie sich dadurch zum Schweigen bewegen ließ, als wir diese große Kunst von irgend einem andern Frauenzimmer in ihrem Fall in Ausübung vermuthen würden. Auch halten wir uns zu diesem Mistrauen gegen Fräulein Crousset berechtiget, weil wir dies kleine Geschichtchen ausführlich in den Memoiren der Frau Herzogin finden, deren Sache es im mindesten nicht war, sich nach Begebenheiten zu erkundigen, die nicht unumgänglich zu ihrer Wissenschaft kommen mußten.

Die Hof-Damen sahen nothwendig mit Verdruß, daß Fräulein Durville von der Fürstin mit der ausgezeichnetesten Güte begegnet ward, und daß Fräulein Durville, weit entfernt, dies zu erkennen, wie sie solte, die Gnade der Herzogin, die sie liebten, gegen sie und alle misbrauchte.

Zu einer Zeit, da die Aelter-Mutter der neueren Philosophen noch nicht geboren, und die Alten, bei Mangel an Uebersezzern, für die meisten Frauenzimmer so unverständlich waren, wie das Latein, was sie in der Messe sangen, hieß es, der Natur Gewalt thun, iedes Herz in einer Geschichte andächtig und fromm genug vorstellen wollen, um von allem Neid

und Unwillen frei zu sein, so sehr, wie die guten seligen, zum theil vieleicht gar kanonisirten Damen, es hätten sein müssen, wenn sie die Unarten und Launen der Fräulein Durville, als ruhig ergebene Märtyrerinnen, ertragen hätten, so lange es dem Himmel gefällig sein konte, sie durch diese Geissel zu züchtigen.

Wir finden es vielmehr dem Lauf der Dinge weit angemessener, daß, da alle ihre Hofnungen zu Wasser wurden, Ergebenheit gegen ihre Fürstin und gekränkter Stolz, die sämtlichen Hof-Damen einen Bund wider Fräulein Durville machen ließ, diese, so viel an ihnen lag, zu demüthigen, und ihr die Gränzen zu bestimmen, die sie sich in der Hofhaltung der Herzogin Mathilde erlauben durfte.

Der Muth eines Feldherrn, der mit einer wohlgeübten Armee dem Feinde beherzt entgegen geht, ist nach unserm Bedünken nicht rühmlicher, als der weibliche Muth, der sich von ungerechtem Bedruk auf eine gute Art befreit. — Wir bitten unsre Leser, mit diesem Gedanken der Ausführung des angelegten Plans entgegen zu sehn, und schließen hier unser Kapitel, mit der vesten Ueberzeugung, daß wir an ihre Geduld keine stärkere Prätension machen, als viele andre, die lediglich mit der lakonischen Meldung: die Fortsezzung folgt, den Faden an der interessantesten Stelle abbrechen, ohne auf ihre gereizte Neugier, oder den Enthusiasmus, in den sie versezt waren, die mindeste Rükſicht zu nehmen.

Neuntes Kapitel.

Es geschieht nichts Neues mehr unter der Sonne, sagte schon Salomon.

Als die Gräfin von Lauremont in ihrem Schloß Laumiere ankam, fand sie nichts nach ihrem Sinn. Hier war es für sie zu heiß, dort zu kalt; sie hätte essen wollen, statt sie zu ihrer Erfrischung ein Getränk bereitet vorfand. Wie der Koch in der größten Eile eine Mahlzeit besorgt hatte, war ihr aller Appetit vergangen, und der arme Schelm hatte ohne den mindesten Nuzzen viele Flüche geflucht, vielen zerbrechlichen Geschirren das Lebenslicht aus- und ein großes Feuer angeblasen.

So gutherzig auch Fräulein Beauchamp war, fand sie doch ein heimlichs, ihr selbst unerklärbares Vergnügen an der Diversion, die diese häuslichen Unglüksfälle in den Ideen ihrer gnädigen Tante machten. Wir stellen uns vor, daß das liebe Mädchen, während es über Andre herging, von Vorwürfen oder bitteren Anmerkungen frei blieb, auch vieleicht gar in die glükliche Zeit zurük versezt ward, da man sie zu Rath zog, und ihre Meinung wissen wollte: verzeihen daher Fräulein Beauchamp von Herzen gerne den Grad Malice und Eigennuz, der dazu gehört, an einer Abwechselung Gefallen zu finden, die Andern zwar nicht angenehm, aber auch nicht unerträglich ist, uns hingegen eine wesentliche Erleichterung verschaft.

Und wer unter Ihnen, theure Leser, wird nicht den Wunsch hegen, daß der Himmel durch eine billige Vertheilung die Uebel für einzelne Gegenstände erträglich mache? Sie werden uns längst die üble Gewohnheit angemerkt haben, Ihnen durch öftere Anreden beschwerlich zu fallen; ehe Sie desfals ganz unwillig werden, bitten wir, mit dieser und allen unsern übrigen Schwachheiten Geduld zu haben.

Das schöne Geschlecht, sagt man, liebt die Veränderung. Wir haben unsre Ursachen, zu glauben, daß die gnädige Gräfin bei noch nicht völlig beruhigter Galle so müde war, von derselben Materie zu reden, daß sie bei ihrer Ankunft auf Laumiere die nächsten Gelegenheiten ergrif, über andre Dinge im natürlichen Ton fort zu sprechen. Die Endlosigkeit dieser Anwandlung war allerdings ein bischen schlimm für Fräulein Beauchamp: denn die böse Laune der Frau von Lauremont machte ihr den Aufenthalt bei derselben eben so sehr zum Fegefeuer, als noch bis auf den heutigen Tag alle diejenigen mit Recht ihre Verfassung ein Fegefeuer nennen können, die das Unglük haben, mit zänkisch-, verdrieß-lich- und mürrischen Leuten umzugehn.

Böse Laune ist eben sowol eine Leidenschaft, wie jeder andre Naturtrieb, bei dem physische Kräfte auf die Empfindung der Seele wirken, und äußre Umstände zu einer Handlung verleiten, die der Vernuft nicht Folge leistet. Laune ist also ein Ding, dem

dem man an sich schon nie den Willen lassen solte; indeß giebt es gar viele, die in diesem Fall unwissend sündigen, die sich einer Anwandlung von Verdruß sorglos, mit der vesten Ueberzeugung überlassen, daß man sich an ihnen vergeht, wenn man ihnen da nicht aufs äußerste nachgiebt, und sie mit der größten Geduld erträgt. Gewöhnlich wechselt dieser grämliche Aerger mit überlauter Fröhlichkeit; welch ein Contrast! welche Prätension ist's, dafür Duldung zu fordern! Ist es nicht weit unmöglicher, diesen Unsinn zu übersehen, als sich davon zu heilen?

Ich traue den Kräften des Menschen iedes Vermögen zu, was sein Verstand für gut erkent, und sein Wille zu erreichen, sich bestrebt. Ganz gewiß ist Niemand unfähig, sich in allen Situationen in einer ruhigen Laune zu erhalten, die Andre weder kränkt noch beleidigt. Die Eigenliebe wird bei dem Opfer, was sie bringen muß, mehr gewinnen, als bei der strengsten Tirannei, die sie ausüben kan.

Die Gräfin hatte beschlossen, von ihren Nachbarn keinen wieder zu besuchen, um sicher zu sein, sagte sie, „das iunge Fäntchen, welches sich, wie ich „merke, überall eingeschlichen, nirgends anzutreffen."

Außer den Leuten im Schloß, die größtentheils älter waren, wie die Gräfin, sah nun Fräulein Beauchamp den ganzen Winter hindurch Niemand, als einen sehr gut gefütterten Dominikaner und

einen hagern alten (*) abgedankten Officier mit einem hölzernen Bein, der in einer Schenke wohnte, die vom Schloß abhieng.

Der Dominikaner war voll von Unglüks-Prophezeiungen, Wunderwerken und Gespenster-Geschichten, und wußte von ieder schlimmen Geburt seines Gehirns eine Nuz-Anwendung auf die Sitten der heutigen Welt zu machen, die auch den Bußbegierigsten Sünder nicht zu bekehren fähig war.

Der Ritter von Dondelifort erzählte in iedem Besuch alle Neuigkeiten des Dorfs, von denen an, die auf die gnädige Gräfin einige Beziehung haben konten, bis herab auf die voriährigen Hüner seines Nachbarn, deren rother Kamm und weisse Ohrlappen ihm die zuverläßige Vermuthung gaben, daß sie nächstens Eier legen würden. Zum Glük aller, die in seinem Umkreis nicht gerne von sich sprechen ließen, war dem Herrn von Dondelifort die Zunge, durch einen Anfal vom Schlage, ein bischen gelähmt; und wenn die Zuhörer dabei vieles an geläufiger Annehmlichkeit des Vortrags entbehrten, so soll doch die christliche Liebe, unter diesem Mangel an Beredsamkeit, ansehnlich gewonnen haben.

Man hat Mühe, es zu glauben; dennoch ist's eine Wahrheit, daß Fräulein Beauchamp den Domini-

(*) Der Gebrauch dieses Worts ist eine Weiber-Freiheit; richtig, gestehe ich, ist der Ausdruk nicht in einem Jahrhundert, wo es keine stehende Armeen gab.

minikaner und Herr von Dondelifort immer sehr wilkomne Gäste waren, zuweilen ließ sie sie sogar heimlich durch Jacques, ihren getreuen Boten, einladen. So viel Gewalt hat ein unangenehmes téte à téte und Einsamkeit in den Jahren der Jugend, die unwürdigste Geselschaft wünschenswerth zu machen.

Jacques ward im ganzen Winter nur einmal in die Stadt geschikt, und da traf er's gerade, daß Herr Bonfort den Tag zuvor verreiset war. Jacques brachte also Fräulein Beauchamp ihr Briefchen zurük, und konte ihr nichts sagen, als daß Herr Bonfort schön wohne, zwar nicht so prächtig, aber mit mehr Geschmak meublirt sei, als die gnädige Gräfin.

Es läßt sich begreifen, daß die arme Isabelle nicht allein ein freudenleeres Leben lebte, sondern daß sie sich überdem in der schwankenden Situation befand, die zwar bei weitem nicht so arg, aber der menschlichen Ungedult oft empfindlicher ist, als verlorne Hofnung und wirkliche Uebel. Dies bewog sie, sich eine Carnavals-Lustbarkeit seltner Art zu machen — ihr künftiges Schiksal betreffend, die Prophezeiungen eines alten Weibes anzuhören, die unter der Maske einer Wahrsagerin, allenthalben Contribution eintrieb, und in dem Schloß der Gräfin unter den Flügeln der alten Haushälterin Schuz fand, in der das tägliche Anschauen zunehmender

Runzeln den Wunsch noch nicht erstikt hatte, mit dem Sacrament des Ehestandes in persönliche Bekantschaft zu gerathen.

Die Prophezeiungen der Marnon unterschieden sich in der Hinsicht von den Prophezeiungen des Dominicaners, daß sie iede Sache, sogar die unvermeidlichen Uebel, im reizenden Licht vorstellten. Schon am Abentheuer schauerlich und wundersam gewöhnt; wie hätte Isabelle nicht Marnon mit einer, nach Freiheit und Glük strebenden Seele, willige Aufmerksamkeit schenken sollen?

Nachdem Marnon durch hinlängliche Verhöre zu Muthmaßungen berechtigt war, hörte Fräulein Beauchamp den endlichen Orakel-Spruch: „Sie „bekommen den Herrn nicht, den sie lieben, aber „einen ganz curiosen Ritter, der ihm nichts nach„giebt, und sie heirathen bald."

Der Vorwiz, verborgene Schiksale zu ergründen, hat allemal den Nachtheil, daß uns diese Thorheit vom Wege der Wahrheit ablenkt. Ohne auf die Gründe oder den Schein zu merken, der unsere Propheten ihren Spruch eingiebt, ohne uns überzeugen zu wollen, daß leerer Zufal keine geltende Entscheidung sein kan, gilt uns ein Beispiel gegen hundert Lügen, wir werden durch das erhaltene Orakel betroffen, und der Vernünftigste läßt sich verleiten, zu glauben, daß von diesem Urtheil keine Appellation gilt.

So

So dachte auch Fräulein Beauchamp, die ihre Neugierde herzlich verwünschte, es würde unmöglich seyn, ihrem traurigen Schiksal zu entgehn — und Marnon, die bloß prophezeit hatte, wie es ihr die Kentniß der häuslichen Angelegenheiten ins Herz gab, verdiente an der Gräfin Ruhe und Eigensinn das Futter sehr wohl, was aus einer reichen Küche in den leeren Magen und Quer-Säkken des Dürftigen spazieren kan, wenn er die Gunst der Aufseherin besizt.

Manche — und wenn das auch zu viel gesagt sein solte — Fräulein Durville würde neugierig gewesen sein, den angekündigten Ritter kennen zu lernen. Fräulein Beauchamp war es im mindesten nicht; nachsinnend von Empfindung zu Empfindung übergeführt, bis die Verwikkelung ihrer Ideen sie in stummer Gedankenlosigkeit einwiegte, sah sie nur einen Ausweg — ewige Jungfrauschaft — es schien ihr möglich, daß Marnon das Bild des Klosterheiligen mit dem Bildniß eines Ritters verwechseln konte: wie düster auch die Vorstellung des gänzlichen Entsagens ist; so fand doch Isabellens feines richtiges Gefühl außer Bonfort dabei die meiste Glükseligkeit. Aus ihrer finstern Träumerei erwacht, schien Fräulein Beauchamp ieder ihrer Gedanken wahr, und sie faßte die Entschließung, dem härtesten Schluß des Schiksals durch die kalten Gitter des

Klosters troz zu bieten. Dennoch drang sich der Ritter und das bald ihrem Gedächtniß oft auf.

Eine von den Lieblings-Materien der Gräfin war, den Ehestand zu preisen, mehr, wie er nach den Erfahrungen, die man davon aus den meisten Haushaltungen samlen könte, zu preisen ist; und die alten Jungfern ohne Ausnahme tiefer herab zu sezzen, wie manche darunter zu stehen verdienen. Fräulein Beauchamp kante weder den Menschen noch die Welt, war also nicht im Stande, der Tante den Einwurf zu machen, daß derienige, der sich allen Freuden des Lebens zu entsagen genöthigt sieht, Mitleid, und der, der ihnen freiwillig entsagt, wirklich noch ein bischen mehr Respekt verdient, als derienige, der sich die Erlaubniß zu Nuzze macht, sie auf eine unsündige Weise zu genießen, weil es ihm vieleicht ohne diese Erlaubniß schwer werden mögte, sich keiner Sünde theilhaftig zu machen, solte es auch nur die des Neides, oder des daran gränzenden Wunsches sein, über verschiedene Personen en Souverain zu gebieten. — Indeß brachte gerade die Schilderung, die Frau von Lauremont von der Lebensart einer alten Jungfer entwarf, in diesem Zeitpunkt einen neuen Ideen-Plan in Fräulein Beauchamps Köpfchen hervor. Der Gedanke unabhängiger freiwilliger Einsamkeit stand mit dem hofnunglosen Kloster-Zwang in keinem Verhältniß; sie war davon so bezaubert, daß, als die Tante,

wie gewöhnlich, ihre Predigt mit einer bittern Anmerkung über die Hindernisse schloß, die sich die Mädchen zum künftigen Etablissement selbst im Wege legten, sie der Gräfin mit einer hinreissenden Naivetät ihre Meinung über den freiwillig ehelosen Stand und gezwungene Heirathen sagte. Sie versprach der Tante feierlich, nie ohne Ihren Willen eine Verbindung einzugehn, und erhielt von der Frau von Lauremont, die diese Beredsamkeit überraschte, das sichre Gegen-Versprechen, niemals zu einer Heirath genöthigt zu werden. Heiterkeit und Ruhe kehrte auf kurze Zwischen-Zeiten in Isabellens Seele zurük — aber ihr Glaube an glükliche Zukunft war einmal schwankend gemacht und blieb es.

Herr von Rosiere, dem wie dem Herrn von Caumont, die Gräfin eine Einladung abgeschlagen hatte, hielt einen unerwarteten Besuch nicht für rathsam; die Herren ließen sich daher der Frau von Lauremont anmelden, wurden abgesagt, und beschlossen, der Frau Nachbarin dem bösen Willen ungestört zu überlassen, bis es ihr gefällig sein würde, gegen sie eine schiklichere Laune anzunehmen. Auf welche Weise sich dieser Vorfall ereignete, werden meine Leser im folgenden Kapitel sehen.

Zehntes Kapitel.
(Vermischten Inhalts.)

Die Trennung von seiner Isabelle war Bonfort freilich sehr unangenehm, und mehr noch schmerzte es ihm, aller Nachricht von ihr beraubt zu sein; allein vest entschlossen, ieden Schleichweg zu meiden, ruhig über ihre Denkungsart, überließ er seine und ihre Sache dem gütigen Schiksal, ohne in den Unsinn der Liebhaber späterer Jahrhunderte zu versinken. Solten Sie, meine schönen Leserinnen. auf Ihrem Wege durch die Welt einen Geliebten treffen, der wie Bonfort handelt, so finden Sie seine Vernunft nicht anstößig, und weit entfernt, ihn aufzugeben, hoffen Sie alles für die Zukunft von einem Mann, der nicht fähig ist, neben einer starken Leidenschaft den Regeln des gesunden Menschen-Verstandes zu entsagen.

Es waren nun schon sieben Monat vergangen, ohne daß sich die Liebenden ein Wort von der Empfindung mitgetheilt hatten, die wachend und träumend auf alle Vorstellungen ihrer Einbildungskraft wirkte. Die strengste Aufseherin hätte sich bei einer so hartnäkkigen Züchtigung ennüiren können, und das mitleidige Verhängniß, was immer tief in die Herzen der Menschen sieht, fand für gut, eine so anhaltende Prüfung zu unterbrechen. Es ließ daher durch seinen Einfluß auf die Gedanken, der Gräfin un-

unausstehliche Langeweile darin finden, mit ihren vieliährigen Freunden über den Fuß gespant zu sein, und sich bei den herrlichsten Sommer-Wettern auf strenge Einsamkeit eingeschränkt zu sehen. Sie beschloß, in Folge den ersten Schritt zur Aussöhnung zu thun, beorderte Jacques, den Herrn von Rosiere und Caumont einzuladen, und gab, zu unaussprechlicher Freude der Fräulein Beauchamp, derselben verschiedene Aufträge, um sie Jacques, der einigen abgängigen Vorrath aus der Stadt bringen solte, en detail begreiflich zu machen. Sonderbar genug ist's, wie manche Menschen in einem Vierteliahr die Handlungen des abgewichenen Vierteliahrs gänzlich verleugnen, ohne daß sich eine andre Ursache dafür angeben läßt, als daß sie launen oder ausgelaunt haben.

Natürlich gab Fräulein Beauchamp Jacques einen Heft an Bonfort mit, an dem sie in dieser Absicht schon lange geschrieben. Das Ganze enthielt eine treue Schilderung aller ihrer kleinen Begebenheiten, Meinungen und Gedanken; es trug so sehr das Gepräge der Wahrheit, daß Isabelle auch ihre Thorheiten nicht zu verheelen gesucht hatte, und ihre Bestürzung über Marnons ertheilten Orakel-Spruch war sehr lebhaft darin beschrieben.

Herr Bonfort hatte einen Jugend-Freund in der Stadt, der seine höchste Glükseligkeit in einer hübschen allerliebsten Frau fand. Diese hatte im

Wochen-

Wochenbett so lange und viel gelitten, daß man an ihrem Aufkommen oft zweifelte. Frau Arnaud war izt volkommen wieder hergestelt, und am nämlichen Tage, da Jacques in die Stadt kam, feierte der überglükliche Herr Arnaud mit allem, was ihm Freund und verwandt war, den Kirchgangs-Tag seiner geliebten Gattin.

Herr Bonfort, der sonst nie dem Wein-Gott opferte, that, durch die Gelegenheit in einer neuen Ideen-Sphäre versezt, in seinem frohen Cirkel so oft Bescheid, daß er zulezt ein bischen benebelt ward, und in dieser Verfassung gieng er nach Hause, um Jacques zu sprechen.

Statt allem, was Bonfort hätte schreiben können oder sollen, ward sein Briefchen an Isabelle ein treues Gemälde seines zärtlichen Herzens, und der leicht und hoch jubelnden Empfindung, die durch seine kleinste Nerve bebte.

Der sonst so mäßige Bonfort konte izt keinen vernünftigen Menschen um sich sehen, daher gab er Jacques so viel süßen Wein, daß dieser Abends spät noch mit halben Rausch auf Lamiere ankam. Fräulein Beauchamp begrif wenig, wie sich eine so unerwartete Scene zutragen konte, sie stand unsägliche Angst für den Brief aus, den Jacques immer suchte und nimmer finden konte, bis er sich darauf besann, daß er in einem Schächtelchen liege, was man im Begrif stand, der Gräfin einzuhändigen;

auch

auch war's ein unerträglichs Geschwäz von Bonforts Vorzügen, mit dem Jacques Fräulein Beauchamp in Gegenwart andrer Hausbedienten peinigte. Isabelle hatte alle ersinnliche Mühe, Jacques an einer unterthänigen Aufwartung bei der Frau Gräfin zu hindern, der er sich recht geschikt fühlte, Vorstellung ihres Unrechts zu machen, und es bedurfte Fräulein Beauchamp Ihres ganzen Ansehns, Ihrer ganzen Nachsicht, Güte, Geduld, der vollen Ergebenheit des Gesindes gegen sie, und Jacques besondern Gehorsams und Eifer für ihre Wünsche, um ihn zu Bette zu schaffen, und alle Folgen im Keime zu erstikken, die dieser Auftrit zu ihrem Nachtheil hätte haben können.

Nie wieder einem Dritten eine ihr wichtige Sache zu vertrauen, sezte sich Fräulein Beauchamp sehr vest vor, und die Aussicht, ohne alle Hofnung von Bonfort getrennt zu sein, sezte sie in eine traurige Stimmung, die bei der sich einflechtenden Erinnerung des fremden Ritters, der erhaltene Brief zu mildern nicht, ehender zu mehren, abgefaßt war.

Herr von Caumont, dem Isabelle ihr Leid klagte, ließ sie die Begebenheit so komisch ansehn, wie sie ihm vorkam, zog sie mit Marnons Prophezeiung nicht wenig auf, und sagte ihr von Bonfort sehr viel Tröstendes.

Wenn man nicht Menschenkentniß genug besizt, um aus dem Grund zu dulden, mit einer eignen

Nach-

Nachgiebigkeit geboren ist, oder coute qui coute die einmal geschlossenen Verbindungen erhalten will; so giebt es der Fälle viele, die auch, ohne die Laune der Gräfin von Lauremont zu besizzen, Trennung zu einer, und Wiedersehn zu andrer Zeit erfordern. Wir wollen daher unsern Lesern bei Gelegenheit dieses Besuchs keine weitläuftige Beschreibung der weltbekanten Verlegenheit machen, in der sich ehemalige Bekante befinden, die der Zufal nach einer vorsezlichen Trennung zusammen führt. Hier waren wenigstens alle Partheien einig, des kleinen Verstoßes nicht zu gedenken, wählten daher das beßte Mittel der Wiedervereinigung, eine muntre Unterredung über gleichgültige Materien.

Ohngefähr vier Wochen nach diesem Besuch kam unerwartet Herr von Caumont mit Herrn Bonfort, als die Gräfin eben zu Tische saß.

Nach den ersten Komplimenten fieng Herr von Caumont an: Wir wollen uns auf drei Monat bei Ihnen beurlauben, meine gnädige Cousine; denn wir denken eine kleine Reise nach Spanien zu machen.

Die Gesichtszüge der Gräfin deuteten an, daß die künftige Hofnung sie willig machte, ein gegenwärtiges Uebel zu ertragen, und indem sie die Frage vorausschikte: „Nur drei Monat," lud sie die Fremden ein, an ihrer Mahlzeit Theil zu nehmen.

Herr Bonfort war still, Isabelle äußerst verlegen, und Herr von Caumont erschöpfte Gehirn

und Lunge, um den guten Willen für seine Freunde ehrenvoll zu bestehen.

Fräulein Beauchamp gieng einmal lediglich in der Absicht, freie Luft zu schöpfen, aus dem Zimmer. Bonfort ward während der Zeit von einem Bedienten nach den Pferden gerufen. Er begegnete Isabelle, die eben wieder im Zimmer gehen wollte. Flüßterte ihr zu; „nicht an Marnon, an „meine dauernde Liebe glauben Sie, und an dem, „warum ich Sie im ersten Briefe bat," nahm ihre Hand, küßte sie mit Ausdruk — indem öfnete die Gräfin die Thüre.

Was machst Du draussen, Isabelle? rief sie erzürnt.

Ich holte Johannis-Beeren, sagte Fräul. Beauchamp beschämt, indem sie ein damit gefülltes Körbchen auf den Tisch sezte.

Ueberlaß den Bedienten ihre Geschäfte, erwiederte die Gräfin bitter, und weil Du in so guter Geselschaft bist, entziehe nicht das Glük der deinigen.

Caumont kochte die Apostrophe bis in die Fingerspizen. Gnädige Cousine! fieng er an ......

Ist denn wirklich Ihre Frau recht gesund? unterbrach ihn Isabelle mit einem blinzenden bittenden Blik, den Er, so wie drei bis vier andre Fragen, mit warum denn? und Ei was! beantwortete.

Bald nachher ritten die Fremden davon. Die Gräfin unterließ nicht, Ihrer Nichte des Besuchs

und ihrer Aufführung wegen, die ungereimtesten Dinge zu sagen, die iemals den Nachbleibenden auf Rechnung derer gesagt worden sind, die die Gesellschaft früher, wie die übrigen, verließen.

Es verdrießt uns wirklich ein bischen, daß die arme Beauchamp sich durch die Fügung der Umstände und hundert unverdiente Vorwürfe der Tante scheuchen und auf den Gedanken bringen ließ, unter dem Willen der Gräfin zu biegen, sollte sie gleich das Opfer des Eigensinns und des Stolzes werden müssen. Man muß, weder diesen Vorurtheilen, noch dem Geiz, und andern sichtbaren Leidenschaften, blind gehorsamen; Alles, was Fräulein Beauchamp thun konte, war: daß sie der Tante — die sie, wie eine Mutter, betrachtete — für die Bestimmung mehr ließ, als die Gesezze falschen Begriffen zustehn, eine verneinende Stimme.

Ganz sicher gerathen die Ehen sehr selten, die aus blinder Neigung geschlossen, öfterer die, wo Convenienz die Wahl bestimt. Es giebt aber auch Zuneigungen in der Jugend, die sich auf einen Werth und eine Annehmlichkeit gründen, für die das reifere Alter gleichgültig ist, und nie, in Rüksicht auf andere, gleichgültig sein sollte: weil in dem Umgange der Personen, die uns durch Verdienst und übereinstimmende Denkungsart einnehmen, die reelste Glükseligkeit liegt. Liebe von der Art, hat ihren Grund in uns selbst, ist mit Freundschaft verwebt,

webt, und löscht durch keine Folge glüklich oder unglüklicher Begebenheiten so ganz aus, daß uns nicht der Gegenstand derselben immer vorzüglich angenehm bleibt; — wenn gleich, nach gesammelten Erfahrungen, wir weder wollen noch glauben, daß Liebe durchaus glüklich sein, oder derienige, durch alle Grade des Unsinns ein unaufhörlichs zeitliches Leiden fühlen muß, der von ihr eingenommen ist; so wünschten wir doch auch für's algemeine Beßte herzlich, daß Eltern oder Vorgesezte die Stärke der Prätensionen wohl überlegten, die zuweilen ihre kältern Leidenschaften an die Leidenschaften der Jugend machen. Daß sie nie den Vorwurf verdienen mögten, daß Schiksal freier Menschen nach Willkühr gelenkt zu haben. Der Mensch sucht, wie ein Kind, Ersaz für verlornes Gut; selten ist er stark genug, den sichersten und reinsten zu wählen.

Der Zeitpunkt, der dieser Vorwurfs- und Unbilligkeits-vollen Predigt der Gräfin von Lauremont folgte, sah demienigen, den Fräulein Beauchamp erlebte, als sie das leztemal von Rosebeau kam, ähnlich, wie ein Ey dem andern; nur der Unterschied fand statt, daß sich Isabelle ohne Rettung unglüklich fühlte, und in Folge dieser Empfindung allen Muth verlor, die Kräfte anzuwenden, die zur Erreichung guter Endzwekke, oder wahrer Glükseligkeit, jedem Menschen gegeben sind.

Eilftes Kapitel,

endlich eine kleine Abwechselung.

Herr Bonfort war nun schon zwei Monat in Spanien, und der September gieng zu Ende, als die Gräfin, um Ihren sechzigsten Geburtstag zu feiern, den Herrn von Dondelifort und den Beichtvater einladen ließ. Das Fest zu illustriren, ward noch eine alte Cousine dazu gebeten, die seit dem Tode ihres Mannes mit der ganzen Welt in Prozeß lebte.

Es fehlte nicht viel, so waren am Ende der ungeheuren Mahlzeit — die diesen frohen Tag am meisten ehrte — der Dominicaner und Dondelifort eben so wenig fähig, vernünftig zu schreiben, als Bonfort, nach der Feier des berühmten Kirchgangs-Tages.

Wie nun die Gäste Nachmittags das Feuer des Weins ein wenig in einer Garten-Laube ausdunsten ließen, ward dem alten Capitain, durch einen gänzlich verfalnen Bedienten, der Ritter von Monneville, ein entfernter Verwandter, gemeldet, der auf der Rükreise nach Engelland begriffen, einen kleinen Umweg genommen, ihn zu besuchen.

Ventrebleu! rief Herr von Dondelifort — dem die Visite höchst ungelegen kam — unterdessen wolte der alte Herr gut oder übel, die Höflichkeit des Fremden erlaubte nicht, daß er ihn allein in der Dorf-Schenke sizzen ließ. Er mußte sich also entschließen,

schließen, der gnädigen Gräfin seine trés humbles Adieux zu machen, und dem Gedanken, am Genuß der auf den Abend angekündigten Rebhüner-Pastete, gänzlich entsagen.

Die Gräfin aber, die bei der Nachricht dieses unerwarteten Ebentheuers eine sonderliche Anwandlung bekam, nahm diesen Ritter, ohne ihn gesehn, oder ie von ihm gehört zu haben, für ein ihr vom Himmel bescheertes Geburtstags-Geschenk an; bestimt, sie von aller weitern Sorge für Fräul. Beauchamp zu befreien. Es war daher, so wenig ihre, als Dondeliforts Sache, daß er die Geselschaft verlassen sollte, und Herr von Monneville ward sehr gebeten, aufs Schloß zu kommen.

Der Ritter ließ sich das nicht zweimal sagen; Fräulein Beauchamp ward zufällig genöthigt, ihn zu empfangen; und Monneville, der zwar viel mit Weibern umgegangen war, aber noch nie daran gedacht hatte, mit einer zu leben und zu sterben, sah Isabelle, und beschloß bei ihrer ersten Vorbeugung, „aus dem Mädchen seine Frau zu machen, wenn sie „ihn haben wolte.

Mit welcher Gefälligkeit der frohe Ritter von der Gräfin und Ihren Geselschaftern aufgenommen ward, läßt sich denken. Nur Fräul. Beauchamp, die sich der unwiderstehlichen Ahndung nicht erwehren konte, das sei der Ritter en question, sah ihn mit Furcht an, gab ihm auch weder diesen noch den

folgenden Tag Gelegenheit, etwas mehr, als das äußre ihrer Person, zu beurtheilen. Herr v. Monneville schien Fräulein Beauchamp nicht im geringsten zu bemerken, sich wenig um ihren Verstand zu bekümmern, sagte ihr nicht einmal algemeine Höflichkeiten, vielweniger Schmeicheleien. Dagegen unterhielt er die übrigen seines Cirkels mit vieler Lebhaftigkeit, Geist und Kentnissen; sogar mit der alten Cousine ließ er sich über ihre Prozeße ein, und erklärte ihr deutlich, daß sie sich nach einem rechtschaffenen Advokaten und betriebsamen Curator umsehn, auch zuweilen ein bischen biegsamer sein müßte, wenn sie nicht alles verlieren, oder in die Ewigkeit hinüber zanken wollte.

Herr von Monneville war ein Mann, von ohngefähr dreißig Jahren, ein seltsames Gemisch von hervorstechenden Tugenden und verderbenden Fehlern. Seine Figur war nichts weniger, als häßlich; doch fehlte ihr die Annehmlichkeit, die so einnehmend ist. Er besaß viel Welt- und Menschenkentniß, Verstand und Lebensart; allein, ein in der Jugend ungedämpft gebliebener Eigensin gab ihm manchmal eine ärgerliche Laune, fähig, denen wahren Verdruß zu machen, die von ihm abhiengen.

In solchen Anwandlungen war er ein ganz eignes Wesen, zu vernünftig, um mit Heftigkeit aufzubrausen, ließ ihm seine Güte nicht zu, Spizfindigkeiten zu sagen, und natürliche Höflichkeit verstatete

tete ihm, weder unartige, noch beleidigende Ausdrükke; aber es war Monneville unmöglich, den Aerger, der in ihm kochte, im Stillen zu tragen. Wahrscheinlich, um wider sich selbst eine Entschuldigung zu finden, sprach er ohne Aufhören über dieselbe Sache, oder gar nicht, bewies mit einem gemäßigten, aber sehr schnellen Sprachton, in den anständigsten Ausdrükken, daß er zu einer starken Empfindlichkeit berechtigt sey. Herr von Monneville hatte viele kleine Eigenheiten, unter andern war er auf den Glokkenschlag sehr pünktlich, wahre Kleinigkeiten, die seinen Ordnungs-Geist zuwider liefen, konten ihm eine üble Laune geben, die, nach den Umständen, Tage lang ausdauerte.

In andrer Hinsicht war der Ritter im mindesten nicht ordentlich. Bei Geschäften, die seiner Willkühr überlassen waren, verließ er sich oft auf den starken durchdringenden Verstand, der die verwikkelteste Sache mit einem Blik richtig übersah, auf die zu seiner Zeit seltne Gelehrsamkeit, und auf die seltne Gabe, mit unglaublicher Geschwindigkeit meisterhaft gut zu arbeiten. Daher spazirte Herr von Monneville oft, wenn er hätte am Schreibpult sizzen sollen; vorzüglich dachte er nie an Dinge, die ihn selbst betrafen, wie wichtig ihre Folgen auch sein konten, und zumal, wenn sie etwas Unangenehmes für ihn hatten, ehe der Augenblik der äußersten Nothwendigkeit da war. Ein Mittel fand er als-

denn immer, aber sicher kein so gutes, als seine helle Einsicht mit mehr Fleiß und Vorbedacht würde getroffen haben.

Herr von Monneville besaß Großmuth genug für einen König; eine Gerechtigkeits-Liebe, die iede Probe aushielt; den Stolz, der gegen Höhere nichts vergiebt; die Billigkeit, die Geringeren nie mit edler Impertinenz begegnet. Zwar war er nicht empfindsam, aber aus natürlichen Hang selbst mit eignem Nachtheil gar zu gerne der Trost und Beistand des Nothleidenden.

Zu seinem Unglük war der Ritter im mindsten kein Oeconom, bei allen seinen Einrichtungen hätte man sagen sollen, daß er ganz und gar nicht rechnen konte.

Auch schwärmte er gerne in Geselschaft von Männern, die sich bei der Punschbole vergaßen.

In Absicht auf das schöne Geschlecht war der Ritter bis zu dem Zeitpunkt, da er in unserm Geschichtchen Period macht, auch nicht der unsündige Phönix, der — nach einer alten beglaubten Urkunde — die Welt iedes Jahrhundert nur einmal ziert. Zu kalt oder zu unglüklich, um an ein schönes Mädchen zu gerathen, die ihn würklich lieben lehrte, hielt er es höchst unrecht, unter der Maske dieser Leidenschaft die Neigung oder Freundschaft eines guten Frauenzimmers zu misbrauchen. Edel und gerecht auch da, wo er nicht stark genug war, tu-

gend-

gendhaft zu seyn, suchte er das Vergnügen nur bei denen, die sich demselben gewidmet hatten.

Immer war Herr von Monneville ein treflicher Mann, dessen seltne Vorzüge, nach unsrer Meinung, so viel Achtung verdienten, daß wir ihrentwillen seine Fehler — zwar nicht nachahmungswürdig finden — doch an einen Freund willig übersehn würden. Dennoch hätten wir ihn, ohne eignen Willen, nie zum Mann unsrer achtzehniährigen Tochter bestimt, ob es gleich ausgemacht ist, daß Frau von Lauremont, die den Ritter nur von Ansehn kante, für ihre Nichte ungleich schlimmer hätte wählen können.

Die Erzieher des Herrn von Monneville waren ein schwindsüchtiger Oncle gewesen, der nichts in ihm zu pflanzen suchte, als Wissenschaft, und eine Mutter, die bei vielem Verstande Talenten, und mehr reellen Kenntnissen, wie die meisten Frauenzimmer besizzen, eine Menge Vorurtheile und übel verstandnen Stolz in ihren Busen nährte. Desfals denn konte sie, weder ihre eignen Begriffe und Handlungen, noch die Begriffe und Handlungen ihres Zöglings, richtig lernen und lenken.

Frau von Monneville versagte ihrem Sohn ein billiges Taschengeld und manches erlaubte Vergnügen. Dafür betrog sie der iunge Ritter auf hunderterlei Weise, um sich mehr, wie das Nöthige, zu kleinen Ausgaben zu verschaffen. Sie sah, daß

ihres Sohnes Aufwand die karge Einnahme weit überstieg, die sie ihm schenkte; aber sie untersuchte nie seine Bibliothek, Garderobbe, Geräthe, wo sie die Quellen, aus denen er schöpfte, sehr bald würde entdekt haben.

Es war unmöglich, daß der junge Herr sich mit der Frau von Monneville angenehm beschäftigen konte. Weil nun dem Ritter die Erlaubniß versagt war, einen ihm angemessenern Umgang zu genießen, nahm er sie sich, ohne Vorwissen der Mutter, misbrauchte und übertrieb diese verstohlne Freiheit zu seinem eignen Nachtheil. Erfuhr die Frau von Monneville davon etwas, so erfolgte ein Sturm von Vorwürfen und Herabwürdigung, dessen Heftigkeit und Dauer den anwachsenden Knaben zum gleichgültigen Zuhörer machte.

Zu einem äußerst geringen Taschengelde paßte es im mindsten nicht, daß Frau von Monneville ihren Sohn mit verschwenderischer Pracht kleidete; und da er nie aus dem Hause sollte, war es ganz überflüßig, eine Menge Jagdhunde und schöne Pferde für ihn zu halten.

Der Ritter, der den hellen richtigen Verstand seines Vaters zum Erbtheil bekommen hatte, sah diese und andre Fehler seiner Erziehung schon im zwölften Jahr ein; ließ ihm seine herrlichen Kleider dienen, sie geschwind zur Hälfte zu verderben, um sie denn zu verkaufen, und seine Pferde, die zum

aus=

ausdauernden Gebrauch zu schön und fein waren, vertauschte er gegen andre von der nehmlichen Farbe für eine Zugabe, wovon denn die Frau Mutter, die sich an der Zeichnung und den Haaren hielt, nichts ahndete.

Lächeln Sie nicht, meine iungen Leser! Herr von Monneville mußte eine so vortrefliche Anlage des Verstandes und Herzens haben, wie Sie in der Schilderung seines Charakters finden, um nicht — bei dem Starrsinn und den Mitteln, die er mit äußerster Unbedachtsamkeit, mit zügellosem Hang nach Vergnügen, dem Zwang entgegen sezte, in den er erhalten ward — ein entschiedener Taugenichts zu werden. Ich beleidige Sie nicht, wenn ich nur selten außerordentliche Kräfte des Geistes in einem unter Ihnen vermuthe, die noch zu rechter Zeit verderblich gewordne Leidenschaften bemeistern; und, damit ich nie von einem unter Ihnen den Vorwurf verdienen möge, Sie durch ein aufgestelltes Beispiel zu schlimmer Nachahmung gereizt zu haben, erinnere ich Sie, daß fehlerhafte Beispiele nie reizen, immer zurük schrekken sollen. Daß der Jüngling und der Knabe es in ihrer Gewalt haben, sich durch ihre ersten Schritte den Weg zu Tugend und Glük, den Weg zu Laster und später unzulänglicher Reue, zu bahnen. Daß bei gänzlichem Mangel an wahrer Klugheit, der selbst bei glänzenden Verstand unzertrenliche Eigenschaft der Jugend ist, auch ge-

gen die verkehrteste Erziehung folgsam sein, bei weitem so nachtheilig nicht ist, als eigne Führung, und die unreife Weisheit, die den Rath der Erfahrung so gerne überflüßig hält, oder gar — lächerlich findet. Sind diese ernsten Wahrheiten gleich für Sie nicht angenehm, so nehmen Sie sie dennoch gütig auf, und denken, daß die gefälligste Unterhaltung nicht immer die nüzlichste ist.

In der zartesten Kindheit hatte Frau v. Monneville — wie das freilich sehr gut ausgedacht war — ihren Sohn einem Lehrer anvertrauet, der nicht allein viele Kenntnisse hatte, sondern, in iedem Betracht, vorzügliche Eigenschaften besaß. Das Glük übte einmal eine Gerechtigkeit aus, und der Ritter verlor, durch eine ansehnliche Beförderung, diesen braven Hofmeister, als er kaum eilf Jahr alt war. Er wußte genug, um bei fernerem Unterricht seinem Oncle nicht lästig zu fallen, der diese Sorge übernahm, und es an keine Bemühung fehlen ließ, aus dem iungen Monneville einen brauchbaren Mann zu machen. Die Person eines vernünftigen Gesellschafters, der für die religiöse und moralische Bildung des Ritters durch angenehmen und nüzlichen Umgang in den Jahren sorgte, da er dessen am meisten bedurfte, ersezte Frau von Monneville, aus übergroßem Vertrauen in ihr Verdienst, durch sich selbst. Für alle Gelegenheiten aber, wo sie, der Bequemlichkeit willen, dieser Aufsicht entsagte, ward

solche

solche einem Haus-Abt aufgetragen, den wir nicht preisen können. Der Ritter übersah den Abt im dreizehnten Jahr so weit, daß er ihm gänzlich die Dependenz aufkündigte.

Ein charakteristischer Zug der Erziehung, von der wir reden, ist: daß Monneville diese Aufsäzzigkeit gut geheißen, und — obgleich ein Dumkopf manchmal zu warnen oder zu rathen vermag — als Unterscheidungskraft aufgenommen ward. Zur Belohnung stand er von da an, blos unter mütterlicher Gewalt, die, wie sich aus der mitgetheilten Anekdote urtheilen läßt, oft am unrechten Ort durch die Finger sah.

Frau von Monneville hatte, wie sehr viele Mütter, die Schwachheit, ihren Sohn in ihrem Schloß behalten zu wollen. Bei diesem Proiekt gab sie ihm, weder eine Aussicht auf Etablissement, noch auf Beschäftigung. Der Ritter, der in gleichem Grad seine Fähigkeiten und Langeweile fühlte, sehnte sich in die Welt; und im ein und zwanzigsten Jahr gieng er, wider den Willen seiner Mutter, am Hofe des Königs von Frankreich, Philipp August, dem er, als ein treuer Unterthan, seine Dienste anbot. Frau von Monneville, die sehr reich war, fand für gut, den Ritter, weil er ihren Wünschen nicht gehorsam sein wollte, auch in seinen Absichten nicht zu unterstüzzen. Dem Herrn von Monneville ward also nur die kleine Erbschaft seines Oncles, die er

an

an Ueberfluß, und gar nicht an Wirthschaft gewohnt, in kurzer Zeit, bis auf den lezten Heller, verzehrt hatte.

Aber wenn gleich König Philipp aus frommen Eifer die Juden aus dem Reich gebant hatte, nährte er doch fromme Catholiken genug in Frankreichs Gränzen, durch deren Handel, dem Unwesen nach, dem Verderben so vieler Menschen im mindsten nicht gesteuert, und Monneville, in Hofnung auf den mütterlichen Reichthum, nicht ohne Geld blieb.

Wie glüklich wäre der Ritter gewesen, hätte er unter vielen bemittelten Leuten einen getroffen, der ihn thätig unterstüzte, ohne mehr zu fordern, als billigen Ersaz — und wie das denn die Reichen dieser Erde sehr gut verstehn — der ihn gelehrt hätte, genau haushalten. Der Ritter würde gerade so viel davon gefaßt haben, als der Abt du Pré der Hofhaltung der Königin Elisabeth — Gemahlin des Königs Philipp — in einer Rede annehmlich zu machen sucht, die ich meinen Lesern, als ein Theil der Urkunde, aus der ich schöpfte, wenn es mir an Materie zu Ihrer Unterhaltung fehlt, gelegentlich vorzulegen schuldig bin.

Herr von Monneville soll in der Folge oft gesagt haben, daß er unter seinen Freunden, Verwandten und Bekanten, nie einen gefunden, der ihn reel in einer Verlegenheit unterstüzte. Kan wol sein, daß diese in des Ritters lokkerer Wirthschaft

schaft eine gegründete Ursache, zur Entschuldigung ihres Verfahrens, angaben; indeß lieben wir die Angst und Schwierigkeit nicht, die davon abhält, daß Freunde oder Bekante sich an uns wenden, wenn sie eines Beistandes bedürfen, und uns hindert, ihnen eine Summe vorzustrekken, deren Besiz oder Entbehrung weiter nicht glüklich noch unglüklich macht, als nach der Vorstellung, die wir uns darüber machen. Sicher ists, daß ein gewisser, den Verhältnissen nach, oft unbeträchtlicher Vorschuß, manchen von Verwikkelungen retten würde, in die er sich, sich zu vertiefen, genöthigt sieht, aus die ihm zuweilen eine Folge nicht z ehen kan, die an Glük und Reichthum sein ehmaliges Bedürfniß um sehr viele Tausende übersteigt. Wir können unsrer angebornen Wahrheitsliebe zufolge nicht umhin, allen Tanten, Oncles, und entfernten Vettern, diese bewährte Gewißheit, als einen unwiderruflichen Gegensaz, alle derienigen anzuführen, die sie gegen einem hülfsbedürftigen Zweig ihrer Familie etwa in ihren Herzen hegen mögen.

Herr v. Monneville soll ebenfals oft versichert haben, er hegte gegen einige Geldverleiher, mit denen er in Handel gestanden, große Dankbarkeit und wahre Achtung. Zufällig wäre er an Leuten gerathen, die ihn mit wahrer Freundschaft behandelt, da, wo sie ihn hätten um Vieles bringen können, ihren Vortheil dem seinigen aufgeopfert hätten. Er

rühm=

rühmte ihre Gedult bei seinem Unvermögen im Bezahlen, wenn er seine Erwartungen nicht erfült sah, und daß es ihm durch ihren zutraulichen, oft freiwilligen Beistand allein, nie an Brodt, Kleidung noch demienigen gefehlt hätte, was einem Edelmann zum Anstand nothwendig ist. Das heißt, sagte Herr von Monneville — dem immer darum zu thun war, daß man, nach vorgefaßten Meinungen, nicht ieden Einzelnen beurtheilte — nicht rupfen, sondern wohl thun, indem man eignen Nuzzen sucht; und er hielt es für seine höchste Schuldigkeit, in einer jeden Verfassung dafür zuzusehen, daß seine Versorger nie durch ihn zu kurz kamen. Indeß darf Niemand, der in Verlegenheiten geräth, darauf mit einiger Wahrscheinlichkeit rechnen, von Geldverleihern mit der Großmuth behandelt zu werden, die unserm Ritter wiederfuhr, — leicht ist's da, gerade den Wohldenkenden zu verfehlen — und darum ist's für des Menschen Glük und Ruhe besser, sich biegsam unter der Last des Schiksals aufs nöthigste Bedürfniß einzuschränken, bis die Umstände sich ändern; selbst, wenn er Monnevils Aussichten hat; fehlt es aber daran, so macht Rechtschaffenheit iedem die genaueste Oeconomie zur Pflicht.

Als der Ritter 1188 am französischen Hofe kam, geschahen ihm viele Versprechungen baldiger Beförderung. Sicher würde er auch sein Glük gemacht haben, hätte er schmeicheln können, oder

ein

ein Frauenzimmer heirathen wollen, deren Etablissement auf die Verwaltung der Staats-Geschäfte einwirkte. Allein Ritter Monneville verstand sich so wenig auf die Verleugnung seiner Denkungsart, daß man nicht den Muth hatte, ihn über das Schiksal einer Dame entscheiden zu lassen. Es sah daher mit seiner Fortune sehr kritisch aus, als ein alter Minister darauf verfiel, des Ritters Fähigkeiten zu nuzzen, und da ward er denn zum Versuch, mit sehr geringen Gehalt, im Departement dieses Ministers zu seinen Privat-Befehlen angesezt.

Msr. de la Trinonlaye machte es manchmal dem armen Monneville sehr bunt, der bei aller Schnelligkeit, mit der er arbeitete, nie genug, und bei aller Vestigkeit des Stils nie so gut arbeiten konte, daß er nicht seine Aufsäzze kreuz und quer durchstrichen, und von des Ministers Hand denselben Vortrag, nur mit andern Worten drüber oder drunter geschrieben, zurük bekam.

Ein kleinerer Geist hätte sich das zu seinem Beßten all gefallen lassen. Der Ritter mußte noch viel Erfahrungen machen, eh' es ihm möglich war, sich unter das eiserne Joch zu biegen, worin die Eigenschaften eines Privatmanns die Geschäfte seines Fürsten für iunge Untergebne umwandeln können. Monneville, der noch lange nicht hoffen durfte, in eine andre Lage versezt zu werden, verließ ohne viel Bedenken seinen mühselig unange-

nehmen Posten, und machte 1190, im Gefolge des Königs, seines Herrn, und des Königs von England Richard Löwenherz, eine Reise nach dem gelobten Lande.

Hier that sich der Ritter bei mancher Gelegenheit hervor. König Philipp, dessen Aufmerksamkeit man mit andern Gegenständen zu beschäftigen suchte, bemerkte ihn nicht; aber König Richard, dessen harmonische Seele ihm Sinn für iedes Verdienst, für ieden edlen Gedanken gab, würdigte ihn seiner Gewogenheit, und mit Bewilligung des Landesherrn, der für sein Glük nicht sorgen wollte, gieng der Ritter in die Dienste eines Monarchen über, dem er seine Kräfte so gerne widmete, als wir diesem zum Theil unglüklichen, vortreflichen Fürsten, in iedem unsrer Leser einen Verehrer zu geben suchen.

Könige haben darin für Privatpersonen keinen Vorzug, daß man die Eigenschaften des Herzens leichter an ihnen als an diesen übersieht. Willig verzeiht ein beobachtender Leser der Geschichte einen Fehler in der Regierung, eine Unbedachtsamkeit, eine Leidenschaft, die dem Volk, oft ganzen Generationen nachtheilig ward: denn er fühlt, daß er selbst mit den beßten Vorsäzzen und Absichten in seinem kleinen angewiesnen Cirkel nicht einmal ein tadelfreier Regent ist, fühlt sich unfähig, ein tausendfaches Detail ohne Vorwurf zu verwalten —; aber mit welchem bittern Unwillen empört er sich wider

die Bosheit des Herzens mächtiger glänzenden Monarchen! wie kocht es in ihm bei Grausamkeiten, die Stolz, Eigennuz und niedre Rache verübte. Ist Ludwig der 11te, die mediceische Catherine, Henrich der 8te, die große Elisabeth von England, Philipp der 2te, und eine lange Liste mächtiger Fürsten, die wir nennen könten — durch irgend etwas mitten in ihrer thronenden Pracht der Nachwelt in einem so erhabenen Licht vorgestelt, als du, guter König Richard, uns in deinem Gefängniß erscheinst, von den Unterthanen mit Gefahr des Lebens und weniger Hofnung, dich zu finden, aufgesucht, deren wahre Liebe sich deine Güte erwarb. Wie wird denen dies empfinden lernen können, was du den Deinen warst, und was du seyn mußtest, damit dich nicht ein zu Empörung und Wechsel geneigtes Volk im fernen Thurm verschmachten ließ, so wohl: da der treue Harfen-Sänger — unvergeßliches Beispiel persönlicher Freundschaft gegen einen Fürsten — deinen Aufenthalt entdekt.

Herr von Monneville würde es im Dienst des Königs von England sehr weit gebracht haben, wäre nicht der Krieg ein Hinderniß für das Fortkommen jedes einzelnen, der auf dem geraden Wege seines Berufs hinwandelt. Zu früh für das Reich und für Monneville, starb Richard 1199.

Zwei Jahre zuvor hatte es dem Schiksal gefallen, die Frau von Monneville aus dieser Zeitlich-

keit abzufordern; der Ritter machte die Reise nach Frankreich, um sich im Besiz der mütterlichen Erbschaft zu sezzen, und seine Einrichtungen so zu treffen, daß er einst an dem Ort seiner Geburt von der Arbeit ausruhen und sein Leben enden könte.

Wie oft werden die Absichten der Menschen vereitelt! — Statt einer Erbschaft von 800000 Livres fand der Ritter nur 300000 vor; alles übrige nebst dem Schloß Monneville, war an fremde oder entfernte Verwandten vermacht, die sich in Hofnung auf ihre Dankbarkeit, nicht vergeblich bemüht hatten, in Abwesenheit ihres Sohnes Frau von Monneville die Zeit zu verkürzen.

Natürlich kränkte den Ritter die Ungerechtigkeit seiner Mutter, auch blieben ihm nach bezahlten Schulden kaum 150000 Livres übrig. Unterdessen machte aufrichtige Ehrfurcht für das Andenken der Frau von Monneville, daß er die Sache ruhen ließ, und nicht durch einen Aufsehn machenden Proceß ihr unbilliges Testament zu vernichten suchte.

Herr von Monneville hatte in Paris noch zwei Mutter-Brüder, die auch reich, und beede Prälaten waren. Als sie unsern Ritter im Wohlstande mit einem ansehnlichen Amt bekleidet wiedersahn, begegneten sie ihm mit vorzüglicher Achtung, trösteten ihn über das ihm wiederfahrne Unrecht, und versicherten heilig, ihn durch ihre Erbschaften das Verlorne reichlich zu ersezzen.

Dem Ritter wurden in dieser Zeit verschiedentlich vaterländische Dienste angeboten; aber Liebe für König Richard, Wohlgefallen an englischer Freiheit, auch ein bischen Eigensinn, war Ursache, daß Herr von Monneville diese Anträge iedesmal ausschlug. Izt war er, wie wir schon gemeldet, auf der Rükreise nach Engelland begriffen, und besuchte bei der Gelegenheit, nicht allein den Herrn von Dondelifort, sondern alle Verwandte oder Bekante, die irgend in seinen Weg trafen. Hie und da, um sich mit ihnen zu freuen, andrer Orten zum Beweis, daß er vergeben und vergessen konte.

Unsern Lesern die Kritik des neuen Gegenstandes ein wenig zu erleichtern, wollen wir ihre Ideen nicht auf andre Dinge leiten, sondern gerade da unser eilftes Kapitel schließen, wo wir das Wesentlichste von Ritter Monneville vorgetragen haben.

Zwölftes Kapitel,

in welchem der Autor seinen Grillen aufs neue gar sehr nachhängt.

Die Unterredung, in der wir vorhin Frau von Lauremont mit ihren Gästen begriffen sahen, war für alle Theilnehmende angenehm, nur für die arme Beauchamp war dieser ganze Tag peinlicher, als irgend einer in ihrem Leben. Sie hatte in einigen Jahren, weder aus Verdruß, noch Schmerz, schlechterdings nur bei Mitempfindung fremder Leiden,

weinen können; diesmal drangen sich ihr, vom frühen Morgen an, Thränen in die Augen; mühsam verschlukte sie solche, und unmöglich war es ihr, die unwilkührliche Trauer, die sie durchdrang, gänzlich zu verbergen. Was hätte sie für eine halbe Stunde gegeben, in der sie frei weinen durfte — ist's nicht Grausamkeit, Jemanden eine so traurige Wohlthat zu versagen? gesezt auch, seine Thränen wären die ungerechtesten von der Welt.

Fräulein Beauchamp durfte nicht daran denken, die gewünschte Freiheit zu erhalten: denn die Tante legte schon die vorgewandten Kopfschmerzen sehr übel, und als eine böse Laune aus, entstanden, ihre Geburtstags-Freude zu verderben. Isabelle hatte daher nicht Muth, aufrichtig zu seyn, um so viel weniger, da sie sich keine Ursache ihrer tiefen Betrübniß anzugeben wußte, als daß die heutige Begebenheit ihr die Wohlthaten und die Härte der Gräfin mit mehr Lebhaftigkeit und gegenwärtiger anschauen machte, als Calender-Tage, die für sie durch nichts Merkwürdiges bezeichnet war.

Denen, die sich durch genaue Erinnerung verlebter Schiksale mit unter eine trübe Stunde machen, empfehlen wir gehorsamst, künftig weniger aufmerksam auf Zeit und Datum zu seyn, um eine Art des Andenkens aus ihrer Seele zu verwischen, die in den Fällen zur wahren Nahrung des Grams gereicht, wo man vergessen muß und soll.

Weil sich aber unter unsern Lesern auch irgend einer finden könte, der sich dem Glauben an Vorempfindung gar willig überläßt, können wir es nicht über uns erhalten, die gute Gelegenheit entwischen zu lassen, von einem Stük der Seelen-Lehre zu reden, was für ihn die beßte Parthie des ganzen Buchs seyn muß. Wir halten es nicht allein für unsre Pflicht, so viel möglich einem jeden etwas Angenehmes, sondern besonders über die Ahndungen etwas zu sagen, damit einige kleine Anspielungen auf diese Materie nicht gedeutet werden, wie Luther vom Pabst Leo die Glaubenslehren.

Die Verfasserin, die nach ihrer Meinung spricht, hat freilich wol einmal etwas davon gelesen, — „daß die Seele sichre Vorempfindung über Dinge „haben soll, die in das Schiksal des Menschen we„sentlichen Einfluß haben, und daß es Folge unsrer „geblendeten Vorstellung, Folge der Zerstreuung ist, „in der wir leben; daß dieser Wink der Seele zu „besserer Bestimmung, diese Warnung, Uebeln aus„zuweichen, die uns auf dem Wege treffen müssen, „den wir einschlagen sollen, oder einzuschlagen ge„neigt sind, bei uns kein Gehör findet." Doch gesteht sie, daß, so schön und reizend manchem diese Ideen vorkommen mögen, sie an denselben einen Mangel richtiger Wahrheit entdekt hat, der sie hindert, ihnen vollen Glauben beizumessen.

 Wenn

Wenn unsre Seelen sichre Vorempfindung künftiger Begebenheiten hätten, so besäßen wir insgesamt eine prophetische Gabe; ganz unleugbar aber ist diese den menschlichen Seelen nicht beigelegt. Dagegen haben wir die Kraft, zu bemerken, zu unterscheiden, zu schließen, zu urtheilen. Diese Eigenschaften müssen nothwendig, ohne alle übernatürliche Wirkung, so bald wir am Scheidewege stehen, Nachdenken über die Verfassung veranlassen, in der wir uns befinden, oder in die wir uns durch die Wahl sezzen, die wir treffen; unsre Vorstellungen von einer Sache müssen mit den Erwartungen übereinstimmen, die uns die Wahrscheinlichkeit vom guten oder schlimmen Ausgang derselben giebt. Die Vernunft, nicht eine geheime Ahndung, ist's, die uns winkt, ihr zu folgen, die uns warnt, Uebeln auszuweichen. Es würde dem Menschen gewiß sehr nachtheilig seyn, wenn er einsam leben wolte, um ungestört seinen Ahndungen nachzugehen: denn Einsamkeit und traurige Aussichten machen auch zuweilen den Vernünftigen geneigt, die Vorbedeutungen des subtilen Aberglaubens gütig aufzunehmen; indeß ist's richtig, daß Leidenschaft, oder geblendete Vorstellung und Zerstreuung, die zu Unbedachtsamkeit, oder rascher Entschließung verleiten kan, durchaus vermieden werden müsse, wenn wir im Fall sind, eines wichtigen Zweks wegen unsrer vollen Besinnung zu bedürfen.

Wer Wetter-Beobachtungen anstellt, kan leicht Calender machen, und wer eine Zeit den Gang der Begebenheiten bemerkt, kan ziemlich richtig voraussagen, was geschehen und nicht geschehen wird.

So ist es auch — unsrer unmaßgeblichen Meinung und der ihr beigefügten Erklärung nach — für denjenigen, der sich der Ahndungen befleißigt, eine Kleinigkeit, die Wahrheit seiner glüklich oder unglüklichen Vorstellungen durch die Folge zu bestätigen. Auf Gewissen wird er nicht leicht behaupten können, daß seine Ahndungen nicht in einiger Wahrscheinlichkeit gründeten; wichen sie aber in der That völlig davon ab, so ist's weit natürlicher zu glauben, daß ein überspanter Gedanke durch Zufälle realisirt ist, als anzunehmen, daß es iede Möglichkeit werden muß, mit der wir unsere Einbildungskraft beschäftigen.

Selten wird Jemand am Blik in die Zukunft kleben, der ein frohes Herz hat, sei, daß ihn ein langweiliges Leben, vermöge des dem Menschen eignen Streben nach Glükseligkeit zu diesem Zeitvertreib hinführt. Allein, wenn man auf die unglüklichen Folgen denkt, die diese Art der Unterhaltung hervorbringt — wäre auch die Wissenschaft, die sie giebt, untrüglich — ein Uebel, lange zu fühlen, ehe es uns betrift; ein Uebel in der Vorstellung, unendlich ärger, als ein wirkliches Uebel, an das immer Rath, Trost, oder Hülfe gränzt; wer sollte

denn nicht willig Mühe anwenden, einer Gewohnheit, oder einem Wohlgefallen zu entsagen, was alle Freude des Lebens untergräbt.

Von unserm gütigen weisen Schöpfer erhielten wir die Kräfte, uns durch uns selbst Ruhe, Freiheit, Freude zu verschaffen; wir vergraben dies Pfund, indem wir die uns ebenfals aus Weisheit und Güte verborgene Zukunft zu ergründen suchen, oder ihrentwillen im ahndenden Traum hinschleichen: nuzzen es aber mit Wucher, indem wir uns pflichtmäßig beschäftigen, und das Gegenwärtige sorgenfrei, dankvoll, zufrieden im vesten Vertrauen auf eine alliebende Vorsicht, auch denn mit frohem Muth genießen, wenn wir nach unsrer Meinung unglüklich sind.

Wir sind so lebhaft davon überzeugt, daß der Mensch, um in der Welt schon immer recht vergnügt und glüklich zu seyn, nur die Forderungen Gottes und seiner ihm verliehenen Vernunft erfüllen darf, daß wir an dieser Stelle den Faden der Ahndungen mit gutem Gewissen zerreißen.

Die traurige Empfindung der Fräulein Beauchamp am Geburtstage ihrer Tante, halten wir also für keine unglükliche Ahndung, sondern finden es natürlich, daß sie mit iedem vesten Gedanken an die Gräfin den Gedanken an eine gezwungene Heirath verband, und bei der heimlichen Furcht, die sie immer für die Erfüllung von Marnons Prophezeiung

hegte, war die Erscheinung des unbekanten Ritters nicht gemacht, ihre Thränen zu troknen.

Ich weiß nicht, wie es zugeht, daß wir ohne Beschreibung der Ceremonien, Ehrenbogen, Illuminationen und andern Festlichkeiten, noch immer beim Geburtstage der Gräfin sind? Meine Leser könten schon sehr schläfrig sein, und doch aus Höflichkeit nicht zu Bette gehen wollen, so lange die Gesellschaft beisammen ist; wir wollen Sie daher in aller Kürze zu einer angenehmen Ruhe verhelfen, indem wir dies Kapitel mit der Versicherung beschließen, daß sich die Feier dieses merkwürdigen Tages, wie ieder andre, dadurch endete, daß die Theilnehmenden Alles eitel fanden, ausgenommen den Feder-Pfühl, der bereit war, ihre müden Glieder zu empfangen.

Nur die Cousine, die in dem Schloß der Gräfin das Nacht-Quartier einnahm, hatte mit ihrem Bett noch einen heftigen Iniurien-Prozeß, ehe sie sich bequemen konte, dasselbe mit ihrer werthen Person auszufüllen.

Eilftes Kapitel,

in welchem Jeder auf seine Weise handelt.

Als am nächsten Morgen der Ritter Monneville mit seinem Vetter Dondelifort im Garten spazierte, war es unserm Weltmann leicht, das Gespräch zu lenken, worauf er wolte, und von Fräulein Beau-

champ,

champ, die ihm am Herzen lag, zu erfahren, was ihm beliebte, ohne daß der Alte in seinen Fragen etwas anders argwohnte, als sein Stekken-Pferd die Neugierde.

Herr von Dondelifort — dessen Gewohnheit das sonst eben nicht war, wenn er von Abwesenden redete — sagte von Isabelle zum Erstaunen des Ritters, der ihn sehr wohl kannte, nichts als Gutes. Wie nun Monneville an den ihm wichtigsten Punkt kam, und fragte: „Ob denn ein so angenehmes „Mädchen keine Herzens-Angelegenheit habe?" verneinte dies der Capitain mit den feierlichsten Protestationen, vermuthlich, um sich durch eine garstige Schattirung im Gemälde kein Dementi zu geben.

Das brachte die Wünsche und Hofnungen des Ritters ihrem Ziel ein gut Theil näher; höchst vergnügt gieng er mit dem hinkenden Vetter auf's Schloß, wo die Cousine, von Lauremont und Ormeau, die ihn zu Mittag erwarteten, seit geendigter Toilette mit seinem Lobe die Zeit verkürzten.

Fräulein Beauchamp hatte am Abend nach Herzenslust ausgeweint; und weil diese Art, der äußersten Beklemmung abzuhelfen, wenn sie selten ist, wirklich den höchsten Grad bittrer schmerzvoller Empfindung abstumpft, war sie etwas heitrer. Sie gestand sich, der Ritter mögte wol ein recht guter Mann sein, nur nach ihren Sinn fand sie ihn nicht. Die ernste Miene hatte ihr auf dem ersten Blik misfallen.

fallen, alle seine Freundlichkeit vermogte nicht, den widrigen Eindruk zu mildern, der sich auch bey der ersten Verbeugung in ihr Herzchen geschlichen hatte. Sein Verstand und seine Kenntnisse schienen ihr so stark, so eindringend, daß alle seine Bescheidenheit im Vortrage, nebst der Höflichkeit, mit der er Jeden reden ließ, oder fremde Meinungen hörte; die feine mäßige Art, mit der er widersprach, ihr doch den Muth nicht geben konten, ihre Gedanken frei, wie sonst, zu sagen.

Am folgenden Tage reiste der Ritter; aber ehe er von seinem Vetter Abschied nahm, gab er demselben ein Briefschen an Fräulein Beauchamp, mit Bitte, ihr solches einzuhändigen, „doch," sezte er hinzu, „daß ia die Gräfin nichts von diesem Auf„trage erfährt, denn ich will des Fräuleins Hand „aus eignem freien Triebe, oder gar nicht."

Herr von Dondelifort erhob diese edle Absicht bis in den Himmel, und gab die beßten Versicherungen der Treue und Folgsamkeit, die ein Geschäft-Verwalter durch Erzählung, wie Er's in ähnlichem Fall gehalten, zur Beruhigung des, dem an der Sache gelegen, geben kan. Man nahm Abrede, den Ritter binnen drei Tagen von der Entschließung des Fräuleins zu benachrichtigen. Während der Zeit wolte sich Monneville bei einer Tante aufhalten.

Les Gens d'esprit — sagte eine sehr vernünftige Dame meiner Bekantschaft — son quelque

fois

fois bien bètes; sind gleich nicht alle Verständige dieser Meinung, so widerspricht doch Monnevils Ueberlegung bei seiner Heirathssache dem Einfal nicht. Auch erlebten wir mehr Fälle, die uns auf die Vermuthung bringen, daß Interesse Gewalt genug hat, den stärksten Verstand mit Irthum zu blenden, und Leidenschaften, die in Empfindung übergehn, des Nachdenkens gänzlich berauben. Wir haben daher, was unsern geringen Verstand betrift, das Urtheil über die Gens d'esprits zum belehrenden Sprichwort angenommen, und welche Ursachen der Kritiker dazu an uns voraussezzen mag, wird er nicht anders können, als bescheiden genug finden, daß uns dieser Gedanke zuweilen ins Gedächtniß kömt.

Hätte Herr von Monneville noch drei Tage auf Launiere zugebracht, so würde es ihm nicht an Gelegenheit gefehlt haben, die Gesinnungen der Fräulein Beauchamp für ihn durch sich selbst zu erfahren; Niemand hätte ihm alsdenn den klugen Plan vereiteln können, eine Verbindung aufzugeben, bei der er von der Zuneigung seiner Gattin nicht versichert sein durfte. Der Ritter wandelte also in eine dieser Verstand's-Finsternisse, als er den Kapitain Dondelifort zu seinem Sachwalter machte. Wir würden glauben, er hätte sich hier von der tadelnswürdigen Furchtsamkeit übereilen lassen, die auch Mannspersonen manchmal bewegt, ihren Freunden die Rolle des Katers zu geben, der die

Ka-

Kastanien aus dem Feuer ziehen muß; aber es lag nicht in Monnevils Charakter, Jemand hinzustellen, der die Kugeln für ihn aufnahm; auch finden wir ihn immer zu entschlossen, um in irgend einem Fall die Vermuthung zu hegen, daß er sich ie von Furcht bestimmen ließ.

Der liebe getreue Freund und Vetter Dondelifort hatte kaum seine Mittagsmahlzeit verschlukt, als er dem gewöhnlichen Schlaf entsagte, um sich ein wenig in Seel- und leiblichen Pontificat zu sezzen, damit der Auftrag, den er beschlossen hatte, der Frau Gräfin mitzutheilen, desto besser zu voller Zufriedenheit seines Vetters ausfallen mögte. Man muß — sagte er, indem er mühsam den rechten Strumpf in die Höhe zog — seinen Freunden ehrlich dienen, also auch mit Verlust seiner Nachmittags-Ruhe ..... Oha! indem er pausirend die Hände in die Seite stemte ..... mir soll doch verlangen, was sie sagen wird, die Gräfin!

Das soll mir auch verlangen, erwiederte Dondeliforts alter, schon von allem unterrichteter Muvon.

Ich denke, Muvon! ich denke, daß soll uns noch manchen fetten Braten einbringen, Dir und mir; gehn muß.

Ja freilich, gehn muß es!

Denn siehst Du, Muvon! wenn's nicht gienge, so wär es schlim.

Ja, so wär's schlim.

Denn

Denn so, Muvon! käm' ich aus den Kredit, als wenn ich so mit Heiraths-Sachen zu thun hätte. Parbleu, sie traut ihr nicht, und könte mir wol das Haus verbieten, glauben Sie so was?

Und denn Adieu ihren Braten ....

Also muß es gehn.

Ja, das muß es — so wahr ich Dondelifort heiße, ich will's wol anfangen.

Die Besorgniß für die Einleitung war höchst unnöthig: denn als der Kapitain auf's Schloß kam, fand er Fräulein Beauchamp und Frau von Ormeau im Garten, und die Gräfin allein, die durch eine schnelle Frage nach den Ritter das drükkende Geheimniß ganz natürlich von Dondelisorts Zunge, und den Brief an Isabelle aus seiner Tasche in die Hände ihrer Tante schob.

So freut sich das iüngste Mädchen nicht, wie Frau von Lauremont, als sie in den Worten des Ritters an Isabelle ihren sehnlichsten Wunsch realisirt sah. Freude glänzte in ihren Augen, und bewies sich in allen ihren Handlungen; auch unterließ sie nicht, die Fügungen des Himmels zu preisen, welches wir denn in ähnlichen Fällen nicht gut heißen können, weil nach unserm Dünken der liebe Gott mit dem Dispotismus und den Unbesonnenheiten der Menschen nichts zu thun hat.

Wenn unsre Ideen einen frohen Schwung genommen haben, sind wir geneigt, von eins ins andre

dre zu reden; die Gräfin kam von ihrer dankbaren Ergießung auf das Lob ihrer eignen Klugheit, die sie immer hatte schließen lassen, Fräulein Beauchamp würde einmal eine gute Heirath treffen: denn ein junger Mann, der ein hübsches Mädchen in Entfernung der Welt anträfe, entschlöße sich ehender da, als mitten im Geräusch, an einer unauflöslichen Verbindung zu denken.

Unter allen lebenden Wesen ist wol keins empfänglicher für's Sonderbare, als ein Mädchenkopf; daher bemerken wir, daß, wenn gleich ein angenehmer Gegenstand da, wo er einzeln gesehn wird, mehr fähig ist, starken bleibenden Eindruk zu machen, als da, wo Mannigfaltigkeit des Reizes die Bestimmung des Geschmaks schwankend erhält, und oft ganz hindert; so sind doch meistentheils die Herzen der Städter auf ein oder andre Weise so vest gekettet, daß sich ein schönes einsames Landmädchen auf die dauernde Eroberung eines glüklich zu ihr hinverirten Zug Vogels keine Rechnung machen darf.

Viel sicherer kan es geschehen, daß die flüchtige Erscheinung eines jungen Mannes, — den Neuheit einem einsamen Mädchen leicht angenehmer vorstellen wird, als er in der That ist — sie um ihre Ruhe und den Genuß des häuslichen Glüks bringt, was ihr in so ferne vom Himmel beschieden ist, als Erziehung, Denkungsart, freier Wille, und Handlung uns immer zu einem Zwek führen müssen. Sie

haben also, liebenswürdige Landschönen! weit mehr Ursache, die Gedanken von der Möglichkeit eines Glüks, was Ihnen der Zufal bringen könte, zu entfernen, als zu nähren, zu glauben, daß ein kleiner Umstand in der Situation oder Gesinnung ihrer Gäste hinreichend ist, damit sie ihnen die verbindlichsten Dinge von der Welt — aufs wenigste — nur einen Spaaß sagen, und ihre Besuche aus keiner andern Ursache erneuern, als zum Zeitvertreib.

Endlich sagte Frau von Lauremont dem alten Capitain seine ganze Lektion für Fräul. Beauchamp. Isabelle sah die ungewöhnliche Heiterkeit der Physiognomien, wagte nicht zu errathen, fürchtete Alles, und stand versteinert im Fenster. Die Gräfin fand vielleicht in dieser Pantomime etwas, das ihr kein inres Vergnügen gab; sie endigte den Auftrit sehr bald, indem sie dem Fräulein befahl, Herr von Dondelifort im Garten zu begleiten.

Aber ie näher der Capitain dem Ziel kam, ie höher stieg seine Verlegenheit. Sein Gewissen — so abgehärtet es sein mögte — fühlte die Verrätherei des unbefangnen Zutrauens, und das freiwillige Unrecht, was er Isabellen that, preßte ihm bei ihren Blikken eine Hizze aus, die mit der kühlen Luft des Tages gewaltig contrastirte.

Es ist etwas in der Natur, das uns, in Gegenwart gewisser Leute, den Augenblik die nöthige Fassung giebt; ist's richtiges Gefühl von Wehrt und

Unwehrt? oder ist's gerechter Stolz und ein bis-
chen Verachtung? genug, Fräulein Beauchamp
war dieses Etwas willen, kaum mit Dondelifort un-
ter Gottes freien Himmel, so hatte sie eben so viele
Contenance, wie ihm mangelte.

Ist Ihnen nicht wohl, mein Herr Ritter? fieng
sie an, Sie sind ia unbeschreiblich ängstlich.

Nicht wohl? nein, ich bin ganz wohl, gnädi-
ges Fräulein! Das ist schöner Salat.

Die Späterbsen dort stehen noch besser; sehn
Sie diesen Kohl hier, haben Sie ihn auch schon so
groß?

Hm! Hm! o ia, so groß, Hm! und noch grös-
ser, und die Johansbeeren.

Die Johansbeeren? sind alle, denke ich; doch,
an der Hekke hängt's noch ziemlich voll.

Ein bewundernswürdiges Schiksal .... gnä-
diges Fräulein! .....

Bewundernswürdig eben nicht: denn die Menge
macht, daß wir sie alle Jahr noch sehr spät haben.

Aber was meinen Sie, gnädiges Fräulein? ....
Hm! .... Hm! ....

Was soll ich denn meinen?

Daß ..... daß ......

Was haben Sie denn, Herr Ritter!

Nichts, Fräulein! das sind köstliche trefliche
Birnen.

Nichts, und doch — Gott verzeih mir's! —

 so

so ganz die Miene des schuldigen Missethäters. Sie haben mir etwas zu sagen, warum, wenn Sie ein gutes Gewissen haben und es Wahrheit ist, dürfen Sie nicht damit heraus?

Ich habe Ihnen nichts zu sagen, Fräulein!

Nichts, als einen Auftrag von Ritter Monneville, und den beantworten Sie mit der Versicherung, daß ich ihm nie etwas geben kan oder werde, als meine Hochachtung.

Der Alte, dem's nicht mehr drükte, hatte sich erholt — nun ia, Fräulein! erwiederte er trozzig, ich habe einen Auftrag, einen Heiraths-Antrag von meinem Vetter an Sie, und von der gnädigen Frau Gräfin, daß Sie ihr Unglük nicht übersehn sollen, wenn Sie ihn abweisen.

Erbaulich, Herr Ritter! wirklich? das hätte Ihnen die Tante befohlen, mir zu sagen?

Hat Sie! fragen Sie nur nach der Wahrheit, Sie wird Ihnen selbst sagen, was ihre Meinung ist, und daß Sie nicht ins Kloster sollen, aber da droben im Thurm, ins Penitenz-Kloster.

Schon gut, Herr Ritter! ich zweifle nicht an dem, was unerbittliche Strenge vermag —

Sehn Sie diesen Brief, Fräulein! ein charmanter Brief an Sie.

An mich? erbrochen? recht hübsch, gewiß ein charakteristischer Zug der Neugierde. Aergers kan mir freilich nicht leicht etwas widerfahren, als in

so

so guter Hand sein. Isabelle übersah den Brief — Sie verdienen, fuhr sie gegen Dondelifort fort, den ganzen Unwillen eines guten Mädchens und eines braven Mannes. Wie können Sie Ihres Vetters Güte so misbrauchen? wie dürfen Sie seinen Absichten so entgegen handeln? Auf Ihre oder der Tante Bedingungen will mich der Ritter so wenig heirathen, wie ich ihn. Sehn Sie auch hier den charmanten Brief und die charmanten Worte: „Dennoch, liebenswürdiges Fräulein! entsage ich, „Ihrer Glükseligkeit willen, meinen Wünschen gerne, „wenn ich nicht auf wahre Neigung, auf ihre völlig „freie Einwilligung hoffen darf."

Fräulein! was ich thue, geschieht Parbleu zu Ihrem Besten; bedenken Sie wohl!

Was giebt's denn hier? rief die Gräfin — der die Unterredung zu lange dauerte — ironisch, indem sie in die Garten-Laube trat.

Sie sind ia schon — erwiederte Fräulein Beauchamp — gnädige Tante! von den Gedanken des Herrn von Monneville völlig unterrichtet; unmöglich werden Sie einem rechtschafnen Mann wider seinen Wunsch eine Frau aufdringen wollen, die ihn weder lieben kan noch wird, und mich mit aller ersinlichen Härte behandeln, wenn ich ihn ausschlage.

Fräulein Beauchamp, die damals Muth und Willen hatte, die schlimste Begegnung zu dulden, war nicht auf die Bitten und Thränen ihrer Wohl-

thäterin vorbereitet. Der ungewöhnlich sanfte Ton, — grausamer, wie der enge Thurm, von dem der Gedanke entfernt ward — erschütterte, durchdrang sie, und man gewan Isabelle das Versprechen ab, dem Ritter Monneville zu schreiben, sie erfülte dies Versprechen durch folgende Reihen:

Ein Brief, den ich durch den Herrn von Dondelifort und meine Gräfin Tante erhalten habe, sagt mir die gütigen Absichten, die Sie gegen mich hegen; ich darf Ihnen nicht versichern, daß die Art, wie Sie denken und handeln, Ihnen meine Dankbarkeit und Hochachtung erwirbt: denn Sie können überzeugt sein, daß allein der hohe Begrif, den ich mir von Ihrem Charakter mache, Herr Ritter! fähig ist, mich dahin zu bringen, Ihrer Entscheidung, in einer ganz eignen Verfassung, die Bestimmung meines Schiksals anzuvertrauen.

Wie dies auch werden kan, glauben Sie, daß ich mich bemühen werde, zum Glük eines Mannes beizutragen, den für besonders großmüthig und edel ansieht

Isabelle Beauchamp.

Die Gräfin fand diesen Brief, den ihr Isabelle zur Absendung einhändigen mußte, eben nicht nach ihren Sinn; indeß komt in Schriften viel auf die Auslegung an; sie ließ daher Isabelle nichts von

ihren

ihren Gedanken merken, und machte wahrscheinlich durch ein eigenhändiges Schreiben dieienige Erklärung von den Worten ihrer Nichte, die Herr von Monneville und ihr selbst am angenehmsten sein konte.

Der Ritter, der im dreizigsten Jahr zum erstenmal verliebt ward, um es für den Rest seines Lebens zu bleiben, täuschte sich beim Empfang der Briefe vollkommen über den wahren Zusammenhang von Isabellens Hieroglyphen.

Wir bitten unsre Leser, des Ritters Klugheit, und dem scharfen Verstand, der Alles mit einem Blik übersah, der Abweichung willen keinen Nasenstüber zu geben, sondern zu seiner Zeit dem Herrn von Monneville ein geneigtes Andenken zu gönnen.

Vierzehntes und leztes Kapitel.

Im Jubel seiner Seele beschloß der Ritter, am folgenden Abend auf Laumiere zu sein. Während er der Gräfin Haushofmeister mit dieser Nachricht zurük sandte, gab er einem iungen Engelländer, der seinetwillen bei der Tante eingekehrt war, die er besuchte, den Brief der Fräulein Beauchamp. Lesen Sie, sagte Monneville — ich bin der glüklichste Mensch auf Erden; morgen reise ich ab, mich mit dem liebenswürdigsten Mädchen, was unter der Sonne lebt, zu verloben.

Sir William Durcy las, sah Monneville fest

an. Sie wollen sich wirklich morgen mit diesem Mädchen verloben? fragt Er.

Ob ich will? iawol will ich. Hat sie nicht Verstand, wie ein Engel?

Verstand genug, und sehr viel Hochachtung für Sie.

Ihr Engelländer habt zuweilen eine recht ärgerliche Kälte.

Sir William, der mit Monneville nicht vertraut war, das Verhältniß des Fräuleins nicht kante, ungewiß, ob nicht seine Aufrichtigkeit vielleicht Allen einen schlimmen Dienst erzeigen könte, schwieg, und fieng gleich darauf von unerheblichen Dingen zu plaudern an.

Monneville, der nichts dachte, als Fräulein Beauchamp, kam immer wieder auf sie, und erpreßte endlich einen Glükwunsch von Sir William, dem er doch die Bemerkung beifügte, daß man sich nicht über Kopf in den Ehstand stürzen müßte.

Nun, sagte unser Ritter lächelnd, wenn wir wieder in London sind, und Sie die Bitte erfüllen wollen, einer meiner Hausfreunde zu werden; so kan ich Sie leicht überzeugen, lieber Durcy! daß man für Isabelle Beauchamp schon eine Ausnahme machen darf.

Ich werde, erwiederte Sir William, noch wol in Frankreich Gelegenheit finden, dem Fräulein aufzuwarten.

War=

Warum sagen Sie nicht, meine Braut, sie wird Ihnen sicher gefallen.

Daran zweifle ich gar nicht; ich habe Sie ia sonst nie verliebt gesehn, und izt so sehr ......

Aehnliche Unterredungen, die immer Veranlassungen blieben, gab es, bis sich die Ritter trenten.

Fräulein Beauchamp hatte eben nicht am ruhigsten geschlafen, als sie am nächsten Morgen eine Antwort des Ritters und die Nachricht erhielt, daß sie ihm am Abend verlobt sein solte.

Ob sie wachte? ob sie träumte? wußte sie wenig; den ganzen Tag war sie in einem Stand der Betäubung.

Die Tante ließ Isabelle gehen, schikte aber einen alten Hausdrachen mit dem Bedeuten ab, „daß „sie Befehl gegeben habe, sie im Thurm zu sperren, „so bald es ihr einfallen solte, auch nur mit schlechter Manier zu gehorchen."

Fräulein Beauchamp schwieg; dunkel schwebte ihr im Sinn, man müßte Alles angewandt haben, den Ritter zu täuschen. Wie sie, ohne besonders Glük, dem drohenden Ungewitter entkommen würde, welchen Nuzzen Bonfort davon erhalten könte, wenn sie sich durchaus weigerte, den Ritter zu heirathen, ob es ihr bei dieser Heirath übler ergehen würde, als in dem Hause, in dem man sie quälen wolte, aus dem man sie verstieß — diese und ähnliche Gedanken fuhren, wie Blizstrale, in Finsterniß durch Isabellens Seele.

Endlich ward sie in die zum Empfange des Ritters versammelte Gesellschaft gerufen, die aus den nemlichen Personen bestand, welche den Geburtstag der Gräfin zierten.

Fräulein Beauchamp war nicht mit Unterhaltung, sondern mit Bewirthung der Gäste beschäftigt, die eine Collation einnahmen; da erschien unerwartet der verreiste — — Bonfort. — Jesu Marie! schrie Isabelle, indem sie ein kostbares Geschir in Stükken fallen ließ.

Bonfort, durch die Stärke des Ausdruks und die Situation aufgemuntert, in der er seine Glüks-Umstände gesezt hatte, gieng zu Isabelle, küßte ihr vertraulich die Hand; giebt Ihnen, sagt er, das Wiedersehn eine unverhofte Freude? aber, sezte er mit Besorgniß hinzu, was bedeutet die trübe, ungewöhnliche Bläße?

Fräulein Beauchamp sah ihren Bonfort bekümmert an, der sich, so bange ihm auch bei Isabellens Miene geworden war, darauf besan, der Gräfin und ihrer Geselschaft ein Wort zu sagen. Die betrofne Gräfin war so völlig aus der Fassung, daß sie Bonfort mit der äußersten Freundlichkeit begegnete, und ihn mit einer Gutherzigkeit, ohne Exempel zum Sizzen und Bleiben, nöthigte. Isabelle hörte das kaum, als sie verschwand; und da sie Alles für ihre und Bonforts Empfindung fürchtete, ohne etwas zu hoffen, schrieb sie eilig diese Worte:

„Ich

„Ich bin das traurige Opfer der grausamsten „Intrigue; die Tante verlobt mich diesen Abend „an Ritter Monneville, der mir eben so herzlich „zuwider ist, als ich den ewig=theuren Bonfort „liebe."

Fräulein Beauchamp kam geschwind zurük; die Gräfin, die so sehr, wie irgend Jemand, einer Erholung bedurfte, gieng aus dem Zimmer, und verschafte ihr dadurch einen Augenblik, in dem sie Bonfort sprechen konte.

Bleiben Sie, sagte Isabelle, für keinen Preis; gehn Sie, so schnel Sie können; dies, indem sie ihm ihren Zittel gab, wird Ihnen mehr sagen, beßter Bonfort!

Unaussprechliche Angst mahlte sich im Gesicht des Mädchens. Bonfort begrif am Ganzen eigentlich nichts; es war keine Zeit, zur Erklärung, also folgte er dem Willen seiner Geliebten, nnd gieng, als die Gräfin wieder kam, ohne zu sagen, woher er ohne Herr von Caumont, und warum er gekommen sei.

Herr Bonfort war nicht lange weg, als Ritter Monneville erschien, der nach den gewöhnlichen Bewilkommungs=Complimenten unverzüglich mit Fräulein Beauchamp verlobt ward. Man konte mit Wahrheit sagen, daß sie ihre Einwilligung zu dieser Verbindung nicht gegeben hatte: denn es war ihr unmöglich, ein Wort hervor zu bringen. Ver=

bew=

beugungen, zu denen ihre Glieder den Dienst versagten, waren Alles beinah, wodurch sie zu erkennen gab, daß sie lebte.

Wenn doch der Mann die mindeste Empfindung gehabt hätte! wird ein Theil meiner Leser ausrufen — fals er nicht die Gedult verlor, den Faden unsers Romans bis zur Verlobung der Fräulein Beauchamp zu verfolgen — wenn doch der Mann die mindeste Empfindung gehabt hätte, müßte er die stillen Leiden des Engels bemerkt haben.

Aber, um des Himmels willen! — sagte Monneville verschiedene Jahre nachher zu seiner geliebten Isabelle, als sie ihm einen Abend am Caminfeuer dasienige von ihrer Heiraths-Geschichte innig bewegt erzählte, was ihm davon unbekant geblieben war — warum warst Du nicht aufrichtig? wie verfielst Du denn gar nicht darauf, daß Bonfort, von dem Du keine Silbe wußtest, als vom Himmel zu deiner Rettung gesandt, gerade an dem Tage in der Stunde kommen und von der Tante gebeten werden mußte, damit Du sagen kontest: „das, Ritter Monneville, ist der Mann, den ich liebe?" ich versichre dir heilig, die Tante — die alte Hexe die! — wäre nicht vom Flek gekommen, bis sie dir Bonfort gegeben hätte. Mir war's Schuldigkeit geworden, dich wider die zu schüzzen, in deren Hände ich dich fand.

Kan man, antwortete Isabelle, so viel Güte und

Großmuth in Jemand voraussezzen? mußte ich nicht damals fürchten, dich durch eine solche Aufrichtigkeit unwiderbringlich zu beleidigen? unmöglich durfte ich vermuthen, daß ein Mann, der mich liebte, einem andern liebenswürdigen Mann das eigne Interesse aufopfern, und noch dazu gutwillig den Sturm ertragen würde, den die Tante auszuschütten pflegte, wenn man sich ihren Befehlen widersezte.

Nun, Weibchen! fuhr Sir Monneville fort, Du hast zu viel gefürchtet, und hast mich nicht gekant. Es ist mir leid, daß ich deinem Bonfort in die Quere gekommen bin; aber vergieb das, wie Du bisher gethan hast. Auch habe Dank, daß Du's dem Unschuldigen nie hast durch bittre Kälte bemerken, nie durch eigenthümliche weibliche Unarten entgelten lassen. Nun gieng's noch gut; aber was hätte der Schurke, der Dondelifort, uns bereiten können.

Monneville sprach nachdem nie anders, als mit herber Empfindlichkeit, von allen Tanten und Vettern, die Heiraths-Tractaten zur Reife bringen.

Wir können nicht auf unser Gewissen versichern, daß wir mit Isabellens Betragen vollkommen zufrieden sind; ungleich angenehmer wäre es uns gewesen, wenn sie bedacht hätte, daß für ein tugendhaftes Mädchen schlechterdings kein dauerndes Unglük statt findet, als dasienige, was der Ehestand bei einer Wahl hervorbringen kan, die ihrer Nei-

gung

gung bis zu wahrem Widerwillen entgegen ist, — wie hier der Fall war — oder die durch andre Umstände eine schlimme Folgezeit voraussehn läßt.

Es ist am sichersten, das bekante Uebel dem unbekanten vorzuziehn. Fräulein Beauchamp hat nachher oft nicht fassen können, wie sie in dem wichtigsten Period ihres Lebens so ganz von Nachdenken fern gewesen, muthlos von der Angst des gegenwärtigen Augenbliks geleitet worden ist.

Wir hoffen, uns deutlich genug erklärt zu haben, damit vernünftige Eltern oder Verwandte — die den billigen Wunsch hegen, bei einer einleuchtenden Blendung ihrer Lieblinge die verneinende Stimme zu behalten — uns nicht die Absicht zutrauen, Eingrif in ein Recht zu wagen, was ihnen Natur, Vernunft und Erfahrung zusteht; sie werden gütigst bemerken, daß wir uns in allem Fall nur mit Misbrauch und Vorurtheil eine kleine Luft zu machen suchen. Darum finden auch Sie, meine iungen Freunde und Freundinnen! ehe wir unsern ersten Theil beschließen, die Versicherung mit klaren Worten, „daß nicht Liebe allein, sondern persönlicher „Werth, das dauernde Glük der Ehe ausmacht;" und nun waschen wir unsre Hände in Unschuld, wenn zwischen der Gräfin von Lauremont, Bonfort und andern, unrichtige Vergleichungen angestelt werden solten.

Als Herr Bonfort, auf dem Wege nach der

Dorfschenke, den Zettel seiner Isabelle gelesen hatte, und nun Gedankenvoll fortgieng, ward er den Ritter gewahr, der ihm begegnete. Die schnelle Vorstellung, er würde der erwählte Bräutigam sein, wirkte in Bonfort, was sie vielleicht in vielen andren nicht würde gewirkt haben, eine ruhige Vorurtheil-freie Betrachtung seiner Person. Da sah er denn, nach seiner Meinung, dem Ritter viel Edles im Anstand, und solche Güte in dem Gruß an, den er zuerst bot, daß Bonfort ihn ohne Bedenken angeredt hätte, wäre er nicht mit einer Eilfertigkeit ohne gleichen vorbeigehuscht.

Unbeweglich blieb Bonfort einige Augenblikke stehen, indem er Monneville nachsah, so lange er konte; so alles aufgeben, dachte er? und kämpfte mit Liebe und Stolz; indem begegnete ihm ein junger Mensch von gutem Ansehn.

Ei, sagt mir doch, redete er ihn an, kent ihr den Herrn, der dort aufs Schloß zugeht? wer ist er?

Ritter Monneville, Herr! ist's; ich kenne ihn ganz wohl: denn ich diene ihm schon zehn Jahre.

Zehn Jahre?

Befremdet das den Herrn? ja, wenn der Herr meinen Ritter kente, würde er sich drob nicht wundern: denn, hör' der Herr, so einer ist in ganz Frankreich und Engelland nicht mehr.

Wirklich?

Glaub's der Herr nur, so brav, so gut, das

Leben ließ ich für ihn; auch hat er Geld, und wenn's Fräulein, die, wie ich da d'runter vernommen, seine Frau werden sol, nicht ein Engel ist, so ist's 'ni nicht wehrt.

Dank Euch, Freund! sagte Bonfort, verließ den Bedienten, und gieng mit all dem schönen Stof, den er sich zu Ueberlegungen gesammelt hatte, in die ihm vom Gastwirth beschiedne Einsamkeit; das Uebermaaß seiner Empfindungen heftete ihn auf den Flek, wo er angelehnt und versunken stand; es kam ihm nicht einmal im Sinn, mit dem schnelfüßigen Braunen seinen Freund Caumont entgegen zu eilen, oder dem Schiksal zu wehren: denn der überwiegende Werth des Ritters, und Fräulein Beauchamp ihre ängstliche, ihm Einwilligung scheinende Wegweisung, war das einzige, was ihm klar vor der Seele lag.

So überließ sich Bonfort die Nacht hindurch unwillig dem Schmerz, Isabelle zu verlieren; am folgenden Morgen ließ er Jacques holen, gab ihm einen Zettel an Fräulein Beauchamp, und nach einer kurzen Unterredung, wahres Zeugniß des Gefühls! schwang sich Bonfort aufs Pferd, welches so sehr eilte, ihn wieder zu Herr von Caumont zu bringen, als es geeilt hatte, die treuen Reise-Gefährten zu trennen.

Was sich die beeden Freunde können gesagt haben, wäre hier überflüßig anzuführen; genug ist's,

daß

daß unser Bonfort erfuhr, wie süß es ist, in Schmerz den Trost der Freundschaft hinzunehmen, daß ihn dies Glük stärkte, seinen Verlust zu tragen.

Beschäftigung, Abwechselung, fremde Gegenstände, und hauptsächlich der gute Wille, ein unvermeidliches Uebel nicht durch Eigensin oder Thorheit zu vermehren, halfen Bonfort bald dahin, nicht mit Gleichgültigkeit, aber doch ruhig an Fräulein Beauchamp zu denken.

Als nach der Verlobung und der Abendmahlzeit ein Jeder im Schloß zur Ruhe, und Isabelle ins Schlafgemach gieng, sank sie in den nemlichen Lehnstuhl, dessen Geschichte wir schon, zu Anfang ihrer Bekantschaft mit Herr Bonfort, erzählt haben. Unbeweglich und ohne zu denken, saß sie da, bis Jacques am andern Morgen ihr Bonforts Briefchen überreichte.

Herr Bonfort an Fräulein Beauchamp.

Ein unerwarteter Glüksfall, der mich bei meiner Reise nach Spanien traf, sezte mich im Stande, wenn nicht Edelmann zu sein, doch als Edelmann zu leben, und am Tage, der uns auf immer trente, hofte ich, die Einwilligung der Tante zu erhalten, um auf immer Sie mein zu nennen, theure Isabelle! — Warum redeten Sie gestern nicht deutlicher? nichts hätte mich bewegen können, Sie zu

verlassen — und die Tante hätte vielleicht durch meine Gegenwart ihren Endzwek ganz verfehlt — aber ich begrif nicht, warum Sie mir zu gehen geboten, wenn's nicht einer Gefahr willen war, für die die Klugheit kein anders Mittel eingab.

Noch gieng ich und sann, und dachte, wieder zu Ihnen zu kommen, mit Ihrem Ritter zu sprechen — Ihrem, Isabelle! das ist abscheulich! — aber es begegnete mir einer seiner Diener, und wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was er sagte; so ist Monneville Ihrer vorzüglich wehrt. Gönnen Sie also dem bedauernswürdigen Bonfort Ihr Andenken, und für seine Liebe Ihre Freundschaft.

Fräulein Beauchamp erwachte aus ihrem betäubenden Schmerz bei diesem Briefe, um ihr Unrecht gegen Bonfort, so wenig dies freiwillig war, als Hauptgedanke zu fühlen; sie fand seinen Brief kalt, seinen Vorwurf gegründet, verwünschte ihre besinnungslose Angst, bedauerte, bewunderte, beweinte ihren Geliebten. Endlich fiel es ihr ein, daß sie nur zur Hälfte mehr unter dem Befehl der Tante stünde; und sie rief Jacques, dem sie auftrug, Herr Bonfort den Augenblik zu ihr zu bringen. Aber Jacques hatte ihn ia fort reiten sehn, wohin? darnach hatte ihn sein beklemtes Herz nicht zu fragen erlaubt, und aller Trost, den er dem lieben Mädchen

ge-

geben konte, war: daß Bonfort so sanft ausgesehn, wie das weinende Marienbild in der Capelle, und daß ihm die Worte gar nicht so geflossen wären, als wie er ihm den süßen Wein zu trinken gab.

Isabelle stelte sich Bonforts Trauer, seine Unruhe, seinen Verdruß, in hohem Grad unerträglich vor, sah sich immer als die Ursache seiner Quaal an. Ohne Freund, ohne Rathgeber ward der veste Gedanke, daß Bonfort noch unglüklicher sei, als sie, weil er es durch sie wäre, das Mittel, was ihren herbsten Kummer linderte, und Zerstreuung und Abwesenheit halfen ihr in der Folge, Bonfort mit ruhiger Empfindung ansehn.

Herzlich gerne hätte Fräulein Beauchamp Herr von Monneville recht fremd und kalt begegnet; allein, sie fürchtete, sich durch zu viel Aufrichtigkeit einen Eifersüchtigen zu geben, den in Zukunft alle Schmeichelei und Unterwerfung nicht vermögte, die erste Aufnahme vergessen zu machen, damit der Ritter also dasienige Zutrauen in sie sezzen mögte, was eine Frau nothwendig dem Mann abgewinnen muß, wenn sie nicht das elendeste Geschöpf auf Erden sein will, begegnete Isabelle Monneville gut. Ueberdem war er der einzige ihres Standes, dem sie in ihrer Verfassung zumuthen durfte, er hege wahre Freundschaft gegen sie; zwar misfiel er ihr: denn er hatte

 in

in seiner Person nichts von dem biegsam Einschmeichelnden, an dem die Bilder ihrer Seele, und der liebenswürdige Bonfort, ihr Auge gewöhnt hatten, aber sie konte weder seinem Verstand, noch seiner Denkungsart, ihren Beifal versagen; die Güte, die der Ritter Isabelle bei allen Gelegenheiten bewies, mit der er für ihr Vergnügen sorgte; die Freiheit, die er ihr einräumte, einen Willen für sich zu haben; das sorglose Vertrauen, was er über ihre Handlungen blikken ließ, stimte Isabelle, bei allem Widerwillen, mit dem sie Monneville heirathete, doch bald dahin, ihn mit Freundschaft zu schäzzen, und ihr aus Dankbarkeit iede Kränkung unmöglich zu machen, die sie ihm hätte können wiederfahren lassen.

Herr Bonfort nahm dasmal den Weg zu Hause außen um. Herr von Caumont aber kehrte auf Laumiere ein, um mit eignen Augen zu sehen. Dasmal war sein Besuch der Fräulein Beauchamp nichts mehr, und nichts weniger, als die Erscheinung eines quälenden Geistes; auch nahm er sie in die Ekke, und las ihr die Lection über die Fehler, die ihr bei der Sache zu Schulden kamen. Isabelle bereute viel zu aufrichtig, um Entschuldigung für sich zu suchen; aber, da ein hübsches Gesicht immer eine sehr gute ist — bei dem andern Geschlecht wohl zu verstehen, damit man nicht glaubt,

Ent=

Entschuldigung habe Beschuldigung heißen sollen — verwandelte sich Caumonts Unwille gar bald in Mitleid, dem die Verheißung von seiner und Bonforts dauernden Freundschaft folgte.

Herr von Caumont besaß Einsicht und Menschenkentniß genug, des Ritters Vorzüge und Fehler ziemlich richtig zu bemerken. Er wünschte daher der Gräfin gelegentlich, es mögte ihr nie gereuen, ihre Nichte an einen Unbekanten verheirathet zu haben, indem er, mit allen Respekt für ihren Verstand, doch glaubte, das sei ein Wagestük. Es sah ihm auf die Zukunft mit Isabellens Glükseligkeit zweideutig aus, er wünschte also, seine Freundin wenigstens im Lande zu behalten, und, um fürs erste ihre Abreise zu verzögern, hielt er nicht auf, zu bitten, bis ihm Herr von Monneville bei Ritter-Treu gelobt hatte, nach der Hochzeit ein paar Wochen auf seinem Landguth zuzubringen.

Die Leser, denken wir, werden von der Denkungsart der Gräfin keine andre, als feierliche Vermählung der Fräulein Beauchamp vermuthen, die vierzehn Tage nach der Verlobung vollzogen ward. Weil sie aber wahrscheinlich alle schon eine Hochzeit in natura mitgefeiert haben, oder doch feiern werden, wollen wir unsern Verstand nicht dabei abstumpfen, ihnen die freudenleere Etiquette

von

von Fräulein Beauchamps Hochzeit zu beschreiben; sondern unsre geringe Fähigkeiten auf die Begebenheiten sparen, die der zweite Theil dieses merkwürdigen Buchs enthalten wird.

Unabsehliche Hindernisse — zum Theil durch den strengen Frost verursacht, der viele Pressen zum Stilstand brachte — sind Schuld, an der späten Erscheinung dieses Buchs. Ich darf hoffen, daß ich eines Aufenthalts wegen bei meinen gütigen Pränumeranten Entschuldigung finden werde, dem ich nicht zu wehren vermogte. Sie finden hier, neben dem gehorsamst und verbindlichsten Dank für das mir geschenkte Zutrauen, die Versicherung meiner lebhaftesten Erkentlichkeit für Ihre Geduld; um dieselbe nun nicht gar zu misbrauchen, habe ich geeilt, Ihnen, statt gegen dreizig — das heißt: ohngefähr sieben und zwanzig Bogen — die ich zum ersten Theil versprochen, diese funfzehn Bogen zu liefern. Die Uneigennüzzigkeit des Herrn Serringhausen hat mir, statt fünf und zwanzig Reihen, die ich nach dem Maasstab andrer Romane verlangt, acht und zwanzig Reihen auf iedes Blat gegeben; dies macht auf funfzehn Bogen anderthalb mehr, die denn die Pränumeranten, meiner Absicht und Anlage gemäß, wirklich erhalten. Damit Sie aber nicht Ursache zur Klage wider mich finden mögen, werde ich entweder dem zweiten Theil die fehlende Bogenzahl beifügen, oder, fals Sie dadurch zu lange aufgehalten werden sollten, den Pränumeranten einen dritten Theil unentgeldlich geben.

Verzeichniß der Herren Pränumeranten.

Sr. Excellenz, der Herr General, Graf von Ahlefeldt,	1 Ex.
Herr Kammeriunker und Rittmeister von Ahlefeldt zu Lindau,	1 —
—— Lieutenant von Ahlefeldt zu Königsförde,	1 —
Frau Geheimeräthin von Blome, geb. von Hahn, auf Salzau,	1 —
Sr. Excellenz, Herr General-Lieutenant von Blücher,	1 —
Herr Kammerherr v. Blücher, Amtmann zu Bredstedt,	1 —
—— Conferenzrath von Buchwaldt zu Neudorf,	1 —
—— Kammerherr von Buchwaldt zu Helmsdorf,	1 —
—— Lieutenant von Beselin,	1 —
—— Obrist von Dilleben,	1 —
—— Kammeriunker von Driberg,	1 —
—— Kammerherr von Destinon,	1 —
—— Obrist-Lieutenant von Destinon,	1 —
Frau General-Lieutenantin, Baronesse von Gersdorff,	1 —
Sr. Excellenz, der Herr Geheimerath, Reichsgraf von Holmer,	1 —
Frau Geheimeräthin, Reichsgräfin von Holmer, geb. von der Lühe,	1 —
Herr Capitain von Hoë,	1 —
—— Kammerherr, Graf von Holstein zu Neverstorf,	1 —
Sr. Excellenz, der Herr Geheime Conferenzrath, Graf von Holk,	1 —
Frau von Hahn zu Lehmkühl, geb. von Brockdorff,	1 —
Sr. Excellenz, der Herr General-Lieutenant, Graf von Moltke auf Noer,	1 —
Herr Lieutenant, Graf von Moltke,	1 —
—— Baron von Münster-Beeck,	1 —
—— Kammerherr, Graf von der Nath zu Haßelburg,	1 —
—— Kammeriunker von Pfenningen,	1 —
—— Obrist von Penz,	1 —
Frau Conferenzräthin von Qualen, geb. von Rumohr,	1 —
Herr Kammerherr von Rumohr zu Seegalendorff,	1 —
—— Kammerherr v. Revenfeldt zu Dänisch-Neuhoff,	1 —
—— von Rumohr zu Bothkamp,	1 —
Frau von Rumohr zu Trenthorst,	1 —
Herr Kammerherr von Stolle,	1 —
Frau Geheimeräthin von Schack, geb. v. Rosenörn,	1 —

Herr

Herr Obrist-Lieutenant von Schröder, 1 Ex.
—— Rittmeister und Kammeriunker von Thienen, 1 —
—— Kammeriunker von Zülow, 1 —
Frau Conferenzräthin von Eggers in Mellдorf, 1 —
Herr Secretair Dettleffsen in Husum, 1 —
—— Pastor Adler in Copenhagen, 5 —
—— Justizrath Bruyn in Rendsburg, 1 —
—— Kriegs-Commissair Weise, 1 —
—— Conrektor Dose, 1 —
—— Regiments-Feldscherer Mehl, 1 —
—— Postmeister Voltelen, 1 —
—— Kaufmann Röhling, 1 —
—— Secretair Wieneke, 1 —
—— Secretair Posselt, 1 —
—— Koch, 4 —
—— Material-Verwalter Neuhaus, 1 —
Frau Justizräthin Cordemann, 1 —
—— Regiments-Quartiermeisterin Oesau, 1 —
Herr Kanzelei-Assessor Schweers in Kiel, 1 —
Frau Kammerräthin Müller, 1 —
Herr Claussen, 1 —
—— Eichmann, 1 —
—— Christian Feill, 1 —
—— Notarius Hosmann, 1 —
—— Justizrath Reiher, 1 —
Ein Ungenanter, 1 —
Herr Branddirektor Boeckmann in Mellдorf, 1 —
Frau Cammer-Assessorin Jahn in Neumünster, 1 —
Herr Buchführer Kawen in Altona, für verschiedene Pränumeranten, 11 —
—— Marx Grave in Hamburg, 1 —

Geist der Memoiren
der
Herzogin Mathilde
von Burgund.

In den Begebenheiten
verschiedener Personen
aus dem
zwölften und dreyzehnten Jahrhundert.

Zweyter Theil.

Leipzig und Altona,
bey Johann Heinrich Kaven. 1790.

I. Capitel.

Wahres Bild der Misverständnisse.

Sprachverwirrung gieng freylich nur einmal vor, seit die Welt steht; aber die Menschen verstehen sich darum oft nicht mehr, daß sie einerley Sprache sprechen, als ein Portugiese auf der Küste von Jütland verstanden wird, wenn er zu seinem Unglück nichts als die Muttersprache spricht. Es hält unendlich schwer, das Publicum zu überzeugen, daß eine große Anzahl Quadersteine nützlich, vorzüglich gut sind, wenn es zufällig auf blosse Decoration denkt; und hat ja ein Edelmann einen dieser Quadersteine einen kleinen Spalt, so ists doppelt unbillig vom Liefranten sich über die Declamationen zu beklagen, die deßfalls wider ihn so laut erschallen, daß ihm einer etwas davon in die Ohren tönt, wenn er auch die Nachtmütze mit einem dreyfachen serre tete tief herunter darüber zusammenbindet. Das gescheideste ist, er legt sich ruhig in ein Fenster, und bemerkt

 mit

mit philosophischer Gelassenheit die verschiedenen Urtheile, die über seine Steine gefällt werden.

Es kann ihm allerdings der Wunsch in den Sinn kommen, daß seine grundvesten Quadern durch reitzende Darstellungen anziehend würden, aber er findet im folgenden Augenblick, sie würden eben dadurch zu ihrem Endzwecke unbrauchbar werden, und da muß es ihn denn recht herzlich freuen, wenn er Ihnen, mein lieber Kriegs-Steuerrath, und Ihnen, mein lieber Kriegscommissair, Ihnen, lieber Hauptmann W . . ., und Ihnen, würdiger Pastor A . . ., sagen hört, daß Sie die Quader zu einem Hause, mit Vergnügen ersehen; die die Mädchen, denen eine Wohnung darin zu Theil wird, auf Lebenszeit für Sturmwind schützt.

Hat aber ein trauriger Hassard, auf einem dieser gelieferten Steine, das unanständige Bild eines Nachtgeschirrs, und auf einem andern einen Dominicaner statt einen Benedictiner eingeschramt, so mag der Lieferante die historische Unrichtigkeit allerdings von seinem Fenster herab, wol so demüthig und laut abbitten, daß er von allen gehört wird; denn aber kann er die Mütze gerne wieder aufsetzen, und obenhin sagen: "wenns nun seiner Laune beliebte, habe er eben so viel Recht als Fielding und Wieland, ein Nachtgeschirr zu mahlen;" ich glau-

glaube, diese Beharrlichkeit wird ihm wohl genommen werden, da man ihm die Bescheidenheit abgemerkt hat, und ihm überhaupt zugestehen muß, daß er, aus dem rechten Gesichtspunkt betrachtet, allerdings etwas ausserordentliches hat. So sicher, höchstgeschätztes Publikum, wie ein Buch, das der Schriftsteller nicht durch Geschichte, — davon du schon zu tausenden hast, — sondern durch Charaktere, interessant zu machen suchte, deren du treu dargestellt, mit den Anekdoten ihrer Seitensprünge, so gar viele nicht hast, daß dir eine kleine Repetition über Menschenkenntniß schaden könnte. Es ist dir, theures Publikum, nicht unbekannt, daß die feinere Welt zu Ende des 12ten Jahrhunderts in Frankreich und Engelland, gewisser Ideen abgerechnet, die diesem Zeitpunkte eigen waren, eben so viel Witz und gesunden Menschenverstand, eben so viel wahre Höflichkeit und kleine Galanterie besaß, als nöthig ist, um ein vernünftiges Wesen auszumachen, was in keinem Betracht Beyspiel übertriebener Leidenschaft und Thorheit ist. Wenn nun ein Schriftsteller, sorgfältig für dein Wohl, an die Verbindung der Ideen denkt, auf die er dich durch seine Erzählung hinführt, so verzeihe ihm gütigst, höchstgeschätztes Publikum, die Fehler gegen das Costum, besonders wenn er's ankündigte, daß eine Puppe nach der Mode aufgeputzt ist; es mag immer ein Eigensinn

von ihm seyn, daß er dich nicht durch den ganz eigenthümlichen Ton einer altfranzösischen Geschichte so innig amüsiren will, wie ihn diese, und alle Geschichten der Vorzeit — mit eingeschlossen Webers vortreffliche Sagen — amüsiren; allein, du mußt dir's gefallen lassen; ganz sicher hat er bey dieser Vernachläßigung des Costums, die wichtige Absicht gehabt, dir die Entschuldigung zu benehmen: "Es sey jetzt ganz anders." Vielleicht möchte er dich für keinen Preis zu einer solchen Entschuldignng berechtigen, wenn du sie zur Ursache machst, vernünftige Vorstellung zu verwerfen. Ich könnte mich freylich auch irren, aber wahrscheinlich muß ich das von einem Schriftsteller glauben, der die Ehre, mit dem ganzen kraftvollen Schwung lebendiger Einbildung, alles romantisch und hinreissend auszumahlen, willig der Liebe für dich aufopfert; der dir's ausdrücklich genug zeigt, daß er gewissenhaft genug ist, um dir nur von Begebenheiten das Wahre und Nothwendige zu sagen, damit dies deine Leidenschaften unterdrücke, und ihm nie von einem der Vorwurf gemacht werden kann, sie erregt zu haben.

Du hast wohl nie daran gedacht, höchst geschätztes Publikum, wie schwer es ist zugleich zu belehren und zu unterhalten, wenn das erste immer nützlich, der Zeitvertreib nie schädlich werden soll —

mit Fielding, Kochkunst und Autorschaft in Vergleich zu bringen; sind diejenigen Essen freylich die vorzüglichsten an denen nichts predominirt; dem, der nicht weiß, wie leicht das Ding mit ein Bischen zu viel Zucker oder Citronsaft versehen wird, will's bey einem solchen Fehler durchaus nicht hinunter; wer's weiß, ist zufrieden, wenn die Sose auch ein Bischen zu sauer ist, findet immer angenehm, daß sie nicht zu lang gerinnt, und findet es gewiß besser, als wenn sie zu süß geworden wäre.

Moral und Zeitvertreib, sind leider! sehr schwer für gewisse Jahre und Situation, so zu vereinigen, daß der Geschmack befriedigt, und der erste Endzweck erreicht wird. Befriedigung des Geschmacks allein, oder untermengt mit Sophismen, ist eine höchst schädliche Seelenwürze. Ernstes Nachdenken — gut für den ders mag. Darum, liebes Publikum, danke Gott, wenn du vom Drang des Lehrers getrieben, auf einen gutmüthigen Schriftsteller stößt, dessen philosophisches Steckenpferd nicht gar zu grämlich ist; und wenn er dann und wann mit dir spazieren geht, so fordere nicht, daß er um deinetwillen seinen lieben vieljährigen Gefährten, länger oder anders, an der Trense führen soll, als es ihm gut dünkt.

Weiß der Himmel, was dieß eigentlich sagen soll? vermuthlich eine Vertheidigung des Quader-

stein-Lieferanten — vielleicht auch die Vorrede eines Schriftstellers — nun wir wollen uns deßfalls nicht den Kopf zerbrechen, unsre Leser haben Verstand und werden schon eine Erklärung finden.

2. Capitel.

Gefahr der Notificationen für Todte und Lebendige, nebst einem Anhange.

Die Gräfin v. Lauremont in der Freude ihres Herzens, unterließ nicht Fräulein Beauchamp Verbindung der Fräulein Durville durch einen eignen Boten wissen zu lassen; vermuthlich weil sie eine sanfte Beruhigung darin fand, ihr zu verstehen zu geben, daß sich früher auf Laumiére als bey Hof, ein Freyer angegeben hätte. Fräulein Durville indeß glaubte, daß diese Heyrath in der That nicht das Glück des Anscheins haben mögte; und wie sie vom Boten erfuhr, daß Ritter Monneville am Leibe wirklich nicht ungestalt sey, urtheilte sie, er müßte entweder sehr einfältig oder (wofür der Himmel behüte) vielleicht gar ein verkleideter Räuber seyn. Bey alle dem glaubte sie, diese Heyrath möchte noch so unglücklich ausfallen, so hätte sich Fräulein Beauchamp das durch ihre Welt bekannte

In-

Intrieqûe mit Bonfort zugezogen, von der sie vieles in Erfahrung und Umlauf gebracht hatte, was sie bey Gelegenheit der Neuigkeit, die sie jetzt mittheilen konnte, nicht der Vergessenheit überließ.

Dieß alles beyseite gesetzt, übersandte Fräulein Durville ihrer Gräfin Taute die theilnehmendeste Gratulation von der Welt, und nun noch mehr zu beweisen, wie sehr sie sich für das Vergnügen derselben intereßire, übersandte sie der Gräfin die Abschrift der Rede des Abt Du-Pré zum Geschenk, die sie von der Herzogin erhalten hatte; und deren im ersten Theil dieses Buchs gedacht ist. Hr. v. Monneville sahe die Rede durch, und fand sie so gut, daß er, an einem der ersten Tage seines Ehestandes in Vorschlag brachte, sie der Gesellschaft vorzulesen; und meine Leser können sie hier ebenfalls lesen, wenn es Ihnen gefällig ist, und davon in Ausübung bringen, was sie für gut finden.

Rede
über den rechten Gebrauch der Güter dieser Erden.

Gehalten vom Abt *Du-Pré*, vor der versammleten, theils reichen theils wohlhabenden, Hofhaltung der Königin Elisabeth, Gemahlin des Königes von Frankreich Philipp August.

Ueber den Text:

Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelohr gehe, denn daß ein Reicher in das Reich Gottes komme.

Die unwidersprechliche Wahrheit der heiligen Schrift und das heimliche Gefühl eines jedweden Menschen, überzeugen uns so zuverlässig von der Gewißheit eines Lebens nach dem Tode, von unwiderruflicher künftiger Strafe oder Belohnung unserer, in dieser Prüfungszeit verübten Handlungen, daß den Reichen dieser Welt mit Recht diese starken Ausdrücke unsers liebevollen, sanften Erlösers, durch das feineste Geäder beben mögen. Der einzige Trost, der für sie in diesen Worten liegt, ist, daß es heißt: **es ist schwer;** nicht es ist unmöglich. Wir dürfen daher aus der Verbindung schließen, in welcher sie gesagt werden, daß dieß zurückschreckende Gleichniß nur diejenigen angeht,

angeht, die auf eine oder die andere Art im Besitz des Reichthums ihre höchste Glückseligkeit so sehr suchen, daß sie darüber die Regeln, die ihnen andere Schriftstellen, als z. E. diesen: "den Reichen "dieser Welt gebeut, daß sie nicht stolz seyn, auch "nicht hoffen auf den ungewissen Reichthum, sondern "auf den lebendigen Gott," zur Anwendung desselben geben, aus der Acht lassen. Nicht stolz seyn, heißt, alle Menschen lieben, auf Gott hoffen; nicht blos allein ihn anbeten, sondern auch zugleich durch die Ausübung jeder hohen sanften Tugend seinem Vorbilde nachleben und Menschen um sich her, nach seinen Kräften glücklich zu machen suchen.

Die Menge der Mittel verschafft die größere Möglichkeit des Erwerbs. Von dieser Seite betrachtet, war es also eben so wenig die Absicht Gottes, diejenigen seiner Geschöpfe, die er in Besitz des Goldes setzte, von dem Genuß unaussprechlicher Glückseligkeit auszuschließen, als es wenig seinen Willen erfüllen heißt, wenn sie ihr Pfund vergraben. Wir werden sehen, wie sich am besten damit wuchern läßt, indem wir

von dem rechten Gebrauch der Güter dieser Erde reden, und uns zu beweisen bemühen:

1) Daß ein mehr als simpler Genuß dieser Güter möglich ist.

2) Daß der Reiche sich nicht mit gutem Gewissen den gerechten Ansprüchen des Dürftigen, auf ihn, entziehen kann.

3) Wird daraus die Anwendung des Ueberflusses und der Ersparungen von selbst fließen.

Wir hoffen mit lebendiger Ueberzeugung, zum Trost derer, an denen diese Ermahnungen nicht verlohren sind, daß derjenige, dem alles möglich ist, durch sein kräftiges Wort, auch — Gleichnißweise geredet — ein Kameel durch ein Nadelohr bringen kann.

Geradezu wird es freylich niemand leugnen, daß sich die Güter dieser Erden weit simpler und eingeschränkter als auf die gewöhnliche Weise der Reichen genießen lassen. Aber mißlicher sieht es um das Detail dieses Genusses aus, wenn wir nicht diejenigen bedenken, die der liebe Gott wie die Sperlinge unter dem Himmel ernährt; sondern die Mannichfaltigkeit der Dinge, aus denen Eitelkeiten und Thorheiten der Menschen, derer Reichen und Wohlhabenden ein unumgängliches Bedürfniß gemacht hat.

Mode, Tafel, Spiel, Gemählde, Möbeln, Vergnügungen, Bediente, Pferde, Hunde u. s. w.

wel-

welche ein unerschöpfliches Maaß von Forderungen machen alle diese Dinge an der Ausgabe des Reichen? und wie stark reicht der Glanz, den ihr Besitz giebt, den Wohlhabenden, nach und über seine Kräfte, mit ihm, um Pracht, zu wetteifern?

Gott will, daß der Arbeiter seinen Lohn nehme, das Vieh und seine vernünftige Geschöpfe ernähret werden; er schenkte dem Künstler die Kraft, Aug und Ohr zu erfreuen. Er ließ der Erde zum Genuß alles in seiner Art hervorbringen. Er, das toleranteste, liebreichste aller Wesen, kann nicht anders, als nach der Ordnung der Natur, dem Reichen, mehr wie andern Menschen, das Vergnügen erlaubt und bestimmt haben, was der Besitz dieser Dinge gewährt; allein mit dem äußersten Mißfallen muß er es nothwendig ansehen, wenn dieses Erdenglück gemißbraucht wird. Das beweiset der Schaden, den der übertriebene Genuß der Freuden des Lebens, durch natürliche Folgen einem jeden bringt, der sie zu seinem Alles macht.

Wer die hinreissende Gewalt der Mode auf Ordnung, Reinlichkeit und guten Geschmack einschränkt, ist weit zufriedner mit seinen Sachen, als derjenige, der sich von einer so elenden Tyranney sklavisch beherrschen läßt, wer die übermäßige Vermischung der Speisen unterläßt, weit gesünder, als

als der seinen Bauch zum Gott macht; wer das Spiel nicht wie einen ordentlichen Geldhandel treibt, weit ruhiger, als der, der seine ganze Wohlfahrt für ungewissen Gewinn riskirt; wer das Vergnügen nie unregelmäßig genießt, findet es niemals kraftloß, ihm Freude des Herzens zu gewähren, wie derjenige, der es bis auf die Hefen erschöpfte; wer die Pracht auf das Anständige einschränkt, findet sie nie ekelhaft, und wer nicht mehr Menschen und Creaturen in seinem Hause unterhält, als er den Umständen und einer vernünftigen Beschäftigung nach bedarf, hat ungleich weniger Sorge und Verdruß, als selbst derjenige, der seine Pflichten gegen einem Ueberfluß davon, einem dritten zu erfüllen aufbürdet.

Nichts ist leichter, als daß die Vernunft die Wahrheit dieser Erklärung einsieht, nichts natürlicher, als daß der Wille, von Besorgniß für die Dauer zeitlicher Glückseligkeit getrieben, alle die Einschränkungen annimmt, die sie als möglich anzeigt und als nützlich empfiehlt, mit der philosophischen Toleranz empfiehlt; die hinlänglich beweiset, daß wir an den Reichen und Wohlhabenden nicht die Forderung machen, irgend einer Sache gänzlich zu entsagen, die ihnen reelles Glück des Lebens zu seyn dünkt.

Doch

Doch da die Leidenschaften der Menschen gar leicht Wünsche zu Bedürfnisse, und Ueberfluß zum Unentbehrlichen machen, ist es zur Folgeleistung unsrer Erklärung unumgänglich nothwendig, die Lebensart die man führt, nach gewissen Regeln einzurichten und zu prüfen.

1) Muß der Reiche und Wohlhabende nie vergessen, daß ihm die Erdengüter nicht als ewig fortdauerndes Eigenthum, sondern zur klugen und guten Verwaltung, während seiner Pilgerzeit auf Erden, verliehen sind.

2) Muß er aus diesem Grunde, nie suchen, sie sich auf eine pflichtwidrige Art zu erhalten, wenn sie ihm die Vorsehung zu rauben für gut findet; noch sie auf eine Weise erwerben, gegen die sich das Gewissen auflehnt.

3) Muß er allezeit willig seyn, eignes Vergnügen, fremden Nutzen aufzuopfern.

4) Muß er wichtig darauf denken zu sammeln, — denn es ist Gott leicht seiner Verwaltung mehr anzuvertrauen, wenn er ihn, als einen guten Haushalter, erfindet, — er muß aber dafür sorgen, daß er nicht zerstreuet, damit er nicht aus eignem Versehen die Freude verliehret, Gottes Geschöpfe zu beglücken.

5) Endlich muß er bey dem, was er für sich von seinem Vermögen nutzen will, denken, daß er das Individuum einer grossen Menge ist; und auch ihm nur der Lohn des Arbeiters gebühret.

Jetzt werden wir in dem zweiten Theil unsrer Rede zeigen, daß der Reiche sich nicht mit gutem Gewissen den gerechten Ansprüchen des Dürftigen entziehen kann.

Wir mögen unsere Blicke auf diesen oder jenen Gegenstand in der Natur wenden, so ists unmöglich einen aufzufinden, dem es nicht als Endzweck beygelegt ist, zu nützen; und daß dieß, nicht blos einzelner Gegenstände willen, so ist, beweiset, daß Gott noch heutzutage regnen läßt, über Böse und Gute, daß er von den Freuden der Freundschaft und Liebe, den innigsten Freuden des Lebens; von der seligen Empfindung der Religion und Tugend, keins seiner Geschöpfe ausgeschlossen, wer die Wege sich dazu zu veredlen wandeln will.

Zu der Kette der Dinge gehörte Armuth und Reichthum. Ohne Bedürfniß des Unterhalts, würden die Menschen in Müßiggang versunken, und, ihrer verdorbnen Natur nach, ungleich lasterhafter geworden seyn, wie sie jetzt sind. An diesem Bedürfnisse zu arbeiten, gränzt die Nothwendig-

wendigkeit zu lohnen, an dieser die Bekanntschaft mit dem Elende, an dieser Bekanntschaft das Erwachen der Naturtriebe, Mitleid, Dankbarkeit und der Wunsch zu beglücken. — Angebohrne Empfindungen, die da schon erstickt sind, wo man sie nicht antrifft. Warum legte sie Gott im Herzen der Menschen, wenns nicht war seinen Leidenschaften die Wage zu halten, und dem begüterten zu beweisen, daß auch er aufgefordert werde, zu nutzen, den Reichen daran zu erinnern, daß der Dürftige an ihn gerechte Ansprüche habe?

In der ganzen politischen Einrichtung des Israelitischen Volks sehen wir weiter, wie Gott durch gesetzmäßige Verordnungen den ärmern Theil seiner Geschöpfe, auf die Gaben des Reichern berechtigte, und unser Erlöser konnte nicht ausdrücklicher diese Berechtigung erneuern als er gethan hat, indem er diejenigen auf ewig von sich weiset, die den Hungrigen nicht gespeiset, den Durstigen nicht getränket, den Nackenden nicht gekleidet haben. Er macht keine Ausnahme des schuldlosen Armen, sagt unbedingt, wir sollen dem Hungrigen das Brod brechen und den Elenden ins Haus führen. — Beweis genug für die gerechten Ansprüche des Armen — Beweis genug, daß man sich nicht ohne Ungehorsam und strafbar zu seyn, der ersten Pflicht entziehen kann, Barmherzigkeit zu üben.

Es ist daher keine zweydeutige Frage, wie die Reichen und Wohlhabenden ihren Ueberfluß anwenden sollen, sondern sehr entschieden, daß es ihnen als Schuldigkeit aufgelegt ist, zum Nutzen ihrer Nebenmenschen, diejenige simplere und eingeschränktere Lebensart zu wählen, durch die sie fähiger werden, sich und andere glücklicher zu machen. Nur der Art zu geben und zu unterstützen, müssen wir noch mit einer kleinen Bemerkung erwähnen.

Der Mensch ist zu den wichtigsten Unternehmungen fähig, wenn er sie seines Nachdenkens und seiner Aufmerksamkeit werth findet, auch Schwierigkeiten, die ihm unüberwindlich scheinen, schrecken ihn nicht von seinen Vorsätzen zurück, wenn er den vesten Sinn gefaßt hat, sie auszuführen, und Muth, mißlungene Versuche zu widerholen. Die Ueberzeugung dieser Wahrheit ists, die die Reichen eines Orts und ganzer Gegenden, zum besten ihrer nothleidenden Brüder verbinden sollte, — nicht einzelnen, die sie anflehen, sich ihre Gewogenheit verdienen oder erwerben — nein: allen durch allgemeine Einrichtungen zu helfen, bey denen der heimlich und öffentlich leidende — nicht auf königliche Rechnung, sondern unter ihrem wachsamen Auge Arbeit für seine Hände und Brod für seine Familie; der Kranke, Alte, Schwache, mehr als das kümmerlichste Brod finden kann.

Klei-

Kleine sorglose Gaben sind eigentlich gar nichts, wenigstens ists für Einzelne Pflicht, nachzusinnen, wie man dringenden Bedürfnissen abhelfen kann, wo sie anzutreffen sind? welchen man zuerst wehren muß; und auch die Klugheit, das Fürwort, das Bestreben und die Wohlthaten Einzelner, vermögen, nach einem solchen Plan verwandt, sehr viel.

Jedem edlen, der schon seine Pflichten gegen Menschentreu erfüllte, werde der herrlichste Lohn; jeder unter ihnen, nehme hier den Dank, den seine Handlungen so sehr verdienen.

Jeden, den dieser Vortrag erschüttert, stärke Gott zu guten Vorsätzen, und mache ihn aufmerksam auf seine Handlungen, damit ihn nicht Beyspiel und Gewohnheit durch den Gedanken vom Wege der Besserung führe: "Er habe noch Zeit."

Ihr aber, geliebte Wohlthätige, denen eigner Mangel, bey dem reinsten wärmsten Wunsch für eures Nächsten Wohl, nichts zu seinem Bedürfniß übrig läßt, fahrt fort eure letzte Rinde Brod willig mit dem Dürftigen zu theilen, und durch euer Exempel zu erbauen. Ewiger Friede, Freude, die keinem Wechsel unterworfen ist, wird euer Lohn seyn!

---

3. Kap.

3. Capitel.

Vermischten Inhalts.

Niemand geht leicht in einer ihm ganz neuen Verfassung über, ohne auf seine Weise nachzudenken, welche Gesinnungen er ablegen oder beybehalten will; ohne einen Plan seiner künftigen Lebensart und Handlungen zu machen. Sollte es aber unter meinen Lesern auch einige geben die den Nutzen der Ideenplane gänzlich verwerfen, so hegte doch Ladi Monneville davon eine entgegesetzte Meynung, denn seit Herrn Bonforts Abreise war sie schlechterdings mit dem Gedanken beschäftigt, wie sie für sich und andre die Zukunft am erträglichsten machen würde.

Das Resultat dieser Ueberlegungen war, die Neigung für Bonfort, so sehr sie könnte, zu unterdrücken, untadelhaft gegen ihren Gemahl zu handeln, wenn's möglich wäre, ihn zu lieben, immer seine Hochachtung zu verdienen, Kräften für Bonforts Beruhigung zu sorgen, und weil sie den Menschen nicht geschaffen glaubte elend zu seyn, die Freude dankbar anzunehmen und zu genießen, die sie auf ihrem Wege durch die Welt antreffen würde.

Sir Monneville liebte das Vergnügen, und seine Frau war jetzt sein ganzer Stolz. Der Beyfall, den sie fand, war Befriedigung seiner Eitelkeit; er würde es als ein Compliment für seinen Geschmack angenommen haben, wenn man in sie verliebt gewesen wäre, und empfand es sehr übel, wenn er sie zu übersehen glaubte. Dieß Betragen seiner Gemahlin gefiel ihm ausserordentlich; er begriff nicht wie sie auf dem Lande so ganz das geworden war, und konte sich unmöglich die Freude versagen, am Burgundischen Hofe zu zeigen, daß er sich wohl so gut auf eine Wahl verstünde wie andre.

Ladi Monneville war von ihres Gemahls Absicht, einen Besuch bey Hof abzustatten, sehr zufrieden. Die Reiseroute gieng durch das Städtchen, in dem Herr Bonfort lebte, nach dem Schloß des Herrn v. Caumont von da nach Rosebeau weiter nach der Residenz und auf die Weise zurück, und denn nach Engelland.

Die Neuvermählten kamen unerwartet bey Hr. Bonfort an, dem der Anblick seiner Isabelle unter allen Umständen so angenehm war, daß er nichts von der Trauer seines Herzens bemerken ließ, und Monneville ein sehr angenehmer Mann zu seyn schien; auch gefiel dieser Herr Bonfort so gut, daß

sich von da an die Art Freundschaft unter ihnen entspon, die zwar nicht enthusiastisch anzieht, aber doch macht, daß man sich gerne sieht und ungerne trennt.

In der Folge mußte Hr. Bonfort Ladi Monneville und seine Gemahlin zu Hrn. v. Caumont begleiten. Hr. v. Caumont hatte Mühe sein Erstaunen zu verbergen, als er diese Gesellschaft mit einander ankommen sah. Lieber Gott, Bonfort, rief er, wie führt der Himmel sie und Sir Monneville allenthalben zusammen! mein Seel, das habe ich nicht erwartet!

Einen Augenblick Geduld, sagte Ladi Monneville, indem sie Herr v. Caumont die Hand auf den Mund legte, so werden Sie erfahren, daß wir Herr Bonfort bey der Durchreise besuchten, Sir Monneville hat ihn so angenehm gefunden, daß er nicht aufhörte ihn zu bitten, bis er sich entschloß uns zu begleiten; ich glaubte, wir hätten Ihnen einen großen Gefallen erzeigt, indem wir ihren Freund mitbringen.

O ihr Weiber! ihr Weiber! erwiederte Herr v. Caumont, — mit einer gemäßigten Stimme — was macht ihr nicht aus uns armen Sündern!

Es wäre wohl nöthig, euch ein Bischen am Bande zu führen, antwortete die Ladi, wenn ihr jeden Augenblick auf dem Punkt steht, alles zu verderben.

Hr. Bonfort fühlte sich natürlich bey dieser kleinen Unterredung nicht sehr frey. — Nun rief Hr. v. Caumont, indem er die Fremden ins Haus führte, ich muß gestehen, Sir Monneville, ihre Gemahlin hat den Ton der verheiratheten Damen sehr schnell gefaßt.

Meine Frau, erwiederte Sir Monneville, ist gelehrig, sie weiß, daß ich die Freyheit liebe, und hat die Güte, gegen meine Launen gefällig zu seyn.

Auch hat sie zu viel Verstand und Vorzüge, setzte Bonfort hinzu, um über die Gränze einer artigen und anständigen Freyheit hinaus zu gehen.

Fr. v. Caumont versicherte nach den Bewillkommungskomplimenten, Ladi Monneville hätte die Wahrheit von dem, was Hr. Bonfort sagte, als Mädchen bewiesen. Man hätte ihr bey allen Gelegenheiten Verstand angemerkt, aber sie hätte, ohne stumm zu seyn, doch nie viel gesprochen, wenn sie nicht wäre dazu aufgefordert worden, ihre Munterkeit wäre immer sehr angenehm, ihr Scherz sehr

naiv und fein gewesen; sie hätte niemand schnippisch abgefertigt, und ohne im mindesten zudringlich zu seyn, hätte sie jeden mit zuvorkommender freundlichen Höflichkeit begegnet; aber, setzte sie hinzu, indem sie sich an Ladi Mainville wandte, werden sie auch meine Liebe jetzt, die Heiterkeit und die gleichförmige Laune behalten, die sie so angenehm auszeichnete?

Ich werde mich bemühen, sagte Ladi Mainville, indem sie sich Fr. v. C. in die Arme warf, und einige Thränen verschluckte, die ihr das günstige Urtheil in die Augen gebracht, was die Empfindung geweckt hatte, gegen die sie sich durch das gewaltsame Mittel der Betäubung zu stählen suchte, ich werde mich bemüben das reizende Muster nachzuahmen, was mir Ihr häusliches Leben darstellte. Hr. Bonfort stand, in sich selbst versunken, an einen Stuhl gelehnt.

Sir Mainville war so froh wie ein König; Fr. v. Caumont die er noch nicht kannte, hatte sich durch ihr Compliment gegen seine Isabelle, so bey ihm in Gunst gesetzt, daß er sie von da an, unter die Herzensguten natürlichen Weiber rechnete, auf die er einzig was hielt; seine und Caumonts Aufrichtigkeit stimmten vortrefflich zusammen. Sie sind, sagte er, Hr. v. Caumont ein Engelländer

in

in Frankreich, wenn mich nicht meine fehlgeschlagenen Erwartungen wieder nach Engelland schickten, ich würde es für ein Glück halten, mein Leben in einem so angenehmen Zirkel zuzubringen. Hr. v. Caumont nahm die Gelegenheit wahr mit Sir Mainville, über ein Etablissement im Vaterlande zu reden und von seinen Oekonomischen Umständen etwas gründliches zu erfahren, wie er sich das vorgesetzt hatte.

Während dieser Zeit, erbarmten sich die Damen des armen Bonforts. Fr. v. Caumont, um ihn recht glücklich zu machen, Ladi Monneville aus verschiedenen Absichten, — deren eine war zu versuchen, wie sich Sir Monneville dabey benehmen würde — wiesen ihm einen Stuhl in der Nähe an, der ihm das angenehmste vis á vis von der Welt verschaffte.

Sie müssen nicht so in sich selbst vertieft seyn, lieber Bonfort, fieng Ladi Mainville an, wenn sie wollen, daß ich glücklich bin.

Herr Bonfort. Nicht Ladi Mainville!

Ladi M. Nein, Hr. Bonfort.

Fr. v. Caumont. Nun das wird eine schöne Unterredung geben, nicht? nein! Ladi Mainville.

Herr Bonfort, es ist doch nun nichts anders darauf, als daß sie, wie Freunde und Vettern, mit einander umgehen, oder will die Ladi nicht mehr ihre Cousine seyn?

L. M. Auf einen solchen Gedanken, wird ja wohl Bonfort nicht gerathen, sonst soll er Strafe geben, so oft er Lady sagt.

Herr Bonfort. Also Cousine! Der Titel blendet sie nicht? und hat sie nicht geblendet?

L. M. Das muß Ihnen im ganzen Leben nicht einfallen, lieber Bonfort, sie wissen, so gut ichs erklären konte durch Hr. v. Caumont, meine Bewegungsgründe; was ich deutlich erinnere, ist die Empfindung einer Aengstlichkeit, die sich nicht schildern läßt, und der Gedanke, daß mein Widerstand Ihnen nie nutzen und mir schaden würde. Behalten Sie das, lieber Bonfort; denken sie weniger an dem, was jetzt unerträglich ist, als an dem, was uns die Zukunft durch Vernunft und Freundschaft angenehmes gewähren kann; hübsch heiter, lieber Bonfort, wenn ich nicht noch traurig seyn soll.

Herr Bonfort sah L. M. an, als hätten ihre Augen unbezweifelt eine Menge Fragen beantworten

ten

ten können, die seine ganze Seele unwillkührlich beruhigten. Sie wollen mein Freund seyn, fuhr sie fort, ich habe gethan was ich konnte, um sie in das Verhältniß zu setzen; es ist kein anders für uns, Bonfort!

Fr. v. Caumont. Seyn sie artig. Da kommt Sir Monneville.

Hier ist ja wohl noch ein Stuhl übrig, sagte er lächelnd, indem er sich neben Fr. v. Caumont übersetzte und seiner Frau die Hand küßte, zu der Hr. Bonfort näher rücken mußte, um ihm Platz zu machen.

Monnevills Handlung erwarb ihm Bonforts Bewunderung, die Gunst der Fr. v. Caumont, und in dem Herzen seiner Gemahlin die Dankbarkeit, die unfähig ist zu beleidigen.

Unnachahmlich flüsterte Bonfort, als Sir Monneville die Hand seiner Frau fahren ließ, und eine muntere, allgemeine Unterredung über die Gräfin v. Lauremont und ihrer erwählten Gesellschaft anfieng, bey der auch Bonfort mehr wie einmal lachte; bey der ebenfalls die Gräfin hätte lachen können, wenn sie eine heimliche Zuschauerin gewesen wäre, weil sie im mindesten nicht, auf

eine

eine ihr nachtheilige, oder unartige Weise, mitgenommen wurde. Sie sind doch wohl nicht eifersüchtig, rief Sir Monneville Hr. v. Caumont zu, als er ihn im Zimmer zurück kommen sah, sonst brauchen Sie Vergeltungsrecht, und setzen sich da bey meiner Frau; den armen Bonfort, der hier nichts eignes hat, wollen wir in die Mitte nehmen, damit er von allen einen Theil bekömmt.

Sind sie denn gar nicht eifersüchtig, antwortete Caumont lachend?

S. M. Ich, eifersüchtig? da müßte ich ja wol ein Narr seyn. — Sollte ich mich darüber ärgern, wenn andere meine Frau eben so angenehm finden als ich? Ich habe nie an einer Wohlgefallen gefunden, die andere Leute nicht billigten.

Hr. v. C. Aber wenn Ladi Monneville jemand Vorzug zu geben schien, wie denn?

Sir M. Ich fordere nicht, daß meine Frau blind und taub für anderer Verdienste seyn soll; was ich nicht leiden würde, wäre Leichtsinn — hörst du, Frau, wenn du leichtsinnig bist, oder handelst, schiffe ich dich ein und schicke dich nach Frankreich; wenn du dich aber gut aufführest, und dir außer mir ein anderer ehrlicher Kerl gefällt, —

ey

ey nun, darum wollen wir uns wohl vertragen und gute Freunde bleiben.

Ladi Monneville, die mit Unruhe den Ausgang von den Gedanken ihres Gemahls erwartet hatte, gieng und klopfte ihm auf die Schulter: Ihr Betragen, Sir, sagte sie, ist so verbindlich, daß sie nichts zu befürchten haben. Bonfort dachte das ebenfalls.

Hr. v. Caumont fragte, ob man in England den angehenden Ehemännern Unterricht gäbe, wie sie ihre Weiber am besten erziehen sollten?

Sir Mainville versicherte, so nützlich das auch seyn möchte, geschähe es da so wenig, wie in einem andern Lande; er habe aber bemerkt, das die Männer nirgend mehr betrogen würden, als in Italien und Spanien, wo sie eifersüchtig wären, wie die Tieger.

Aehnliche Unterredungen machten die Abendmahlzeit und den folgenden Tag, den diese kleine Gesellschaft bey Hr. v. Rosiére zubrachte, so vergnügt, als es immer nach der Situation einiger anging.

Hr. v. Rosiére, der auf den ersten Augenblick der Ankunft, eben so sehr bey Bonforts Anblick erstaunte,

staunte, wie Hr. v. Caumont, wenn er das gleich nur durch seine Miene verrieth, ward bald vom ganzen Verhältniß unterrichtet, was er eben so allerliebst fand, als Mainville ganz nach seinem Sinn war.

Habe ich's nicht gedacht, sagte er zu Hr. v. Caumont, daß Isabelle noch wohl einen liebenswürdigen Mann von ihrem Stande antreffen würde, mit dem sie glücklich leben könnte? und für Bonfort, sollen sie sehen, findet sich auch noch ein gutes Mädchen.

Für Bonfort, erwiederte Hr. v. C., ist mir weniger bange, wie für Ladi Mainville, die die Erlaubniß hat, einem jeden zu gefallen — ich weiß wohl, daß sie nicht streben wird, sie sich zu Nutzen zu machen, und daß sie immer thun wird, was sie kann, aber loben wollen wir das Ding nicht eher, bis wir sehen, daß es gut geht. Ich halte nichts davon, seine Frau zu bewachen; aber mein Seel! ich halte auch nichts von der Eitelkeit, die sie der Bewunderung eines jeden Gecken und der augenscheinlichsten Gefahr ausgesetzt.

Hr. v. Rosiére nahm seine Zeit wahr, der liebenswürdigen Ladi Man. viel nützliches auf eine angenehme Weise über ihre Verfassung und Verhalten

halten zu sagen die Art, wie sie mit Hr. Bonfort umgieng, versprach ihm so viel, daß er für sie hätte bürgen mögen. Hr. v. Caumont aber blieb dabey, auch in der Hinsicht sey ihm weniger bange für Bonfort, als für einen andern.

Ladi Monneville ließ nicht ab zu bitten, bis Hr. v. Caumont und seine Gemahlin sich entschlossen, sie nach der Residenz zu begleiten. Der Abschied, der ohnehin durch die Hoffnung des nahen Wiedersehens gar viel von seiner Unannehmlichkeit verlohr; ward noch durch die Reisegesellschaft ihrer Jugendfreunde mehr gemildert. Während sich unsere Leutchen unterweges die Zeit vertreiben, so gut sie können, wollen wir uns einen Augenblick ausruhen, um in dem nächsten Abschnitt desto mehr zu erzählen.

---

4. Capitel.

Der Sonnenschein des Hoflebens.

Wir könnten zwar von den Reiseaventüren unsrer jungen Ladi auch ein Wörtchen sagen. Denn gewiß, man reist nicht leicht, ohne auf der Landstraße oder in den Wirthshäusern etwas bemerkenswer-

werthes zu finden; aber erstlich paßt das nicht zu unsrer Ueberschrift, und zweytens wird dies Capitel lang genug werden, ohne daß wir nöthig haben, uns an Titel und Rangordnung zu vergehen, um es auszufüllen.

Ladi Monneville, als sie zum zweytenmal, wie eine Neuigkeit am Burgundischen Hofe vorgestellt ward, entwandte nicht nur ihrer artigen Gefährtin der Fr. v. Caumont alle Aufmerksamkeit; sondern veranlaßte in den Gedanken sehr vieler, Vergleiche, die eben nicht zum Vortheil ihrer ehemaligen Gefährten ausfielen.

War Fräulein Durville schöner, so verursachte doch die Bekanntschaft mit ihrem Gesichtchen, daß man die Züge der Ladi nicht weniger reitzend fand, Anstand, Unterhaltung, Betragen, Putz, alles an ihr war vorzüglich angenehm; und ihre launigten Einfälle machten den Umgang, den keine Eigenschaft der Seele oder des Herzens verbitterte, völlig zu dem allerbesten, den man haben konnte.

Herzog Eudo verklärte zwar, die Ladi sey ganz artig; aber bey weitem nicht das liebenswürdige Frauenzimmer, was er je gesehen: indeß geschahe dem Zeitvertreib der Fr. von Monneville durch die Gesinnungen des Durchlauchtigen Herzogs —

der

der sie doch mit vieler Artigkeit unterhielte – nicht den mindesten Abbruch; vom Morgen früh, bis am späten Abend, mußte sie um die Herzogin seyn; und außer, daß Sir Mainville ihr die Merkwürdigkeiten des Orts zeigte, die er allenthalben, zu bemerken gewohnt war, brachten Ladi Mainville und Fr. v. Caumont die dazu bestimmten drey Tage schlechterdings bey Hof zu.

Sir Monneville und Hr. v. Caumont fanden bey weitem nicht den allgemeinen Beyfall der Ladi; sie wurden zwar als Fremde hervorgezogen und geschmeichelt; allein man nahm sich in Acht mit ihnen ins Detail der Sachen zu gehn. Sir Mainville der sich allenthalben zu finden wußte, und den Zweck seiner Reise erreicht sah, bedauerte die aufgewandten Kosten gar nicht; Herr v. Caumont aber, der hier für den Mann der Ladi keinen Platz offen fand, wünschte schon in den ersten 24 Stunden von ganzem Herzen zu Hause zu seyn.

Unterdeß hatte der Herzog, der, wie so viele andre Menschen, gerne sahe, wenn man zu seinem Besten sprach, um an Richards Hofe von seiner Pracht reden zu lassen, am zweyten Tage einen geschmückten Nachmittagsball, nebst einer, nach dem Geschmack der Zeit, kostbaren Gartenerleichtung, und am 3ten die damals am allermeisten geschätzte

seltene Belustigung der Maskerade angestellt. Der Herzog war überzeugt, daß seine Ideen bey der Ladi die gewünschte Wirkung nicht verfehlten; daß Sir Mainville sowol wie sein Herr diese Höflichkeiten gleichfach anrechnen würden. Mathilde erfreute diese Aufmerksamkeit in Betracht ihrer persönlichen Verbindungen mit Flandern und daher mit König Richard, und Hr. v. Caumont mochte denken was er wollte, das Gute mußte nun einmal erst genossen werden.

Der Ball ist jezt in allen Gegenden der Welt eine so bekannte Sache, daß wir diesem Hofball des Herzogs von Burgund, mit jeder kleinen Cabale und Herzensangelegenheiten, die ihn bezeichnete, ungerügt wollen beruhen lassen, indem er für unsre Hauptpersonen ohne Folgen geblieben ist; wir wollen dagegen von der Maskerade reden, die so vielen jungen Lesern noch ein Vergnügen seyn wird, und was sie gar sehr zu erleben wünschen.

Ladi Monneville, die die Juwelen gar nicht liebte, erschiene in dem einfachen Anputz einer Bäurin, weißes seiden Zeug mit blassem Blau, ein kleines Hütchen, was die Phisionomie eben so wenig versteckte, wie eine sehr kleidsame Maske, machte ihren Anzug aus, an dem eine kostbare Leibbinde und ein paar Diamanten Hancken die das

Wäms-

Wämschen und die Ermel und Aufschläge befestigten, das einzige glänzende waren.

Fr. Durville war äusserst prächtig, als eine Nimphe gekleidet, der Herzog stellte den Apol vor, Herr von Branchenard den Pan.

Die Herzogin war im Fürstlichen Ornat, nnd Madame Paravinette in Witwenkleider. Drey hübsche Hofdamen stellten die Grazien vor; und indem sie der Fürstin ein von allen Bewohnern des Olimps unterschriebenes feines Lobgedicht überreichten, versicherten sie, daß sie nie etwas vollkommeneres angetroffen, und also keinen Wunsch hegten, als ihr Leben dem Dienst einer so edlen und liebenswürdigen Fürstin zu widmen.

Sir Monneville prophezeihete als Zauberer, den Damen nach seinen Kenntnissen ihr künftiges Schicksal. Fr. von Caumont theilte, als eine Dame, deren Einkünfte wenig Juwelen verstatteten, in der Maske einer Gärtnerin, Blumen aus; Herr von Caumont stellte einen Spanier vor. Hr. v. Pommore, sagte in der Maske des Hymens sehr viel lustiges und ernsthaftes über den Ehestand.

Verschiedene junge Hofleute, waren ein Gefolge eines Gesandten, den der Kriegsgott mit ei-

ner galanten Anrede an den Herzog abschickte, an deren Ende Eudo ersucht ward, die Venus mit Gleichgültigkeit anzusehen, weil Mars durch seine Vollkommenheiten ihre Zuneigung erreicht, aber sehr leicht zu verlieren geschienen habe. Nachdem wandte sich dieser Gesandte an die Herzogin und feyerte durch ein feines Compliment, das Andenken ihrer Voreltern.

Ladi Mainville wollte über alles, was sie sah, schon seit mehr als einer Stunde vor Lachen ersticken, da eine Maske in römischer Tracht sie zum Tanz aufforderte; so schön und gerne sie tanzte, war dieser Zeitvertreib doch da ihre Sache nicht, wo sie so viel zu sehen und zu hören fand, als sie noch nie auf einem Flecken Beschäftigung für ihre Augen und Ohren angetroffen hatte; unterdessen fürchtete sie, sie durch eine abschlägige Antwort zu beleidigen und folgte der Maske.

Vor und nach dem Tanz, mahlte der Römer der Ladi den Buchstaben ihres Namens in die Hand, und suchte sie zu necken, furchtete aber die besondre Galanterie eines Unbekannten, schüttelte einmal lächelnd mit dem Kopfe und machte sich nach einer Verbeugung schnell davon zu den übrigen Damen.

Nach einiger Zeit, begleitete L. M. Fr. von Caumont durch ein Nebenzimmer und einem Gange in ein Cabinet. Fr. v. C. hielt sich für das Vergnügen, was sie in der Gesellschaft fand, zu lange auf; sie gieng daher vor ihr aus dem Cabinet, um durch die Thüre des Nebenzimmers in den Saal zu sehen. Wie erschrack sie aber, als sie im Gange bey schwachem Lichte den Römer zu ihren Füßen sah; sie war im Begriff Fr. von C. zu rufen, als sie Bonfort erkannte.

Werden sie nicht ungehalten, sagte er, theure Isabelle; ich habe es mir, auf den Ruf eines allgemeinen Vergnügens, nicht versagen können, an dem ihrigen Theil zu nehmen.

L. M. Himmel! Bonfort, was machen sie? Warum sagten sie mir das nicht im Saal? schonen sie mich nicht mehr, als daß man uns so überraschen könnte? Geschwind stehen sie auf und lassen mich gehen!

Bonfort hielt die Ladi fest in seine Arme geschlossen. Nun, Bonfort, sagte sie, bey Verlust aller meiner Gunst lassen sie mich!

So muß ichs ja! sagte Bonfort, und ließ die Arme sinken.

Es ist daher keine zweydeutige Frage, wie die Reichen und Wohlhabenden ihren Ueberfluß anwenden sollen, sondern sehr entschieden, daß es ihnen als Schuldigkeit aufgelegt ist, zum Nutzen ihrer Nebenmenschen, diejenige simplere und eingeschränktere Lebensart zu wählen, durch die sie fähiger werden, sich und andere glücklicher zu machen. Nur der Art zu geben und zu unterstützen, müssen wir noch mit einer kleinen Bemerkung erwähnen.

Der Mensch ist zu den wichtigsten Unternehmungen fähig, wenn er sie seines Nachdenkens und seiner Aufmerksamkeit werth findet, auch Schwierigkeiten, die ihm unüberwindlich scheinen, schrecken ihn nicht von seinen Vorsätzen zurück, wenn er den vesten Sinn gefaßt hat, sie auszuführen, und Muth, mißlungene Versuche zu widerholen. Die Ueberzeugung dieser Wahrheit ists, die die Reichen eines Orts und ganzer Gegenden, zum besten ihrer nothleidenden Brüder verbinden sollte, — nicht einzelnen, die sie anflehen, sich ihre Gewogenheit verdienen oder erwerben — nein: allen durch allgemeine Einrichtungen zu helfen, bey denen der heimlich und öffentlich leidende — nicht auf königliche Rechnung, sondern unter ihrem wachsamen Auge Arbeit für seine Hände und Brod für seine Familie; der Kranke, Alte, Schwache, mehr als das kümmerlichste Brod finden kann.

Klei-

Kleine sorglose Gaben sind eigentlich gar nichts, wenigstens ists für Einzelne Pflicht, nachzusinnen, wie man dringenden Bedürfnissen abhelfen kann, wo sie anzutreffen sind? welchen man zuerst wehren muß; und auch die Klugheit, das Fürwort, das Bestreben und die Wohlthaten Einzelner, vermögen, nach einem solchen Plan verwandt, sehr viel.

Jedem edlen, der schon seine Pflichten gegen Menschentreu erfüllte, werde der herrlichste Lohn; jeder unter ihnen, nehme hier den Dank, den seine Handlungen so sehr verdienen.

Jeden, den dieser Vortrag erschüttert, stärke Gott zu guten Vorsätzen, und mache ihn aufmerksam auf seine Handlungen, damit ihn nicht Beyspiel und Gewohnheit durch den Gedanken vom Wege der Besserung führe: "Er habe noch Zeit."

Ihr aber, geliebte Wohlthätige, denen eigner Mangel, bey dem reinsten wärmsten Wunsch für eures Nächsten Wohl, nichts zu seinem Bedürfniß übrig läßt, fahrt fort eure letzte Rinde Brod willig mit dem Dürftigen zu theilen, und durch euer Exempel zu erbauen. Ewiger Friede, Freude, die keinem Wechsel unterworfen ist, wird euer Lohn seyn!

Es ist daher keine zweydeutige Frage, wie die Reichen und Wohlhabenden ihren Ueberfluß anwenden sollen, sondern sehr entschieden, daß es ihnen als Schuldigkeit aufgelegt ist, zum Nutzen ihrer Nebenmenschen, diejenige simplere und eingeschränktere Lebensart zu wählen, durch die sie fähiger werden, sich und andere glücklicher zu machen. Nur der Art zu geben und zu unterstützen, müssen wir noch mit einer kleinen Bemerkung erwähnen.

Der Mensch ist zu den wichtigsten Unternehmungen fähig, wenn er sie seines Nachdenkens und seiner Aufmerksamkeit werth findet, auch Schwierigkeiten, die ihm unüberwindlich scheinen, schrecken ihn nicht von seinen Vorsätzen zurück, wenn er den vesten Sinn gefaßt hat, sie auszuführen, und Muth, mißlungene Versuche zu widerholen. Die Ueberzeugung dieser Wahrheit ists, die die Reichen eines Orts und ganzer Gegenden, zum besten ihrer nothleidenden Brüder verbinden sollte, — nicht einzelnen, die sie anflehen, sich ihre Gewogenheit verdienen oder erwerben — nein: allen durch allgemeine Einrichtungen zu helfen, bey denen der heimlich und öffentlich leidende — nicht auf königliche Rechnung, sondern unter ihrem wachsamen Auge Arbeit für seine Hände und Brod für seine Familie; der Kranke, Alte, Schwache, mehr als das kümmerlichste Brod finden kann.

Klei-

Kleine sorglose Gaben sind eigentlich gar nichts, wenigstens ists für Einzelne Pflicht, nachzusinnen, wie man dringenden Bedürfnissen abhelfen kann, wo sie anzutreffen sind? welchen man zuerst wehren muß; und auch die Klugheit, das Fürwort, das Bestreben und die Wohlthaten Einzelner, vermögen, nach einem solchen Plan verwandt, sehr viel.

Jedem edlen, der schon seine Pflichten gegen Menschentreu erfüllte, werde der herrlichste Lohn; jeder unter ihnen, nehme hier den Dank, den seine Handlungen so sehr verdienen.

Jeden, den dieser Vortrag erschüttert, stärke Gott zu guten Vorsätzen, und mache ihn aufmerksam auf seine Handlungen, damit ihn nicht Beyspiel und Gewohnheit durch den Gedanken vom Wege der Besserung führe: "Er habe noch Zeit."

Ihr aber, geliebte Wohlthätige, denen eigner Mangel, bey dem reinsten wärmsten Wunsch für eures Nächsten Wohl, nichts zu seinem Bedürfniß übrig läßt, fahrt fort eure letzte Rinde Brod willig mit dem Dürftigen zu theilen, und durch euer Exempel zu erbauen. Ewiger Friede, Freude, die keinem Wechsel unterworfen ist, wird euer Lohn seyn!

3. Capitel.

Vermischten Inhalts.

Niemand geht leicht in einer ihm ganz neuen Verfassung über, ohne auf seine Weise nachzudenken, welche Gesinnungen er ablegen oder beybehalten will; ohne einen Plan seiner künftigen Lebensart und Handlungen zu machen. Sollte es aber unter meinen Lesern auch einige geben die den Nutzen der Ideenplane gänzlich verwerfen, so hegte doch Ladi Monneville davon eine entgegesetzte Meynung, denn seit Herrn Bonforts Abreise war sie schlechterdings mit dem Gedanken beschäftigt, wie sie für sich und andre die Zukunft am erträglichsten machen würde.

Das Resultat dieser Ueberlegungen war, die Neigung für Bonfort, so sehr sie könnte, zu unterdrücken, untadelhaft gegen ihren Gemahl zu handeln, wenn's möglich wäre, ihn zu lieben, immer seine Hochachtung zu verdienen, Kräften für Bonforts Beruhigung zu sorgen, und weil sie den Menschen nicht geschaffen glaubte elend zu seyn, die Freude dankbar anzunehmen und zu genießen, die sie auf ihrem Wege durch die Welt antreffen würde.

Sir Monneville liebte das Vergnügen, und seine Frau war jetzt sein ganzer Stolz. Der Beyfall, den sie fand, war Befriedigung seiner Eitelkeit; er würde es als ein Compliment für seinen Geschmack angenommen haben, wenn man in sie verliebt gewesen wäre, und empfand es sehr übel, wenn er sie zu übersehen glaubte. Dieß Betragen seiner Gemahlin gefiel ihm ausserordentlich; er begriff nicht wie sie auf dem Lande so ganz das geworden war, und konte sich unmöglich die Freude versagen, am Burgundischen Hofe zu zeigen, daß er sich wohl so gut auf eine Wahl verstünde wie andre.

Ladi Monneville war von ihres Gemahls Absicht, einen Besuch bey Hof abzustatten, sehr zufrieden. Die Reiseroute gieng durch das Städtchen, in dem Herr Bonfort lebte, nach dem Schloß des Herrn v. Caumont von da nach Rosebeau weiter nach der Residenz und auf die Weise zurück, und denn nach Engelland.

Die Neuvermählten kamen unerwartet bey Hr. Bonfort an, dem der Anblick seiner Isabelle unter allen Umständen so angenehm war, daß er nichts von der Trauer seines Herzens bemerken ließ, und Monneville ein sehr angenehmer Mann zu seyn schien; auch gefiel dieser Herr Bonfort so gut, daß

 sich

sich von da an die Art Freundschaft unter ihnen entspon, die zwar nicht enthusiastisch anzieht, aber doch macht, daß man sich gerne sieht und ungerne trennt.

In der Folge mußte Hr. Bonfort Ladi Monneville und seine Gemahlin zu Hrn. v. Caumont begleiten. Hr. v. Caumont hatte Mühe sein Erstaunen zu verbergen, als er diese Gesellschaft mit einander ankommen sah. Lieber Gott, Bonfort, rief er, wie führt der Himmel sie und Sir Monneville allenthalben zusammen! mein Seel, das habe ich nicht erwartet!

Einen Augenblick Geduld, sagte Ladi Monneville, indem sie Herr v. Caumont die Hand auf den Mund legte, so werden Sie erfahren, daß wir Herr Bonfort bey der Durchreise besuchten, Sir Monneville hat ihn so angenehm gefunden, daß er nicht aufhörte ihn zu bitten, bis er sich entschloß uns zu begleiten; ich glaubte, wir hätten Ihnen einen großen Gefallen erzeigt, indem wir ihren Freund mitbringen.

O ihr Weiber! ihr Weiber! erwiederte Herr v. Caumont, — mit einer gemäßigten Stimme — was macht ihr nicht aus uns armen Sündern!

Es wäre wohl nöthig, euch ein Bischen am Bande zu führen, antwortete die Ladi, wenn ihr jeden Augenblick auf dem Punkt steht, alles zu verderben.

Hr. Bonfort fühlte sich natürlich bey dieser kleinen Unterredung nicht sehr frey. — Nun rief Hr. v. Caumont, indem er die Fremden ins Haus führte, ich muß gestehen, Sir Monneville, ihre Gemahlin hat den Ton der verheiratheten Damen sehr schnell gefaßt.

Meine Frau, erwiederte Sir Monneville, ist gelehrig, sie weiß, daß ich die Freyheit liebe, und hat die Güte, gegen meine Launen gefällig zu seyn.

Auch hat sie zu viel Verstand und Vorzüge, setzte Bonfort hinzu, um über die Gränze einer artigen und anständigen Freyheit hinaus zu gehen.

Fr. v. Caumont versicherte nach den Bewillkommungskomplimenten, Ladi Monneville hätte die Wahrheit von dem, was Hr. Bonfort sagte, als Mädchen bewiesen. Man hätte ihr bey allen Gelegenheiten Verstand angemerkt, aber sie hätte, ohne stumm zu seyn, doch nie viel gesprochen, wenn sie nicht wäre dazu aufgefordert worden, ihre Munterkeit wäre immer sehr angenehm, ihr Scherz sehr

naiv und fein gewesen; sie hätte niemand schnippisch abgefertigt, und ohne im mindesten zudringlich zu seyn, hätte sie jeden mit zuvorkommender freundlichen Höflichkeit begegnet; aber, setzte sie hinzu, indem sie sich an Ladi Mainville wandte, werden sie auch meine Liebe jetzt, die Heiterkeit und die gleichförmige Laune behalten, die sie so angenehm auszeichnete?

Ich werde mich bemühen, sagte Ladi Mainville, indem sie sich Fr. v. C. in die Arme warf, und einige Thränen verschluckte, die ihr das günstige Urtheil in die Augen gebracht, was die Empfindung geweckt hatte, gegen die sie sich durch das gewaltsame Mittel der Betäubung zu stählen suchte, ich werde mich bemüben das reizende Muster nachzuahmen, was mir Ihr häusliches Leben darstellte. Hr. Bonfort stand, in sich selbst versunken, an einen Stuhl gelehnt.

Sir Mainville war so froh wie ein König; Fr. v. Caumont die er noch nicht kannte, hatte sich durch ihr Compliment gegen seine Isabelle, so bey ihm in Gunst gesetzt, daß er sie von da an, unter die Herzensguten natürlichen Weiber rechnete, auf die er einzig was hielt; seine und Caumonts Aufrichtigkeit stimmten vortrefflich zusammen. Sie sind, sagte er, Hr. v. Caumont ein Engelländer

in Frankreich, wenn mich nicht meine fehlgeschlagenen Erwartungen wieder nach Engelland schickten, ich würde es für ein Glück halten, mein Leben in einem so angenehmen Zirkel zuzubringen. Hr. v. Caumont nahm die Gelegenheit wahr mit Sir Mainville, über ein Etablissement im Vaterlande zu reden und von seinen Oekonomischen Umständen etwas gründliches zu erfahren, wie er sich das vorgesetzt hatte.

Während dieser Zeit, erbarmten sich die Damen des armen Bonforts. Fr. v. Caumont, um ihn recht glücklich zu machen, Ladi Monneville aus verschiedenen Absichten, — deren eine war zu versuchen, wie sich Sir Monneville dabey benehmen würde — wiesen ihm einen Stuhl in der Nähe an, der ihm das angenehmste vis á vis von der Welt verschaffte.

Sie müssen nicht so in sich selbst vertieft seyn, lieber Bonfort, fieng Ladi Mainville an, wenn sie wollen, daß ich glücklich bin.

Herr Bonfort. Nicht Ladi Mainville!

Ladi M. Nein, Hr. Bonfort.

Fr. v. Caumont. Nun das wird eine schöne Unterredung geben, nicht? nein! Ladi Mainville.

Herr Bonfort, es ist doch nun nichts anders darauf, als daß sie, wie Freunde und Vettern, mit einander umgehen, oder will die Ladi nicht mehr ihre Cousine seyn?

L. M. Auf einen solchen Gedanken, wird ja wohl Bonfort nicht gerathen, sonst soll er Strafe geben, so oft er Lady sagt.

Herr Bonfort. Also Cousine! Der Titel blendet sie nicht? und hat sie nicht geblendet?

L. M. Das muß Ihnen im ganzen Leben nicht einfallen, lieber Bonfort, sie wissen, so gut ichs erklären konte durch Hr. v. Caumont, meine Bewegungsgründe; was ich deutlich erinnere, ist die Empfindung einer Aengstlichkeit, die sich nicht schildern läßt, und der Gedanke, daß mein Widerstand Ihnen nie nutzen und mir schaden würde. Behalten Sie das, lieber Bonfort; denken sie weniger an dem, was jetzt unerträglich ist, als an dem, was uns die Zukunft durch Vernunft und Freundschaft angenehmes gewähren kann; hübsch heiter, lieber Bonfort, wenn ich nicht noch traurig seyn soll.

Herr Bonfort sah L. M. an, als hätten ihre Augen unbezweifelt eine Menge Fragen beantworten

ten können, die seine ganze Seele unwillkührlich beruhigten. Sie wollen mein Freund seyn, fuhr sie fort, ich habe gethan was ich konnte, um sie in das Verhältniß zu setzen; es ist kein anders für uns, Bonfort!

Fr. v. Caumont. Seyn sie artig. Da kommt Sir Monneville.

Hier ist ja wohl noch ein Stuhl übrig, sagte er lächelnd, indem er sich neben Fr. v. Caumont übersetzte und seiner Frau die Hand küßte, zu der Hr. Bonfort näher rücken mußte, um ihm Platz zu machen.

Monnevills Handlung erwarb ihm Bonforts Bewunderung, die Gunst der Fr. v. Caumont, und in dem Herzen seiner Gemahlin die Dankbarkeit, die unfähig ist zu beleidigen.

Unnachahmlich flüsterte Bonfort, als Sir Monneville die Hand seiner Frau fahren ließ, und eine muntere, allgemeine Unterredung über die Gräfin v. Lauremont und ihrer erwählten Gesellschaft anfieng, bey der auch Bonfort mehr wie einmal lachte; bey der ebenfalls die Gräfin hätte lachen können, wenn sie eine heimliche Zuschauerin gewesen wäre, weil sie im mindesten nicht, auf eine

eine ihr nachtheilige, oder unartige Weise, mitgenommen wurde. Sie sind doch wohl nicht eifersüchtig, rief Sir Monneville Hr. v. Caumont zu, als er ihn im Zimmer zurück kommen sah, sonst brauchen Sie Vergeltungsrecht, und setzen sich da bey meiner Frau; den armen Bonfort, der hier nichts eignes hat, wollen wir in die Mitte nehmen, damit er von allen einen Theil bekömmt.

Sind sie denn gar nicht eifersüchtig, antwortete Caumont lachend?

S. M. Ich, eifersüchtig? da müßte ich ja wol ein Narr seyn. — Sollte ich mich darüber ärgern, wenn andere meine Frau eben so angenehm finden als ich? Ich habe nie an einer Wohlgefallen gefunden, die andere Leute nicht billigten.

Hr. v. C. Aber wenn Ladi Monneville jemand Vorzug zu geben schien, wie denn?

Sir M. Ich fordere nicht, daß meine Frau blind und taub für anderer Verdienste seyn soll; was ich nicht leiden würde, wäre Leichtsinn — hörst du, Frau, wenn du leichtsinnig bist, oder handelst, schiffe ich dich ein und schicke dich nach Frankreich; wenn du dich aber gut aufführest, und dir außer mir ein anderer ehrlicher Kerl gefällt, —

ey nun, darum wollen wir uns wohl vertragen und gute Freunde bleiben.

Ladi Monneville, die mit Unruhe den Ausgang von den Gedanken ihres Gemahls erwartet hatte, gieng und klopfte ihm auf die Schulter: Ihr Betragen, Sir, sagte sie, ist so verbindlich, daß sie nichts zu befürchten haben. Bonfort dachte das ebenfalls.

Hr. v. Caumont fragte, ob man in England den angehenden Ehemännern Unterricht gäbe, wie sie ihre Weiber am besten erziehen sollten?

Sir Mainville versicherte, so nützlich das auch seyn möchte, geschähe es da so wenig, wie in einem andern Lande; er habe aber bemerkt, das die Männer nirgend mehr betrogen würden, als in Italien und Spanien, wo sie eifersüchtig wären, wie die Tieger.

Aehnliche Unterredungen machten die Abendmahlzeit und den folgenden Tag, den diese kleine Gesellschaft bey Hr. v. Rosiére zubrachte, so vergnügt, als es immer nach der Situation einiger anging.

Hr. v. Rosiére, der auf den ersten Augenblick der Ankunft, eben so sehr bey Bonforts Anblick erstaunte,

staunte, wie Hr. v. Caumont, wenn er das gleich nur durch seine Miene verrieth, ward bald vom ganzen Verhältniß unterrichtet, was er eben so allerliebst fand, als Mainville ganz nach seinem Sinn war.

Habe ich's nicht gedacht, sagte er zu Hr. v. Caumont, daß Isabelle noch wohl einen liebenswürdigen Mann von ihrem Stande antreffen würde, mit dem sie glücklich leben könnte? und für Bonfort, sollen sie sehen, findet sich auch noch ein gutes Mädchen,

Für Bonfort, erwiederte Hr. v. C., ist mir weniger bange, wie für Ladi Mainville, die die Erlaubniß hat, einem jeden zu gefallen — ich weiß wohl, daß sie nicht streben wird, sie sich zu Nutzen zu machen, und daß sie immer thun wird, was sie kann, aber loben wollen wir das Ding nicht eher, bis wir sehen, daß es gut geht. Ich halte nichts davon, seine Frau zu bewachen; aber mein Seel! ich halte auch nichts von der Eitelkeit, die sie der Bewunderung eines jeden Gecken und der augenscheinlichsten Gefahr ausgesetzt.

Hr. v. Rosiére nahm seine Zeit wahr, der liebenswürdigen Ladi Man. viel nützliches auf eine angenehme Weise über ihre Verfassung und Verhalten

halten zu sagen die Art, wie sie mit Hr. Bonfort umgieng, versprach ihm so viel, daß er für sie hätte bürgen mögen. Hr. v. Caumont aber blieb dabey, auch in der Hinsicht sey ihm weniger bange für Bonfort, als für einen andern.

Ladi Monneville ließ nicht ab zu bitten, bis Hr. v. Caumont und seine Gemahlin sich entschlossen, sie nach der Residenz zu begleiten. Der Abschied, der ohnehin durch die Hoffnung des nahen Wiedersehens gar viel von seiner Unannehmlichkeit verlohr; ward noch durch die Reisegesellschaft ihrer Jugendfreunde mehr gemildert. Während sich unsere Leutchen unterweges die Zeit vertreiben, so gut sie können, wollen wir uns einen Augenblick ausruhen, um in dem nächsten Abschnitt desto mehr zu erzählen.

---

4. Capitel.

Der Sonnenschein des Hoflebens.

Wir könnten zwar von den Reiseaventüren unsrer jungen Ladi auch ein Wörtchen sagen. Denn gewiß, man reist nicht leicht, ohne auf der Landstraße oder in den Wirthshäusern etwas bemerkens-

wer-

werthes zu finden; aber erstlich paßt das nicht zu unsrer Ueberschrift, und zweytens wird dies Capitel lang genug werden, ohne daß wir nöthig haben, uns an Titel und Rangordnung zu vergehen, um es auszufüllen.

Ladi Monneville, als sie zum zweytenmal, wie eine Neuigkeit am Burgundischen Hofe vorgestellt ward, entwandte nicht nur ihrer artigen Gefährtin der Fr. v. Caumont alle Aufmerksamkeit; sondern veranlaßte in den Gedanken sehr vieler, Vergleiche, die eben nicht zum Vortheil ihrer ehemaligen Gefährten ausfielen.

War Fräulein Durville schöner, so verursachte doch die Bekanntschaft mit ihrem Gesichtchen, daß man die Züge der Ladi nicht weniger reitzend fand, Anstand, Unterhaltung, Betragen, Putz, alles an ihr war vorzüglich angenehm; und ihre launigten Einfälle machten den Umgang, den keine Eigenschaft der Seele oder des Herzens verbitterte, völlig zu dem allerbesten, den man haben konnte.

Herzog Eudo verklärte zwar, die Ladi sey ganz artig; aber bey weitem nicht das liebenswürdige Frauenzimmer, was er je gesehen: indeß geschahe dem Zeitvertreib der Fr. von Monneville durch die Gesinnungen des Durchlauchtigen Herzogs — der

der sie doch mit vieler Artigkeit unterhielte — nicht den mindesten Abbruch; vom Morgen früh, bis am späten Abend, mußte sie um die Herzogin seyn; und außer, daß Sir Mainville ihr die Merkwürdigkeiten des Orts zeigte, die er allenthalben, zu bemerken gewohnt war, brachten Ladi Mainville und Fr. v. Caumont die dazu bestimmten drey Tage schlechterdings bey Hof zu.

Sir Monneville und Hr. v. Caumont fanden bey weitem nicht den allgemeinen Beyfall der Ladi; sie wurden zwar als Fremde hervorgezogen und geschmeichelt; allein man nahm sich in Acht mit ihnen ins Detail der Sachen zu gehn. Sir Mainville der sich allenthalben zu finden wußte, und den Zweck seiner Reise erreicht sah, bedauerte die aufgewandten Kosten gar nicht; Herr v. Caumont aber, der hier für den Mann der Ladi keinen Platz offen fand, wünschte schon in den ersten 24 Stunden von ganzem Herzen zu Hause zu seyn.

Unterdeß hatte der Herzog, der, wie so viele andre Menschen, gerne sahe, wenn man zu seinem Besten sprach, um an Richards Hofe von seiner Pracht reden zu lassen, am zweyten Tage einen geschmückten Nachmittagsball, nebst einer, nach dem Geschmack der Zeit, kostbaren Gartenerleichtung, und am 3ten die damals am allermeisten geschätzte

seltene Belustigung der Maskerade angestellt. Der Herzog war überzeugt, daß seine Ideen bey der Ladi die gewünschte Wirkung nicht verfehlten; daß Sir Mainville sowol wie sein Herr diese Höflichkeiten gleichfach anrechnen würden. Mathilde erfreute diese Aufmerksamkeit in Betracht ihrer persönlichen Verbindungen mit Flandern und daher mit König Richard, und Hr. v. Caumont mochte denken was er wollte, das Gute mußte nun einmal erst genossen werden.

Der Ball ist jetzt in allen Gegenden der Welt eine so bekannte Sache, daß wir diesem Hofball des Herzogs von Burgund, mit jeder kleinen Cabale und Herzensangelegenheiten, die ihn bezeichnete, ungerügt wollen beruhen lassen, indem er für unsre Hauptpersonen ohne Folgen geblieben ist; wir wollen dagegen von der Maskerade reden, die so vielen jungen Lesern noch ein Vergnügen seyn wird, und was sie gar sehr zu erleben wünschen.

Ladi Monneville, die die Juwelen gar nicht liebte, erschiene in dem einfachen Anputz einer Bäurin, weißes seiden Zeug mit blassem Blau, ein kleines Hütchen, was die Phisionomie eben so wenig versteckte, wie eine sehr kleidsame Maske, machte ihren Anzug aus, an dem eine kostbare Leibbinde und ein paar Diamanten Hancken die das

Wäms-

Wämschen und die Ermel und Aufschläge befestigten, das einzige glänzende waren.

Fr. Durville war äusserst prächtig, als eine Nimphe gekleidet, der Herzog stellte den Apol vor, Herr von Brauchenard den Pan.

Die Herzogin war im Fürstlichen Ornat, und Madame Paravinette in Witwenkleider. Drey hübsche Hofdamen stellten die Grazien vor; und indem sie der Fürstin ein von allen Bewohnern des Olimps unterschriebenes feines Lobgedicht überreichten, versicherten sie, daß sie nie etwas vollkommeneres angetroffen, und also keinen Wunsch hegten, als ihr Leben dem Dienst einer so edlen und liebenswürdigen Fürstin zu widmen.

Sir Monneville prophezeihete als Zauberer, den Damen nach seinen Kenntnissen ihr künftiges Schicksal. Fr. von Caumont theilte, als eine Dame, deren Einkünfte wenig Juwelen verstatteten, in der Maske einer Gärtnerin, Blumen aus; Herr von Caumont stellte einen Spanier vor. Hr. v. Pommore, sagte in der Maske des Hymens sehr viel lustiges und ernsthaftes über den Ehestand.

Verschiedene junge Hofleute, waren ein Gefolge eines Gesandten, den der Kriegsgott mit ei-

ner galanten Anrede an den Herzog abschickte, an deren Ende Eudo ersucht ward, die Venus mit Gleichgültigkeit anzusehen, weil Mars durch seine Vollkommenheiten ihre Zuneigung erreicht, aber sehr leicht zu verlieren geschienen habe. Nachdem wandte sich dieser Gesandte an die Herzogin und feyerte durch ein feines Compliment, das Andenken ihrer Voreltern.

Ladi Mainville wollte über alles, was sie sah, schon seit mehr als einer Stunde vor Lachen ersticken, da eine Maske in römischer Tracht sie zum Tanz aufforderte; so schön und gerne sie tanzte, war dieser Zeitvertreib doch da ihre Sache nicht, wo sie so viel zu sehen und zu hören fand, als sie noch nie auf einem Flecken Beschäftigung für ihre Augen und Ohren angetroffen hatte; unterdessen fürchtete sie, sie durch eine abschlägige Antwort zu beleidigen und folgte der Maske.

Vor und nach dem Tanz, mahlte der Römer der Ladi den Buchstaben ihres Namens in die Hand, und suchte sie zu necken, furchtete aber die besondre Galanterie eines Unbekannten, schüttelte einmal lächelnd mit dem Kopfe und machte sich nach einer Verbeugung schnell davon zu den übrigen Damen.

Nach

Nach einiger Zeit, begleitete L. M. Fr. von Caumont durch ein Nebenzimmer und einem Gange in ein Cabinet. Fr. v. C. hielt sich für das Vergnügen, was sie in der Gesellschaft fand, zu lange auf; sie gieng daher vor ihr aus dem Cabinet, um durch die Thüre des Nebenzimmers in den Saal zu sehen. Wie erschrack sie aber, als sie im Gange bey schwachem Lichte den Römer zu ihren Füßen sah; sie war im Begriff Fr. von C. zu rufen, als sie Bonfort erkannte.

Werden sie nicht ungehalten, sagte er, theure Isabelle; ich habe es mir, auf den Ruf eines allgemeinen Vergnügens, nicht versagen können, an dem ihrigen Theil zu nehmen.

L. M. Himmel! Bonfort, was machen sie? Warum sagten sie mir das nicht im Saal? schonen sie mich nicht mehr, als daß man uns so überraschen könnte? Geschwind stehen sie auf und lassen mich gehen!

Bonfort hielt die Ladi fest in seine Arme geschlossen. Nun, Bonfort, sagte sie, bey Verlust aller meiner Gunst lassen sie mich!

So muß ichs ja! sagte Bonfort, und ließ die Arme sinken.

L. M. Wenn sie mir gut sind B. so vermeiden sie alles Aufsehen! im Saal spreche ich sie gerne; sie reichte ihm die Hand, die Bonfort, wie man denken kann, nicht küßte; darauf gieng sie zurück im Cabinet, und mit Fr. v. C. der sie ihre Begebenheit verschwieg, in Maskensaal. Sie suchte den Römer mit den Augen, fand ihn aber nicht. Um sich von ihrer Erschütterung zu erhohlen, sah sie einer Gesellschaft zu, die um großes Geld an einem geräumigen Tisch paar- oder unpaarweise spielte.

Nicht selten hilft uns Aufmerksamkeit auf die Leidenschaften andrer, unsre eignen verachten, unterdrücken, oder vergessen. Ladi Monneville ward in dieser Gesellschaft bald fähig, aufs neue heiter und froh zu seyn.

Herr Bonfort war nicht der einzige Fremde, den die Maskerade und L. M. nach der Hauptstadt geführet hatte; auch Sir William Durcy, ward, da er zufällig erfahren, daß die Lustbarkeit, wie man überall erzählte, der Ladi wegen angestellt würde — durch Neugierde angetrieben, einige Meilen zu reisen, um beyde zu sehen.

Sir William war zu spät gekommen, um an dem Tage dem Herzog vorgestellt zu werden; und wie er zur Maskerate gehen wollte, siehe da fehlte

es

es am allernöthigsten, an einem Maskenkleide; auch weil damals noch bey weitem nicht so wie jetzt dafür gesorgt ward, die auflodernden Wünsche eines jeden Erdenkindes zu befriedigen an einer Maske.

Indem Sir William, ziemlich verdrießlich, sahe, daß dem Uebel nicht abzuhelfen sey, und auf und ab gieng, fiel ihm ein, daß seines Vaters Dorfschulmeister sehr oft über die Unbesonnenheit der Jugend moralisirt und ihn ermahnt hätte, bey einer jeden Sache auf die Folgen zu denken. Nie hatte er die Erinnerung des Schulmeisters, noch so gegründet gefunden. Wie aber lebhafte Einbildungskraft und eine schnelle Gedankenfolge junge Leute sehr oft ein Versehen vergüten hilft, dachte sich Sir William den Anzug dieses Mannes und in einer halben Stunde war er in einem ähnlichen Aufzuge mit einem von Mehl gefärbten Gesicht, auf die Maskerade, wo seine gar nicht elegante Figur, sich unter der Menge verlor.

Sir William ward zuerst auf den Zauberer aufmerksam und erkannte an seiner geschwinden Ausrede Sir Monneville, dieser aber, der einen schönen bemittelten Ritter, nicht unter so elender Aussenseite vermuthete, verkannte Sir William durchaus.

Sehr aufgeräumt, wie Sir William war, und gänzlich Freund am burgundischen Hofe, verfolgte der Schulmeister, um sich einen Spaß zu machen, mit der Zauberey unaufhörlich; wo sich auch Monneville hinwandte, fand er Durci müßig, der ein großes Buch hatte, es mit der Ruthe schlug, und wichtige Anmerkungen oder Zusätze bey seinen Prophezeihungen machte, den fragte Sir Mainville, wer er wäre? bat er Durci, sich zu erkennen zu geben, ärgerte er sich über das monotonische Geräusch, von dem er ohnehin kein Freund war, so zog sich Sir William schnell zurück, um in dem nächsten Augenblick wieder da zu seyn. Alles Nachforschen blieb vergebens, und wenn man einmal den Schulmeister entdeckt zu haben glaubte, fand man immer seine Muthmaßung unter einer andern Maske verhüllt.

Endlich lockte Sir Monneville, — der nach alle dem einen Hofmann unter dem Schulmeisterrock vermuthete — seinen Verfolger so nahe an der Herzogin, daß dieser von Damen umgeben, nicht ausweichen konnte.

Ich muß, sagte Sir M., indem er sich an die Herzogin wandte, Ew. Durchlaucht gnädigste Hülfe in einer Sache anflehen, die mir den äußersten Nachtheil drohet. Es steht im Buch der Sterne

geschrieben, das ich nur von einem Verfolger zu fürchten habe, den ich nicht kenne; bisher traf ich keinen den meine Kunst nicht entdeckte, allein an diesen Schulmeister — indem er Durci sanft zu der Fürstin hinzog — scheitert meine ganze Wissenschaft.

Sir Williams Aufzug und die naive Manier, womit er ihm noch mehreren Ausdruck gab, erregten allgemeines Lachen.

Ich bin verloren, fuhr Sir M. fort, falls Ew. Durchlaucht mir ihr gnädiges Mitleid versagen.

Die schönen Hoffnungen, versetzte die Fürstin, mit denen sie die Herzen dieser Gesellschaft erfüllt haben, verdienen Belohnung. Zauberer, ich kann Ihnen weder mein Mittleiden, noch meinen Beystand versagen; was fordern ihre Wünsche?

Den Namen des Schulmeisters auf höchsten Befehl, Durchlauchtige Fürstin!

Hier beugte Sir William — mit der natürlich anständigen Würde, die aus dem Schulmeister einen ganz andern Mann machte, und Mainville zeigte, daß er sich nicht geirret hatte — ein Knie vor der Herzogin. Durchlauchtige Prinzeßin, sagte

 er,

er, ich bin vom Amor geschickt, um den französischen Damen das A B C der Liebe zu lehren; ich habe mich an diesen Zauberer gewandt, weil ich ihn mit den Unterhaltungen des Eliseus vorzüglich bekannt glaube; wenn ich aber seinen Prophezeiungen trauen soll, wird auf Erden schon ziemlich fertig gelesen; und da ich selbst bloß nur noch buchstabire, bleibt mir nichts übrig, als zum Amor zurück zu kehren, um ihm Nachricht vom Diensteifer und Verehrung der Sterblichen zu bringen. Erlauben Ew. Durchlaucht unterdessen, daß Sir William Durcy ihnen dieß Lesebuch und dieß Werkzeug der Züchtigung überreichen darf, was Amor beym Unterricht nöthig findet. In so gnädigen Händen ist die Macht sehr vertheilt. Auch unterwirft sich, der unterthänigste Knecht Ew. Durchlaucht, jeder ihm zuerkannten Strafe.

Alle Zuschauer waren von dieser Scene zufrieden, selbst die Damen, die auf dem ersten Blatt im Lesebuch eine kleine Abbitte von Sir William wegen der freyen Reden des Schulmeisters finden; die Strafe lief dahin aus, daß Sir William das Gesicht abwaschen und in seinen gewöhnlichen Kleidern erscheinen sollte, weil alle Frauenzimmer sehr neugierig waren zu sehen, ob es der Mühe werth sey, einen solchen Einfältigen klüger zu machen. Während nun Sir William mit M. davon

gieng,

gieng, um diesen Befehl zu vollziehen, und sie sich des Wiedersehens und ihrer Neckereyen erfreuten, fragte Durcy: aber wo ist ihre Gemahlin, Sir M.? haben Sie die Güte, mich ihr vorzustellen.

Sir Mon., der in großen Gesellschaften, die Lady ihrer eignen Führung überließ, wußte doch, durch die Sorge, die sie selbst dafür trug, immer wo sie zu finden war. Da steht sie, sagte er, am Spieltische, aber warten sie doch nur ein Viertelstündchen, bis sie umgekleidet sind.

Durcy meynte, es wäre Schade, wenn ihn die Ladi nicht so sehen sollte; und wer ist sie denn, lieber Monneville, die Sultanin, die Gärtnerin, doch nimmer die Witwe?

S. M. Keine von den dreyen. Das ist meine Frau! indem er der Ladi die Hand küßte, und das Liebe ist Sir William Durcy, den du die Güte haben wirst, als einen meiner Freunde aufzunehmen.

L. M. that sich alle mögliche Gewalt an, um der traurigen Figur, die ihr so sehr verlegen schien, etwas artiges zu sagen.

Sir William ward beym unerwarteten Anblick der Lady von vieler Bewunderung eingenommen, es

war,

war ihm unmöglich, etwas hervorzubringen, was nicht von seiner Bewegung zeugte; unter einer Menge Reverenzen zog er sich sehr ängstlich und eilfertig mit Sir Monnville zurück. Während er seinen Rock ablegte, setzte er sich vor, für dasmal der Lehre des alten Brulri unwiderruflich treu zu bleiben, und die Ladi, die er nicht kennen würde, ohne sie zu lieben, in seinem Leben nicht aufzusuchen oder zu sprechen.

Indeß Ladi Monneville sich mit Fr. v. Caumont über den schöpsartigen Freund lustig machte, der sich ihr hatte vorstellen lassen, um ihr nicht ein Wort zu sagen, traten ein Spanier und ein Grieche zu den Damen hin, der Spanier nahm die Ladi, der Grieche Fr. v. Caumont, beyde baten sich die Erlaubniß aus, mit ihnen im Saal zu spazieren.

Bey dieser freyen Manier glaubten unsre Damen, der Spanier sey Hr. v. Caumont, und der Grieche einer von seinen Bekannten; als sie aber, gleich andern Spaniern, bemerkten, fürchteten sie, mit Fremden in Aventüren zu gerathen, sie nöthigten daher ihre Begleiter, sich mit ihnen auf eine Bank, ohnweit des Spieltisches, zu setzen, weil sie in diesem Zirkel nicht mehr unbekannt waren. Der Grieche nahm seinen Platz zwischen den beyden Damen, und unterhielt Fr. v. Caumont nicht galant

lant, aber sehr artig, und zugleich wußte er die Unterredung so zu binden, daß nicht abzubrechen war, ehe er selbst wollte.

Wenn ich ihnen sage, schöne Ladi, fing der Spanier an, — der sich auf die Ecke der Bank bey Isabelle gesetzt — daß ein gewisser Römer mir das Recht abgetreten hat, was sie ihm auf eine Unterredung in diesem Saal gegeben, werden sie mir denn wohl ein Viertelstündchen von ihrer Zeit gönnen?

Ihr Sprachton, erwiederte die Ladi, hat so viel Gleichheit mit der Stimme des Römer, daß ich glauben mögte, es sey mit meinem Freund eine Verwandlung vorgegangen, und wenn dieß Wahrheit seyn sollte, werde ich eine halbe Stunde nicht besser zubringen können, als in ihrer Gesellschaft.

B. Sie verkennen also Bonforts Stimme nicht, theure Isabelle, unter welcher Gestalt ich ihnen auch erscheine?

L. M. Nicht leicht, Bonfort, und gewiß werde ich immer für sie thun, was Pflicht ist, und meine Grundsätze irgend erlauben.

B. Auch ich werde suchen, Liebenswürdigste unter allen Weibern, richtigen Grundsätzen und der

Pflicht

Pflicht treu zu bleiben, die Sie mir aufgelegt haben. Verzeihen Sie einer Liebe, die durch schnell aufblühendes Glück sich täuschenden Hoffnungen überließ, und eine Stärke gewann, die ich nicht gleich vermag, bis zu ruhigerer Empfindung, herab zu stimmen. Glauben sie, ich will alles, was sie wollen; nur nicht der Störer ihres Glücks werden.

L. M. Schweigen Sie von meinem Glück, ich habe keins, als den Gedanken zu unterdrücken, daß Sie und ich durch meine Schuld höchst unglücklich sind. Ist es — oder kann es Freude für ein vernünftiges Geschöpf seyn, sich dem lärmenden ermüdenden Taumel öffentlicher Zusammenkünfte zu überlassen? was denken Sie von jemand, der, wie ich wünschte, diese Maskerade möchte nie aufhören, damit ich das Hülfsmittel wider mich selbst, eine Zerstreuung, nicht verliere, die unentbehrlich für meine Zufriedenheit ist, damit ich dem Téte à Téte mit S. M. entgehe, was, so dankbar ich auch für seine Güte bin, unerträglich ist, und ewig unerträglich bleiben wird.

Ich denke, daß sie sehr zu bedauern sind, Isabelle, sagte Bonfort, und daß das feine Gefühl des liebenden in ihrer Schilderung viele Gründe zur Beruhigung findet. Verzeihen Sie einer Schwäche, die ich selbst an mir tadle; ich werde Ihnen immer

predi-

predigen, Sir M. zu lieben, so sehr es in Ihrer Gewalt ist; aber jetzt würde der, der einmal im Besitz Ihres Herzens war, nicht ertragen können, wenn Sie sich neben Ihrem Gemahl glücklich fühlten. Zeit, Abwesenheit, Geschäfte, werden mir möglich machen, so uneigennützig zu denken, wie ich soll, denn lieben sie Sir M. suchen und finden Sie Ihr Glück bey Mann und Kindern, ich will Sie nicht um die Freuden bringen die ihr Stand gewährt. Bleiben Sie meine Freundin, und erhalten Sie von ihren stärkern Empfindungen für mich so viel als nöthig ist, damit kein anderer S. M. die Zuneigung raube die Sie ihm schuldig sind.

L. M. Bonf. Bonf.! welche Vorstellungen kreuzen sich in Ihrer Seele? gar eine neue Liebe! sind Sie etwa selbst so flatterhaft. Ich begreife fürwahr nicht, worin die große Freude besteht verheyrathet zu seyn! vielmehr rathe ich Ihnen, sie nie zu suchen, wenn sie nicht ein Mädchen antreffen, deren Umgang Ihnen ausserordentlich angenehm ist. Lassen Sie uns itzt mit Fr. v. Caumont reden, wer ist ihr Grieche?

Sind Sie auf einmal eine Heuchlerin geworden? fragte Bonfort.

L. M. Sie werden es noch ganz mit mir verderben! was fragen Sie? was wollen Sie? ich

kann

kann Ihnen nicht mehr sagen, als daß ich so unglücklich bin wie irgend ein Weib auf Gottes Welt seyn kann!

Ums Himmels Willen, flüsterte Bonfort, mit wehmüthiger Freude, vergeben sie einem unglücklichen, in dessen Gewalt es nicht steht, zu seyn wie er soll! Ich weiß daß sie wahr sind, ich weiß genug, beste Ladi! beruhigen Sie sich, bleiben Sie mir gut und Ihren Pflichten treu! Sie werden mit der Zeit in Ihrer Situation eine Annehmlichkeit finden, die sie jetzt nicht darin entdecken können. Thun Sie nie etwas, das Ihnen selbst tadelnswürdig vorkommen würde. Wer weis, wie das Schicksal den Knoten auflöset. Ich reise jetzt mit Hr. Arnaud zurück, der den Griechen vorstellt, und sich so wenig zu erkennen gegeben hat wie ich. Bonfort nahm Isabellens Hand, die er sanft druckte; morgen auf dem Wege nach Hr. von Caumont treffen wir uns wieder. Die Ladi druckte auch Bonforts Hand und sie sagten sich zu, einander gut zu bleiben so lange sie lebten. Darauf sprach Herr Bonfort ein paar Worte mit Fr. v. Coumont Hr. Arnaud mit L. M. und ohne weitere Begebenheit, beurlaubten sich der Spanier und Grieche von ihren Damen.

Frau von Caumont war erstaunend neugierig, ihren Gesellschafter zu kennen, die Fragen, die sie des-

desfalls an verschiedene that, und neue Gegenstände, die ihnen bey der Gelegenheit vorkamen, halfen L. M. die Bewegung verbergen und bemeistern, in der sie wider Willen gerathen war. Sie suchten den Zauberer, weil sie ihn aber nirgend entdecken konnten, giengen die beyden Damen, die sich schon zu lange entfernt zu haben glaubten, wieder zur Herzogin.

Sir William war vorher schon zurück gekommen, von Sir Monneville, der jetzt auch in andrer Kleidung seinen Hofmeister vorstellte, begleitet. Durcy ward dem Herzog vorgestellt; er gefiel überaus, besonders sagt man dem schönen Geschlecht, man wüßte nicht was den Vorzug verdiente, seine Figur, sein Verstand, oder seine Annehmlichkeiten. Sir William, wie sichs denken läßt fand Beschäftigung genug, um ohne Zwang, eine Unterredung mit L. M. zu vermeiden. Ich sollte wol, sagte er zu Sir M., ihrer Gemahlin noch einmal ein Compliment machen, allein sie verzeiht, hoffe ich, daß ich unter so vielen Fremden, nicht gerade ihre Unterredung aufsuche; empfehlen Sie mich der Lady gehorsamst, bis aufs Wiedersehen in London.

Sir William bemerkte unterdessen Lady Monneville in der Ferne, und was er von ihr sahe oder

hörte, befestigte seinen einmal gefaßten Entschluß.

Als die Ladi zur Herzogin kam, fand sie sie in Unterredung mit einer Maske, die viel von einem jungen Mann sprach, über den er die Aufsicht führte, die Herzogin sagte ihm so viel verbindliches, daß Ladi Monneville, die Sache für Wahrheit annahm, weil der fremde Herr blos im Gesicht vermummt war — aber, sagte sie, wenn ihr Untergebener so liebenswürdig ist, wie Sie ihn schildern, muß Ihnen sicher Ihr Amt mehr Vergnügen als Mühe machen.

Meine schöne Ladi? erwiederte die Maske, sie sind vielleicht immer ein sehr folgsamer Zögling gewesen, aber mit allen ists nicht so: das Amt eines Hofmeisters bringt gewöhnlich für die größte Verantwortung, Mühe und Sorge, nur den erbärmlichsten Lohn; die Jugend, ist stolz, eitel, unvorsichtig; und weil Kopf und Herz zu warm sind, kochts gar leicht über und über.

L. M. Sie scheinen mir, mein Herr, noch nicht so weit über die Jahre der Jugend zu seyn, daß diese Fehler ihrer Laune unerträglich fallen müssen.

S. M.

S. M. Schöne Ladi, ich habe nur Gedult mit den Fehlern der Damen; wenn sie sich meiner Führung anvertrauen wollen, werden Sie mich an Gedult und Gefälligkeit unerschöpflich finden.

L. M. Das Anerbieten, mein Herr, muß ich Sir Monneville bekannt machen, ehe es mir erlaubt ist zu entscheiden, ob ich Ihre Güte auf die Probe setzen darf; sollten sie aber alsdenn eine abschlägige Antwort bekommen, so darf es Ihnen nicht reuen, weil ich in vielen Stücken, einen ungezähmten Eigensinn besitze.

Die Maske entfernte sich, um Sir Monneville über die streitige Sache zu fragen, und die Ladi ward nicht wenig geschoren, als man erfuhr, daß sie wirklich ihren Gemahl nicht gekannt habe.

Der Herzog tanzte mit Ladi Monneville, und Fr. Durville gab sich alle ersinnliche Mühe, mit Sir William Durcy eben so gut zu tanzen, als Isabelle und Fr. Crousset, die in dieser Kunst eine meisterhafte Fertigkeit hatten, aber es wollte doch nicht recht gehen.

Durcy, der das Auge immer nur mit Mühe von der Ladi abzog, machte einige Fehler, die seine Ungeschicklichkeit nicht veranlaßten; im Begrif

Isabelle aus der Hand des Herzogs aufzufordern, erhielt er die Gewalt über sich, sich zu Fr. E. Crousset zu wenden.

Ladi Mainville beschloß eben eine kleine interessante Unterredung mit der Herzogin, als zwey Juden die Nachricht brachten, daß der fremde Herr den S. M. im Duel erstochen, und sich jetzt die Erlaubniß ausbäte, der Ladi aufzuwarten. Als sich die Intrigüe erklärte, die viel zu lachen gab, war einer von den Juden Hr. v. Coumont und der andere Sir Mainville.

Bald nachher endigte die Maskerade, die Herzogin rief noch L. M. einen Augenblick in ihr Cabinet, umarmte sie, versprach ihre Freundschaft, und befahl der Ladi, ihr oft zu schreiben. Darauf beschenkte sie jedwede Dame mit ihrem Miniatürgemählde, die Herren erhielten vom Herzog einen Ring, und nun ward alles nach Stand und Würde beurlaubt.

Hat diese Maskerade in ihnen den Wunsch nicht vermindert, eine anzusehn, meine jungen Leser, so kann das dem Verfasser in der Hinsicht nicht gleichgültig seyn, weil er den Endzweck erreicht hat sie zu amüsiren. Unterdessen mag er sich so wenig auf ihre Kosten belustigen, daß es ihm

schwer

schwer fällt, ihnen zu verschweigen, "wie kecke "Dinge in der Welt, mit eingerechnet die Maske- "rade, sich am besten in einem Roman ausneh- "men." In der That und Wahrheit bringt man sich selbst allenthalben mit, und wenn man in der Kun- de aufrichtige Bekenntnisse erwarten dürfte, so würde sich in großen Gesellschaften die eine um ein paar ungewaschner Manchetten willen, eben so un- glücklich fühlen, als die andre, aus Mangel an Unterhalt für ihre Familie, und die dritte, weil ihr der kleine Amor einen schlimmen Streich spielte.

L. M. Die Fr. Durville, gar nicht nach ih- rem Sinn gefunden, hatte sie zwar sehr frenndlich, aber nicht vertraut begegnet, wozu sie denn, durch eine erst stolze Aufnahme, gute Gelegenhett bekam.

Kurz, ehe sich die Maskerade endigte, gab Fr. Durville der Ladi schnippisch zu verstehen, daß der schönste Ritter, den sie je gesehen habe, mehr fei- nen Geschmack zu haben schien, als Msr. Bon- fort — es ist darum noch nicht entschieden, wer am richtigsten urtheilt, erwiederte Ladi Monneville.

Isabelle, die, nach der Unterredung mit dem Spanier, mehr aufgeräumt schien, als sie es war, schlief in den 3 Stunden, die dazu übrig blieben, fast gar nicht, sie wiederhohlte sich unauf-

hörlich alles, was ihr Bonfort gesagt hatte, und freute sich auf die nächsten 2 Wochen, die sie noch im Vaterlande größtentheils bey Hr. v. Caumont zubringen sollte. Endlich im Wagen, überließ sie und Fr. v. C. sich dem Schlaf; bis sie von einem Geräusch geweckt wurden, was Freude verkündigte, ihre Männer, Hr. v. Rosiére Hr. Bonfort und Hr. Arnaud, machten diesen Lärmen, indem sie sich einander entgegen riefen.

Diese Gesellschaft blieb so lange S. M. sich noch in Frankreich aufhielt, bald hie, bald da, unzertrennlich beysammen. Fr. v. Louremont war eingeladen, kam auch, stutzte nicht wenig, als sie Bonfort fand, ward mit Achtung begegnet, aber ob sich gleich L. M. noch immer für sie fürchtete, durfte sie doch nichts einschränken, und mußte allen in Ruhe ihr Steckenpferd reiten lassen.

Fr. v. C. und Ladi M. die sich gar nicht verliessen, nahmen Bonfort oft mit sich, wenn der nach der Maskerade und durch alles was er sah, viel ruhiger geworden, und beynahe in dem Stande der Erwartung zurück versetzt war, in dem er vor der Reise nach Spanien lebte, er betrug sich untadelhaft gegen seiner geliebten Isabelle, und gab ihr einen Theil ihres Muths und ihrer Heiterkeit durch seine veredelte ruhige Empfindung wieder.

Sie haben mir ja, sagte Bonfort, einmal noch gar nichts von dem schönen Ritter William Durcy gesagt. der wie Sir Mainville in Frankreich gebohren ist, und in Engelland bey Hof dient.

L. M. Ach, von der traurigen Figur, das wäre der Mühe werth, die Zeit damit zu verderben.

Fr. v. C.
Hr. B. } traurige Figur?

L. M. Ja wohl, sie hätten ihn sehen sollen, den Schulmeister; ich muß noch lachen, sie wissens ja, Liebe — läßt sich mir vorstellen — und steht da — indem sie ihn nachäfft — bis ihn, dem Himmel sey Dank, Sr. M. fortschob; der wohl ein bischen verlegen war, wie sich sein Freund so hölzern nahm.

Bonfort glaubte, es stecke ein Irrthum darhinter, ich kenne Sir William, das ist ein allerliebster Mann, nichts weniger als hölzern, er ist noch bey Hof, und man hat überall von seinem Witz und seiner angenehmen Manier auf der Maskerade gesprochen.

Fr. v. C. Ich weiß wohl, liebe Isabelle, daß wir über den Schulmeister lachten, den sie mir beschrieben, aber sahen sie Durcy nicht nachher?

 wirk-

wirklich ein vorzüglich schöner angenehmer Mann!

L. M. Das habe ich wirklich nicht bemerkt; wenn ich von S. W. höre, denke ich immer an den Schulmeister. Ha, ha, ha, ha, ha!

B. Nehmen Sie sich nur in Acht, liebe Cousine, daß Sie nicht einmal, neben Sir W. dem Schulmeister, vergessen werden.

L. M. Bonfort! ich dächte —

B. Ja, ja, Liebe! Sie verdienen, daß ich S. M. erzähle, wie blind und taub sie ohne seine Forderung gegen Schönheit und Vorzüge sind. —

Bonfort, verlies die Damen wirklich; erzählte Sir Monneville was vorgefallen war, und natürlich gab dies Anlaß zu einer aufgeräumten Unterredung, als sich die Ladi wieder in der Gesellschaft zeigte.

Wir sind von Natur so weichherzig, daß wir von keinem Abschied reden können; und unsre Leser, so viele sich darunter finden mögten, die eine Gelegenheit zum Weinen nicht gerne aus der Acht lassen, müssen uns verzeihen, daß wir Isabellens

Abschied aus dem Vaterlande, so kurz machen als Herr v. Monneville, der kein Freund der Thränen war, die nichts einbringen.

Indeß wird es jedem begreiflich seyn, wie beklommen sich der Ladi kleines Herzchen fühlte, und wie sie der inneren Bewegung willen, der sie keinen Ausbruch verstatten durfte, alles was ihr auf der Reise vorkam, von den vortrefflichsten Dingen an, bis auf die verwerflichsten herunter, mit einer Gleichgültigkeit ansah, die kaum Diogenes mit aller Ueberzeugung von Nichtigkeit der menschlichen Dinge, würde behalten haben, wenn er im Anfang December 1197. die Reise aus dem Herzogthum Burgund nach Londen gemacht hätte.

---

5. Capitel.

Für neuvermählte Damen.

Endlich erreichte die Ladi die Hauptstadt London, ein banger Schauer überfiel sie, als sie ins Stadtthor fuhr, und er hatte sie noch nicht verlassen, wie sie in ihre neue Wohnung trat. Wie man London für eine schöne Stadt halten, und besonders ihre Zimmer sehr hübsch finden konnte, be-

griff sie erst viele Jahre nachher. Damals schien ihr alles, was sie umgab, finster, unangenehm, und die hohen Häuser von denen sie sich umgeben sah, die Einschränkuug die sie allenthalben antraf wo sie hinblickte, war nach ihrem Bedünken, das redende Gemählde einer fürchterlichen Gefangenschaft, in der sie sich ohne alle Bekannten sahe, als Sir Monneville und zwey junge Narren, die sie einmal zufällig bey Herr von Rosiére vorgefunden, und mit vieler Mühe einige Stunden ertragen hatte.

In dieser unglücklichen Stimmung zog sie ihren Blick von den Vorübergehenden ab, auf den sie ihn einige Minuten gedankenloß geheftet hatte, und warf ihn flüchtig auf alle Gegenstände des Zimmers umher, was Sir Monneville kurz vorher verließ. Hier ward sie auf einem Tisch ein Buch gewahr, was sie der Form nach für eines ihrer Lieblinge hielt, voll des Glaubens, — so gut wie wir, daß man bey nichts so leicht, als bey einem guten Buch alle seine Sorgen verschmerzen kann, — eilte sie dem Tischgen zu, um sich durch Lesen zu vergessen, — aber leider! war das Buch ein Kästchen, und unsre Ladi blieb sehr unzufrieden in einem kleinen Nachdenken stehen, was sie wol am besten thun könnte, da ihre einzige Hoffnung vereitelt sey?

Es

Es war noch frühe am Tage, als sich Ladi Monneville bey dem kleinen Kasten, der sie getäuscht hatte, an andere Kisten und Kasten erinnerte, in denen es wol eben nicht am ordentlichsten aussehen möchte; sie gieng daher hin, theils häusliche Anordnungen zu machen, theils welche auszuführen. Und wie Sir Monneville von einem Geschäffte nach Hause kam, indem er den Augenblick nach seiner Ankunft war gerufen worden, fand er zu seiner großen Erbauung alles mit Aufräumen beschäftiget, und was seine Bequemlichkeit erforderte, völlig eingerichtet.

Die ersten Eindrücke sind so leicht nicht zu tilgen. Die Frau ist der Hochachtung ihres Mannes auf immer gewiß, die von Anfang für eine räthliche Haushälterin von ihm angesehen wird, so wie es für die auf immer ein bischen mit der Hochachtung hapert, die im ersten Jahr in diesem Punct Prise über sich giebt. Herr von Monneville hielt seine Gemahlin von der Minute an, wo er sie so beschäftiget fand, für eine Frau, die ihre Pflichten in aller Hinsicht kannte, und traute sich niemals über den Gang des Hauswesens mit Galle zu raisonniren, zu brummen, oder der Ladi auf irgend eine Weise in dem Damenstück oder Küchenrecht einzugreiffen; wie vielleicht dann und wann möchte geschehen seyn, wäre das Kästchen questionis,

wirklich, — wir wissen nicht genau welches, — poetisch oder romantisches Werk gewesen..

Da unser Wunsch nun schwerlich hinreichen wird, jedes Buch Schreib- oder Nähzeug, was die lieben Damen zur Zeit angreiffen, in ein Kästchen zu verwandeln, empfehlen wir ihnen gehorsamst, diese mitgetheilte Anekdote aus dem Leben der schönen Ladi, zum gütigen Andenken, indem wir recht sehr bitten, eben so viel scharfsinniges Nachdenken über die Wirkung dieses glücklichen Zufalls anzuwenden, als Ladi Monneville, die nie aufhörte, ihn zu ihrem Vortheil zu nutzen.

Hier ward Isabelle abgerufen, um ihrem Gemahl bey der Collation Gesellschaft zu leisten und ein paar Freunde desselben, Sir Gondfrey Burton und Sir John Streison, zu bewillkommen. Beyde gefielen ihr gar nicht, eben so wenig die Nothwendigkeit, ihre Arbeit im Stiche zu lassen, die sie gerne vollendet hätte; dem ohngeachtet nahm sich Ladi Monneville mit einer freundlichen Gefälligkeit, die nicht Verstellung, sondern Bewußtseyn ihrer Schuldigkeit war, ihrer an. Wäre sie eitel gewesen, so würde der aufrichtige Beyfall dieser jungen Männer, Ladi Monneville ihre Aufopferung reichlich belohnt haben.

Der

Der Ruf dieser reizenden Französin, brachte nicht nur in den nächsten Tagen, die beyden Gecken, die sie in London kannte, sondern von Neugierde getrieben, sehr viele andere zu ihr hin, die sie nicht kannte. Weil nun Lavater und die für ihn geschworen haben, auch behaupten mögen, daß der Mensch keinen sichern Stempel seiner Empfindungen trägt, und der vernünftige Mann sehr oft, dem äußern nach, mit dem Narren zu verwechseln, selten aber auf dem ersten Blick infalliblement für seinen wahren Werth zu unterscheiden ist; so stieß die Ladi mit ihren Urtheilen bey sehr geringer 18 jahrigen Menschenkunde so vielfältig an, daß sie alle Lust verlohr, Sir Monneville etwas weiter von ihren Meynungen — die Herren und Damen betreffend — zu sagen, die sie zu sehen bekam. Die Männer, die Weiber, die Mädchen, die schöne Stadt London, und deine auserlesenen Zimmer, dachte sie heimlich, alles ist, eins so uninteressant, so unangenehm wie das andere; es war ein Glück für die Ladi, daß sie sich einer Frau erinnerte, die nie von etwas anders sprach, als von dem Ort, den sie verlassen hatte, und der Menschen, die ausser sie niemand kannte; sonst wäre sie eine lebendige Relation aus der Ideenwelt für andere ihres Gelichters geworden.

Es ist in der That eine empfindliche Situation in einem ganz und gar fremden Zirkel von Menschen

schen versetzt zu werden, und an einem uns völlig unbekannten Ort leben zu müssen. Sein Vaterland verlassen, mit ihm seinen verjährten Sitten, Gewohnheiten, ja gar der Kost entsagen, die einem schon vom Kinderalter her lieb ist, um so zu essen, wie andere es für gut finden, um Gewohnheiten anzunehmen, die manchmal lästig fallen, und Sitten nachzuahmen, an denen uns vielleicht mehr wie ein Punct als lächerlich auffällt, behält unleugbar, auch denn noch etwas bitteres, wenn wir aufgenommen werden, wie die Engel im Himmel die Landessprache vollkommen inne haben, und Menschen antreffen, die nach unserm Sinn sind. Ist aber denn ein unbeschreiblich peinlicher Zustand, wenn wir ungerne sehen werden, mit niemand sympathisiren, oder unvermögend sind, uns auszudrücken; unterdessen weiß der Verfasser aus Erfahrung, daß es bey diesem Uebel so wenig wie bey irgend einem andern nützt, die große Trauer anzulegen, und daß in einem fremden Lande wie in fremden Gesellschaften, derjenige immer am besten durchkömmt, der den guten Vorsatz faßt und ausführt, jedes Ding von der besten Seite anzusehen.

Unglaublich darf es jedem scheinen, daß die Menschen, die ihm fremd sind, und die Gebräuche, die ihm auffallen, ganz und gar kein reelles Gute haben sollten? In dieser Voraussetzung liegt der

Keim

Keim zur Aussöhnung mit allen Unannehmlichkeiten einer uns neuen Welt; ein bischen Ueberwindung, Gedult und vernünftiges Forschen lehrt bald, daß die Erde allenthalben des Herrn sey, im Herzogthum Burgund sowol, als im Königreich England, Unkraut und Weizen trage.

Die Fr. Herzogin Mathilde, die uns hier eben zu rechter Zeit ins Gedächtniß kommt, erzählt an einer Stelle ihrer Memoiren: sie wäre einen Tag aufs Land gefahren, und habe einen jungen Edelmann in ihrem Gefolge gehabt, der Flandern sehr ungerne verlassen, und aus Nothwendigkeit in die Dienste des Herzogs Eudo getreten sey. Bey aller natürlichen Munterkeit, sagte sie, die man an ihm bemerkte, sprach er wenig, sah unzufrieden aus, und machte manchmal meine Mädchen fürchten, daß er an Gram sterben würde, weil er am liebsten allein seyn mochte, und ganz versunken saß, wenn sie ihn irgendwo überraschten; ich sah nach der Collation, daß er etwas auf ein Täfelchen schrieb, was an der Wand hieng; neugierig seine Gedanken zu wissen, schickte ich jemanden hin, zu sehen, was es sey, als er sich gleich naher entfernt hatte, es war nichts als: Gedult, Vernunft und Zeit. Ich bat den Hauswirth, dies Täfelchen niemals wegzunehmen, und die Worte zum Andenken meines Willens immer stehen zu lassen, denn sie gefielen mir sehr wohl.

Zwey

Zwey Jahre nachher hatte Rougnoi in des Herzogs Dienst viel Glück gemacht; und weil er von den Vorzügen meiner kleinen Crousset eben so eingenommen war, als sie von ihm, willigte mein Gemahl in ihre Vermählung, zufällig fuhren wir wieder an denselben Ort, wo er zwey Sommer vorher so besonders traurig gewesen war. Der Wirth erinnerte mich an die Tafel, und zeigte mir, daß er meinem Befehl gehorcht hätte, Rougnoi, sagte ich, besinnen sie sich wohl, daß sie dies geschrieben haben?

O ja, versetzte er, sehr gut erinnere ich mich, es in einer Zeit geschrieben zu haben, wo ich voll vom Gefühl des innigsten Schmerzes, an alle glückliche Aussicht auf die Zukunft verzweifelte. Fremde Raisonnements schienen mir kahle Tröstungen, und meine eigne ließen mir die Empfindung nie zur Hälfte ausdenken. Wir assen, wissen Ew. Durchlaucht, an verschiedenen kleinen Tischen, an dem meinigen sollte jeder Gesellschafter eine Gesundheit ausbringen, ich wußte nichts zu sagen, als die Reihe an mich kam, der Marquis von St. Pierre flüsterte mir ins Ohr: Gedult, Vernunft und Zeit, macht möglich die Unmöglichkeit. Der Reim gefiel mir zwar nicht, aber ich fand mehr practischen Verstand in seinem Sinn, als je in zwey Strophen ungeräumte Poesie mag zu ergrübeln seyn —

die

die ich beyläufig nicht gerne lese, weil ich mir nicht gerne den Kopf darüber zerbrechen mag, wie die Dinge, die gar mit der Sache nicht zusammen passen, nach Ersteigung vieler Felsen, Fahrten in Abgründe und auf dem brausenden Meere, Eichen, Sturmwinde u. s. w. bey dem einem die Haare zu Berge stehen, endlich aus dem Wege geräumt werden sollen, damit doch auch von dem Gegenstande geredt werden kann, dem es eigentlich gelten soll.

Gedult, Vernunft und Zeit macht Unmöglichkeiten möglich. Das Motto fiel mir mit seiner ganzen Stärke auf, schien mir der erste Trost für ein blutendes Herz; ich nahm ihn willig an, und blickte dem Marquis fester ins Gesicht als ich sonst noch gethan hatte. Nach der Mahlzeit, gieng ich eine Strecke mit ihm spazieren. Marquis, redete ich ihn an, ihre Züge scheinen mir bey aller Freundlichkeit, die sie belebt, Spuren des Grams zu tragen; haben sie je die Wahrheit von dem empfunden, was sie mir ins Ohr sagten, so erklären sie mir aus Mitleid, wie man ihren tröstenden Rath am besten anwendet?

Die Sache, erwiederte er, mein lieber Rougnoi, bedarf keiner Erklärung, — falls sie nicht den Willen haben, sich in den Grund zu bohren,

 oder

oder sie bey Leibesleben als ein Taugenichts oder ein Narr in di: Luft zu sprengen, das ihnen contrairer Wind in die Seegel bläst, — so erklärt sichs von selbst, daß sie gedultig laviren müssen. Setzen sie sich in die Caijüte und berechnen ihre Fracht, so wird ihr Fahrzeug bald leck werden. Heraus aufs Verdeck mit Ihnen, das Tackelwerk frisch mit Vernunft gerichtet; so werden sie schon sehen, daß es da was zu thun giebt, was ihnen den Dreidecker, dem sie nachseegelten, aus dem Gesicht bringt. Wenn denn einmal eine Kapergalliotte auf sie ein bombardirt, so donnern sie mit allem Geschütz dagegen bis sie unter Wind sind, eh' sie auf- oder umsehen, werden sie im Hafen seyn, und vielleicht noch eher wieder auslagen können, als wenn ihre Freqatte ohne Attaque geseegelt hätte.

Fest entschlossen, dem Rath des Commandeurs zu folgen, schrieb ich diese Worte an die Tafel. Es ist nicht zu leugnen, daß mich der Marquis noch durch manches Fahrwasser lootste, aber im ganzen habe ich gefunden, daß sein Compaß auch ohne Lootse richtigen Seestrich hält. Die Herzogin setzte noch hinzu, daß der alte Commandeur über diesem Vorfalle recht in der Mode gekommen sey und bey Hof eine Zeit die Schiffsausdrücke so geherrscht hätten, daß sie gefürchtet habe, man

wür-

würde den bon ton ganz darüber vergessen; da er sich dennoch bis zum 18ten Jahrhundert erhalten hat, hoffen wir, er wird noch einmal aus der Asche so vieler Dinge hervorgehen, die sich mit dem himmelschreyendesten Unrecht seines altadelichen Titels anmaßen.

Ich glaube nicht, theure Leser, sie durch meine Disgreßion so weit von der Ladi Monneville abgebracht zu haben, daß sie mit Hrn. v. Boug. denken, sie müßten über ein Felsengebürge wieder zu ihr hinklettern? wenn Ihnen aber einfallen sollte, mich mit den eignen Memoiren der Herzogin von Burgund zu steinigen, so darf ich Ihnen sagen, daß wir so weit nicht vom Zweck gekommen sind, und die Geschichte des Hrn. v. Rougnoi sehr wohl auf die Verfassung der schönen Ladi anzuwenden ist. Ehe wir uns aber weiter die Mühe nehmen, von derselben ein Wort zu sagen, werden wir uns warlich ein wenig von langer Erzählung ausruhen.

6. Capitel.

Worin die Medisance freylich wol Anlaß, aber keinen Stoff findet.

Wie Ladi Monneville Gardienen den aufgehangenen Schränke ihren angewiesenen Platz verschaft und für das Vergnügen derer hinlänglich gesorgt hatte, die sich gerne spiegeln, auch Canape und Stühle an ihren Ort versetzt waren, suchte sie — wir wissen nicht, ob durch Staatsvisiten, oder auf eine andre, zu ihrer Zeit gebräuchliche Art — die Bekanntschaft der Damen in London auf. Wir sagten schon im vorigen Capitel, daß sie auch unter diesen keine fand, die sie gerade zu, — wie das oft durch ein, ich weiß nicht was, von Annehmlichkeit zu geschehen pflegt — zum sanften Gefühl von freundschaftlicher Interresse an sich gezogen hätte.

Indeß mögen dies andre, beym Anblick der Ladi, empfunden haben, oder sie fühlten sich durch dem allgemein vortheilhaften Urtheil, was die Herren von ihr fällen, durchaus zu der guten Aufnahme verbunden, die sie Isabelle wiederfahren liessen. Warum das? meine schönen Leserinnen: ach, man thut so viel in der Welt aus gefälliger Falschheit, aus der unumgänglichen Verbindlichkeit

der Conectionen, in der Hofnung eines Erfolgs, deren Wahrscheinlichkeit man nicht untersuchte, aus Parallel, gleichförmiger Denkart mit dem Pharisäer im Evangelio, daß sie vermuthlich mit diesen Erläuterungen ihre Frage völlig beantwortet finden.

Die Ladi bemerkte demungeachtet in dieser Aufnahme, eine gezwungene Freundlichkeit, ein steifes zurückhaltendes Wesen, was ihrem Selbstgefühl von Güte und Redlichkeit kein Compliment machte; so gerne wir gesehen, daß sie es über diesen Punkt nicht sehr genau genommen hätte, so war es ihr doch unmöglich, sich so in diesen Ton hineinzustimmen, wie sie hätte thun müssen, wenn ihr Umgang mit den Damen, die sie vorfand, der Aussenseite nach, freundschaftlich hätte werden sollen; aber so oft sie ein dazu abzweckendes Project zu realisiren suchte, fiel der Besuch auf eine Unterhaltung hinaus, deren Sonderbarkeit sie verdrießlich oder zu gähnen machte. Der Ladi Einfälle und Vortrag ward mit einer Miene verworfen, die deutlich genug verrieth, daß eine solche Wendung des Verstandes in London weder zu Hause sey, noch gelten sollte, und man nahm sich nicht selten die Ehre, ihre wunderlichen, aufgeweckten, menschenfreundlichen nnd toleranten Ideen, aus Erfahrung auf eine noch wunderlichere, spitzfündigere und intolerante Weise zu berichtigen.

Ladi Monneville fühlte sich mit einem Wort, unter den Damen in London, im geringsten nicht anders, als ein Sünder, der jeden Augenblick mitten in Gesellschaft der versammelten Gemeine eine derbe Canzelrede risquirt, die er den Umständen nach weder auf sich ziehn noch beantworten darf, und obgleich diese Gemeine ihr mit sehr freundlichen Manieren 10 Plätze für einen anbot, machten ihre reinen Begriffe von gegenseitiger Schuldigkeit, ihre wenige Bekanntschaft mit der Welt, in der man einzieht, um wenn man völlig orientirt ist, nach Seeländischem Gewicht — was glauben wir eben so schwer ist, als das Cölnische — wieder auszutheilen; sammt dem Mangel an Ueberzeugung, es sey Pflicht gegen sich selbst, zu biegen wo aus dem Wege räumen nicht statt findet — eine Sache die Ladi Monneville alles Anschauens von gutem Erfolge an so vielen Exempeln ungeachtet nicht lernen konnte, so lange sie lebte — das sie gegen die englischen Damen bog, sondern ihren Umgang mit ihnen auf die leidigen Erfordernisse der Nothwendigkeit und des Ceremoniels einschränkte.

Sir Monneville, Sir Gondfrey Burton, und Sir John Streison, machten dagegen einen sehr guten Umgang für die Ladi aus, ob er ihr gleich auch in der Hinsicht nicht angenehm war, daß sie kein

kein Weib um sich hatte, der sie ihre feinern weichern Empfindungen mittheilen konnte, sondern genöthigt war, alle die tausenderley Dinge und Gedanken, die nur gegen einander theilnehmendes Weib zu sagen sind, in sich selbst zu verschliessen. Eine Cammerjungfer hatte Ladi Monneville allerdings, doch müssen meine Leserinnen schon gemerkt haben, daß die Bediente hier nicht zum Geheimenrath gehörten.

Sir Monneville und seine besten Freunde (denn das waren Sir John und Gondfrey) legten die letzte Hand an die Erziehung der Ladi, drey Männer, die unendlich viel Verstand, viel Menschenkenntniß besaßen, viel gehöret und gesehen hatten, schenkten ihr auch den Gedanken nicht, den sie sehr oft ergründeten. Die Ladi war mitten unter Schmeicheley und der größten Zerstreuung, in einer fortdauernden Vorlesung von Logik praktischer Philosophie und Menschenkunde. Sir Monneville war im mindesten nicht eifersüchtig, aber Sir John und Sir Gondfrey, die einmal unter dem Schein der Höflichkeit berechtigt waren, der Ladi auf jeden Schritt zu folgen, beobachteten ihre Blicke, Worte und Handlungen mit einer Genauigkeit, deren kaum die strengste Duenna fähig ist! Ladi Morival fühlte sich, in Rücksicht auf ihren Gemahl, äusserst unabhängig, und von Seiten seiner Freunde, in ei-

nem, so strengen Zwang, als Liebe und Eifersucht, immer auflegen können.

Wahr ist's, daß die Ladi richtig muthmaßte, nur diese Empfindungen, könnten die bitter-süssen Aufmerksamkeiten der Freunde ihres Gemahls hervorbringen; denn sie hatten beyde — wie man heut zu Tage sagt, — einen starken Schuß. Allein davon war niemals die Rede, die Meynungen der Ladi, berechtigten sie also nur ihren Gemahl von allen Unannehmlichkeiten, die ihm der Zwang auflegte, indem sich seine Freunde setzten, frey zu sprechen; daß sie ihnen gut begegnen, und hier, so schwer ihr die Verstellung ward, dennoch aber Verstellung gegen sie anwenden mußte, erforderten die Umstände durchaus.

Ladi Monneville konnte — vermöge der guten Meynung, die ein jeglicher Sterblicher, denn am stärksten von seinen Verdiensten hegt, wenn er am dümmsten ist, — unmöglich bemerken, wie alle die herrlichen Anlagen ihres Kopfs und Herzens unter der Ausbildung gewannen, die sie in ihrem Verhältniß allein dadurch bekam, daß sie gerne hörte und sich gerne besserte, — denn wenn sie eigensinnig gewesen wäre, hätten an ihrem Manne und seinen Freunden die vorzüglichsten Eigenschaften zu nichts gedient, als sie für Annehmung oder

Be-

Befolgung derselben zu bewahren. — Unterdessen fühlte sie den Dank, den sie diesen 3 Herren schuldig war, erst als eigne Erfahrung, und mehrere Jahre ihren Verstand zu voller Reife gebracht und ihr die Gefahren hatten kennen gelernt, denen sie ohne alle Aufsicht, als Sir Monneville's Zutrauen bey ihrem ersten Eintritt in die Welt, wäre ausgesetzt gewesen.

Sir Gordfrey und Sir John nutzten nebenher den Geschmack der Ladi an Musik, Mahlerey, Geschichtkunde, und ähnlichen Wissenschaften, um ihre weiblichen Kenntnisse davon, zu gründlichen Kenntnissen zu machen. Ladi Monneville, war mit einigen Hülfsmitteln, im 20sten Jahr schon im Stande, in einer Wüste ohne Langeweile zu leben; hätten Sir John und Gordfrey die zu hell sahen, um nicht ihr ganzes Verhältniß durchzuschauen, ihr das unruhige Sehnen nach selbstgewählter Glückseligkeit benehmen können, was die Jahre der Jugend fast unzertrennlich begleitet, ihre redlichen Wünsche für das beste der Ladi würden es sicher gethan haben; sie hätten sie gerne von der Lehre befreyt, die sie allenthalben fand, ihr gerne alles wahre Glück einer Situation begreiflich gemacht, die bey ihren Lücken dessen sehr viel gab; allein sie konnten weiter nichts als predigen, aufmerksam machen, abwenden, und zwar bey einem Zögling der

sich darauf bezieht; mein Gefühl ist kein Vorurtheil, und auch nicht unrichtig; was aber in diesem Gefühl zu untersuchen und zu verwerfen seyn kann, ist nicht viel zuverläßig dauernde Glückseligkeit zu hoffen. Sir Gondfrey besonders, fürchtete von der Gleichgültigkeit gegen alles, gerade eben so viel, als er von dem Geist und den Tugenden der Ladi erwartete.

Monneville und seine Freunde, so gut wie die Ladi auf ihren Antheil, fehlten nach meinem Bedünken nur in einem Stück; es war der Isabelle das Geschäfte der Wohlthätigkeit aufzulegen, und das Uebermaaß von Empfindung, — was sie aus Mangel an Gegenständen denen sie sich mittheilen durfte, unglücklich machte, — auf den richtigen Punkt des allgemeinen Wohlwollens, und der Menschenliebe zu lenken, die mit Gott und aller Welt aussöhnet, die so vieles so mannigfaltiges, so starkes Interresse giebt, daß daneben kein bitteres Gefühl von Leere statt findet, und das Herz erfüllt genug ist, um, wenn es so seyn soll, von Leidenschaft frey zu bleiben.

Wären die Ritter reich gewesen; gewiß, sie hätten nicht unterlassen, thätig für das Wohl ihrer Nebenmenschen zu sorgen; jetzt fanden sie sich gerade in dem Fall, bey weitem nicht so viel Auf-

wand

wand machen zu können, als andre, und dachten nicht daran, wie leicht es möglich sey von dem ihrigen zu nützlichen angewandten Ausgaben etwas einzuschränken. Gerade so dachte auch die Ladi, die ihren natürlichen Trieb, andre zu erfreuen, daran übte, daß sie im Jahr einige Pfund ohne weitere Untersuchung für einen Gotteslohn austheilte, und ohne andre Mühe als ein Kommt bald einmal wieder, immer sehr arm an Nadelgeld war. In dieser Stimmung war es der Ladi zu verzeihen, daß sie von den Worten: "Es ist leichter, daß ein "Kameel durch ein Nadelohr gehe, als daß ein "Reicher in das Reich Gottes komme," nichts auf sich zog, bis sie erfuhr daß unter dem Ausdruck **reich** verhältnißmäßig alle Menschen verstanden werden, und wir werden in der Folge sehen, daß Ladi Monneville nicht fehlte um zu fehlen.

Aufmerksame Leser müssen uns längst die unwiderstehliche Neigung abgemerkt haben, daß ein jedes Ding — es sey Katzen- oder Krokodillartig — freylich bey seinem gelindern, aber doch eigentlichen Namen zu nennen sey; denn wir halten nicht viel auf Bücher, die sich im schmeichelnden Conversationston mit den Abweichungen vom rechten Wege einlassen, sondern sind dagegen der Meynung, daß allein Wahrheit fähig ist zu bessern. Diese auch ists, die uns antreibt, noch etwas eigentliches von Sir

John

John und Gondfrey zu sagen, damit ein jeder edle, der empfunden hat, wie schwer es ist, Mensch zu seyn, und als Engel zu handeln, den vortreflichen Männern huldige, und im ähnlichen Fall bemüht sey, sie zu erreichen.

Ladi Monneville war, wie meine Leser wissen eins von den weiblichen Geschöpfen, deren genauere Bekanntschaft die schönste Apologie der Neigung machte, die man gegen sie hegte, so gar in ihren Fehlern blieb sie unangenehm ihre Freundlichkeit ihre Güte, siegte allemal über die kleinen Anwandlungen von Laune oder Empfindlichkeit, die ihre Verfassung in sie hervor brachte. Diese durch Willen und Ueberlegung erlangte Sanftheit an einem natürlich lebhaften Frauenzimmer würkte wie Zauber, man war einmal der Sclave der schönen Ladi, und davon galt keine Appellation.

Freylich hielt die Hochachtung der beyden Ritter der Liebe, die Sie für Isabelle fühlten, die Waage; freylich hätten sie nicht getraut sich ihr zu verrathen, ohne ihre Empfindlichkeit zu erregen, und sich zu fürchten die gute Meynung zu verlieren, die Ihnen die Ladi, das wusten sie, nicht versagen konnte, freylich munterte sie sie durch nichts zu Hoffnungen auf — aber wer mit allen diesen Bewegungsgründen zum Schweigen nebst hundert

an-

andern, die sich angeben lassen, Jahre lang mit einer schönen Frau seines Freundes umgehen, sie lieben, sicher von sich selbst, sie nicht fliehen darf, nicht seufzt, nicht mürrisch ist, einzig sein Glück in dem Ihrigen findet, mit ausdauernder Heiterkeit vor ihr erscheint und Vergnügen genug in ihrem Umgang und in ihrer Veredlung sucht; wer jedes Ohngefähr ungenutzt läßt, was Schauspiel, Ball, Spaziergang, Garten, Laube, Mondenschein, Dämmerung, unerwartete Einsamkeit erschaffen, und nie von seiner Empfindung überwältigt, nie zu seinem eigenen Nutzen hingerissen wird, der sage: "ich danke Gott, daß ich bin wie Sir John "und Gondfrey und moquire mich von Herzen über "alle andre Menschen, die nicht fähig sind so unbe- "schreiblich edel zu handeln, als sie und ich."

Doch wir haben unsre unterthänige Zweifel, daß sich so ganz leicht im 18ten Jahrhundert Subjecte finden, die mit gutem Gewissen diese Anrede auf sich deuten können, wenigstens erfordert sie 3 Probejahre, so wie die strengste Erfüllung des angeführten Betragens, auch wird man gütigst begriffen haben, daß Sir John Streison und Sir Gondfrey Burton nichts weniger als Holzäpfel waren.

Sir John suchte so viel Mißtrauen in andre Männer, daß er immer verhütete, die Ladi mit einem

nem in ein genaues Verhältniß von freundschaftlichen Umgang zu bringen.

Einen Abend bemerkte er, daß Milord Barley, ein schöner Mann, dessen Unterhaltung ausgedacht schien, um die Damen zu amüsiren, vertieft Gedankenlos neben der Ladi über saß; dann und wann blickte er furchtsam, ungewiß, auf sie hin, denn saß er wieder für sich, ohne auf jemand zu merken. Ladi Monneville erklärte vermuthlich diese Pantomine so gut wie Sir John; denn ohne etwas für Barley zu empfinden, sahe sie, ihn aufzuheitern, ein paarmal mitleidig nach ihm hin, und sagte ihm bey Gelegenheit einiger Strophen des Schauspiels etwas verbindliches, was zugleich von ihren Grundsätzen zeugte.

Wenn ich mich, redete Sir John Ladi Monneville am folgenden Tage an, dicht neben Sie über setze, und nicht allein Ihnen, gn. Frau, sondern ihrem ganzen Zirkel ohne Worte erzähle, daß ich in Sie verliebt bin, werden Sie mich denn auch mit gütigen Blicken und freundlichen Worten lohnen?

L. M. Sir, wie kennen sie so grausam fragen? Zuweilen tadeln Sie meine unschuldigsten Absichten.

S. J. Was meynen Sie denn wol, liebe Ladi? glauben Sie, daß jeder, der Mitleiden zu erregen sucht, Mitleiden verdient?

L. M.

L. M. Mitleid, Sir, ist zu wenig, um es dem zu versagen, der sich in einer unbehaglichen Situation fühlt.

S. J. Mitleid, liebe Ladi, könnte sehr leicht für Sie den Grund zu einer wirklich unbehaglichen Situation legen; versagen Sie es also ohne Ausnahme jedem, der sie darum anfleht?

L. M. Das wäre sehr hart!

S. J. Und doch sehr nothwendig!

L. M. Sehr nothwendig! ich danke Ihnen für den freundschaftlichen Rath, Sir!

S. J. Danken Sie mir immer im Ernst, liebe Ladi. Wenn Milord Barley, oder irgend ein ähnlicher Mann, Sie öffentlich um Mitleid für seine Liebe anfleht; so versagen Sie es ihm eben so öffentlich, und lachen Sie — versteht sich ohne zu beleidigen — über alles, was er Ihnen sagen kann; denn fände er sie in der Stimmung ihn günstig anzusehen, so würde er, liebe Ladi, bald über sie lachen. Gefallen müssen Sie jedem, die aber, denen Sie gefallen, verdienen dafür keinen Dank. Das Glück, mit Ihnen umzugehen, liebe Ladi, ist Glück genug; wer mehr wünscht, wünscht für sich,

nicht

nicht für Sie; wer es Ihnen sagen darf, verdient nicht ihre Hochachtung, und weil er um seinetwillen ihre Ruhe, ihren häuslichen Frieden zu stöhren sucht, um sie — gewiß Miladi — zu verlassen, wenn ihn eine Convenienz, die seinem Eigennutz schmeichelt, dazu antreibt, verdient er nicht Ihr Mitleid, sondern alle Kälte, deren sie gegen andere fähig sind. Wer sie wirklich liebt, vermeidet Sie, oder verschweigt es Ihnen ewig.

L. M. Es ist eben nichts seltenes, Sir, daß unsere Meynungen verschieden sind; unterdessen deucht mir, über diese Materie mag ich Sie wohl hören; sagen sie mir immer mehr davon, ich will meine Fehler gerne bessern, das wissen Sie, Sie werden darum ja wol nicht denken, daß ich gar keinen festen Gedanken haben kann?

S. J. Um Verzeihung, liebe Ladi, ihr Nachgeben ist Beweiß, daß sie wirklich einen festen Vorsatz haben, stark an dem nemlich Gedanken hängen — daß ich dem Uebermaaß von Güte zu wehren suche, der weiblichen Weichherzigkeit, die sie ohne Leidenschaft und ohne Willen verwickeln, hinziehen und unglücklich machen könnte, das weiß ich, danken Sie mir, so bald die kleine Laune der beleidigten Eigenliebe vorüber ist.

L. M. Reiben sie sich schon wieder an meine Eitelkeit? denn das Wort wollten Sie gewiß brauchen; aber es mag hingehen: ich fühle wohl, daß ich Ihnen und Sir Gondfrey oft Dank schuldig bin, ich muß mir's so gefallen lassen — aber, Herr Hofmeister, wollen Sie auch etwa eine Prude aus mir machen?

S. J. Ey bewahre! lieber beynahe eine Coquette, in so ferne die Weiber dafür gelten, die ohne arg zu seyn fehlen.

L. M. Nun das ist mir doch lieb, denn ich hasse den scheinheiligen Charakter der Pruden.

S. J. Und ich hasse ihn so gar, auch wenn er nicht Scheinheiligkeit, sondern Gedanke des Herzens ist. Sie sollen nicht, liebe Ladi, irgend etwas für gefährlich halten oder ansehen, was es nicht ist — als zum Exempel den anständigen Umgang mit Männern auch dann, wenn sie versichert sind, daß sie Ihnen gefallen. Sie sollen eine Höflichkeit, selbst wenn sie etwas eigentlich für sie bestimmtes enthält, weder spröde abweisen noch ängstlich annehmen, sie sollen nicht für unbedeutende Dinge erschrecken, nicht aus Dingen eine Sünde machen, die unschuldig sind und bleiben können, sie sollen sich, ihre Gesellschaft, ihre Unter-

terredung nicht kostbar machen. Sie sollten, sagte sie vorher, über eine Leidenschaft, die man ihnen verrieth, lachen, ohne zu beleidigen. Die Prude, liebe Ladi, lacht Hohn, und entehrt ihre Denkungsart, in den Augen des Rechtschaffenen, indem sie den zerreißt, der ihr Theilnehmung versagte. Verachtung desjenigen, der für sie eingenommen war, tritt an die Stelle der Zuneigung, erstickt sie schnell und raubt ihr die heimliche Freude ihres Sieges in dem Augenblick, da sie ihn genoß.

Sie sollen sanft bey einer Sache lachen, die sie nicht zum Ernst machen dürfen, und den Mann, der von Liebe redete, durch ihre Güte und ihren Scherz nöthigen, mit ihnen darüber zu lachen, daß er weniger Klugheit und weniger Güte besaß, als sie; sie sollen dem, der sie nicht dauernd geliebt hätte, eine dauernde Hochachtung abgewinnen, indem er sie strenge gegen alle seine Launen und Manieren findet, die eine Consequenz nach sich ziehen könnten, und aufgeräumt, so bald sein Betragen den Ausdruck der Ruhe und Artigkeit hat. Fassen Sie das? Liebe Ladi!

L. M. Den Unterschied des Betragens, lieber Sir John, fasse ich sehr wohl; die Möglichkeit, gerade so zu handeln, wie Sie fordern, finde ich noch nicht; ich fürchte, es ist leicht mitten im Lachen

chen zum Verdruß, oder zur Theilnehmung überzugehen. Helfen Sie mir da heraus!

S. J. Wer sollte Sie, auch um dieser Naivetät des Gefühlvollen Herzens nicht schützen? lassen Sie das Ihrige immer gleichgültig bleiben, so werden sie ohne Mühe ruhig, sanft und heiter, jede Pretension abweisen können, die auf sie gemacht wird.

L. M. Ich glaube freylich, Sir, daß eigne Empfindung, in diesem wie in manchem andern Fall, sehr viel thut — aber —

S. J. Darf ich das unterbrochne aber ergänzen? Liebe Ladi!

L. M. (lächelnd) Nun ja, Sir, ergänzen Sie —

S. J. Aber wenn das Herz einmal mit dem Kopf davon läuft? getroffen? die Ladi nickte. Nun Sir!

S. J. Liebe Ladi, ich glaube an keine Leidenschaft, die stärker ist als der Mensch, der seine ganze Stärke dagegen setzen will.

L. M. Sir, Sie haben vielleicht nie geliebt, jede andere Leidenschaft ist wohl mehr in unserer

Gewalt, als die, bey der wir unwillkührlich nur einen Gegenstand denken; wie der Berauschte den Gebrauch der Vernunft, nicht in unsrer Gewalt haben.

S. J. Liebe Ladi, jede Leidenschaft ist nicht mehr in unsrer Gewalt als die Liebe, wenn wir sie die Höhe erreichen lassen, die uns unfähig macht, Vernunft anzuwenden; wenn man aber weiß, daß ein kleines Uebel sehr arg werden kann, wer wird denn nicht, bey den ersten Anwandlungen zuvorkommen?

L. M. Kann man das immer? Sir!

S. J. Wenn man immer die Folgen seiner Handlungen bedenkt: Ich getraue mir zu behaupten, liebe Ladi, daß auch der allervollkommenste Sie nie um Ihre Ruhe bringen wird, wenn Sie neben dem anziehenden Bilde, was Ihnen vorschimmert, immer den Unwillen Ihres Gemahls, den unausbleiblichen gerechten Tadel der Welt, die Nothwendigkeit hundertfältig zu betrügen denken wollen. Zu dem, liebe Ladi, ist nicht alles Gold was glänzt; unter 100, die Ihnen Liebe vorsagen, ist nicht einer, der etwas anders — ich wiederhole es — für Sie empfindet, als Absichten des Eigennutzes, die ihn vielleicht selbst täuschen. Daß man von

einem

einem solchen Taumel erwacht, begreifen Sie, liebe Ladi, welche unter Ihrer Bekanntschaft, so wenig Werth hat, daß sie verdient, durch wahre Empfindung — denn die allein bringt, meiner Meynung nach, ein gutes Weib nur zum Fehlen — ein Opfer des Leichtsinns und der Unbesonnenheit verlassen, vergessen, und mit alle den heimlichen Grausamkeiten behandelt zu werden, die erloschne Neigung, auszuůben vermag?

L. M. Bey einer solchen Schilderung, Sir, muß einem nothwendig die Gleichgültigkeit so theuer werden, daß man alle Mühe anwendet, sie zu erhalten, wenn man sich in Gefahr glaubt, sie zu verlieren. Ueberdem, weiß der Himmel — mit einer Thräne im Auge — daß es immer mein Vorsatz war und seyn soll, nichts zu thun, was Sir Monneville, oder seine Freunde berechtigen kann, mich mit Unzufriedenheit anzusehen.

In ganz London ließ sich ausser Sir Monneville kein Mensch träumen, daß die Unterredungen seiner Frau mit Sir John und Sir Godfrey einen so ernsthaften – freylich wohl — aber auch einen so kalten Inhalt haben könnten. Die liebe Medisance, fuhr also aus dem Herzen der Hausbediente, — die, wie das auch den besten Herrschaften begegnet, nicht immer alle treu und Plau-

dereyen feind sind — in dem giftigen Erdreich der Wesen, die in guten Häusern ihre Waare theuer an den Mann zu bringen suchen, und wird von Unkrautsliebhabern, so sorgsam beschattet, begossen, gesonnt, daß die arme Ladi in weniger als 6 Monaten nach ihrer Ankunft in London, auf die unumstößlichsten Beweise von der Welt, — von denen die nicht werth waren, ihr und ihren Freunden die Schuhschleifen zu lösen, — für ein Frauenzimmer von sehr zweydeutiger Aufführung erklärt war.

Die Freunde der Ladi in Frankreich — wohin dieser gute Ruf freylich erscholl — fanden in Ihren Briefen glücklicher Weise eine kräftige Widerlegung böser Gerüchte, doch erregten sie oft ihre Besorgniß. Die genauern Bekannten der Ladi widersprachen dem Geschwätz, belachten es, ärgerten sich darüber. Sir John und Gordfrey fertigten einige Spitzfündigkeiten, die man an sie wandte, so fein und nachdrücklich ab, daß man sich nicht wieder an sie wagte.

Ladi Monneville stand da in voller Unwißheit des nichtswürdigen Geklätsches, erschien allenthalben mit der edlen ruhigen Zuversicht des reinen Gewissens und der Unschuld. Man urtheilte daraus, sie hätte es schon sehr weit gebracht.

Doch

Doch wir wollen die medisanten Todten ruhen lassen; sie aber, liebe lebendige Leser, die sie der Schwachheit der Zungensünde unterworfen sind, erlauben Sie uns ein Wort an Sie.

Ich selbst habe durch besondern Zufall einmal erlebt, daß eine Sache, bey der ich den Kopf im mindesten nicht gebrauchte — oder deutlich zu sagen, bey der ich mich einer großen Unbesonnenheit schuldig fühlte — einen sehr glücklichen Ausgang gewann. Die ganze Welt rühmte meine Art zu handeln, und pries die Klugheit, mit der ich die Dinge, die auf einander gefolgt waren, eingeleitet und genutzt hatte. Ich konnte mir oft kaum des lauten Lachens erwehren, unterdessen fand ich keinen beruf, die Leute durch ein öffentliches Bekenntniß von meiner Thorheit klüger zu machen, und dachte, es wäre so am besten.

Kurz darauf begegnete mir ein Vorfall, der mir Einfluß auf meine ganze Glückseligkeit zu haben schien. Keine einzige Leidenschaft wirkte von meiner Seite ein; ich handelte völlig wie ich sollte, rnhig, kalt, bedacht, forderte den Rath meiner Freunde, prüfte und nützte ihn. Wider alle Erwartung fiel die Sache völlig schlecht aus. Man kann nicht mehr getadelt werden als ich es ward. —

Ueberzeugt, daß ich in keinem Stück anders hätte handeln können, verdroß mich zwar das nachtheilige Urtheil, was ich nicht verdiente, aber die günstige Meinung — wenn sie gleich nicht so herzstärkend als dieses bitter war, — tröstete mich desfalls.

Urtheilt die Welt, dachte ich von da an, nach dem Ausgang, nach dem Schein, und nach der Auslegung, die man einer Sache geben kann; so ist es umsonst sich um ihren Beyfall zu bewerben, man wird ihn nie erhalten, darf nie auf Schonung rechnen, wenn man nicht mehr Glück hat als Verstand; ist aber dies der Fall, so lacht man wol, die Klugheit angeführt zu sehn, die von allen authentike Nachricht haben will; unterdessen wiegt da fremdes Lob eignen Tadel nicht auf.

Es ist also kein Mittel als so Schuldlos zu handeln, daß einem jedes bittre Urtheil, jede Medisance, als eine vollkommen gleichgültige Sache vorkommen muß, die nicht Wahrheit, und nicht Kraft genug hat, einem eine trübe Stunde zu machen, und nur alsdenn muß man sich die Mühe nehmen, jemand zurecht zu weisen, wenn er einem so nahe kömmt, daß man seinen Mann nicht verkennen kann. Verzeihen muß man alles, wenn's noch mehr wäre als das Vergnügen zu sprechen;

wer's

wer's kann, suche so gar diejenigen auf, von denen er sicher ist, daß sie ihn dadurch beleidigten und noch künftig beleidigen werden. Aber mancher Mensch, z. E. ein Katholik, der Erzfeind aller Ketzereyen ist, kann das nicht.

Wenn diese Denkungsart, allgemein angenommen wäre, theure Leser, und denn jedermann, einmal im Leben Gelegenheit bekäme, sein Glaubensbekenntniß über diesen Artikel öffentlich abzulegen, so endigten wir vielleicht hier schon unser Capitel, und ließen Ihnen die Anwendung, der vorausgeschickten Sätze, selbst machen, allein die Welt ist einmal so, daß sich über den bösen Gebrauch der Sprache nicht zu viel sagen läßt.

Wahr ist's, daß wer einmal ein Wolf heist, in seinem Leben nicht wieder für ein Schaaf angesehen wird, daß böse Nachrede einem Menschen nachtheiliger wird, als ihm der Versuch der sieben egyptischen Plagen seyn könnte, daß man durch einige Worte zu seiner Zeit jemand um zeitliches Glück, Ehre und guten Ruf zu bringen vermag, ihm alle die Freude rauben kann, die für ihn wesentlich ist; ja daß es sich bewirken läßt, jemanden aus einer Freundschaft zum Feinde zu bekommen, ihn von allen Vergnügen auszuschließen, und ihn, wenn er gleich noch das Brodt behält, was er im Munde

de stecken hat, der Bitterkeiten so viele verursachen darf, daß alle phylosophische und christliche Grosmuth beynahe nicht hinreicht, ihn für Menschenhaß zu bewahren.

Indessen stehen doch auch die Mächtigen, die durch ihre bloßen Unterredungen schon viel zu thun im Stande sind, gegen dem übrigen kleinen Theil des Menschengeschlechts, in einem besondern Verhältniß. Sie sind überall bekannt, gefürchtet, und wie sehr man sie auch fetiren und schmeicheln mag, herzlich gescheut. Sie haben unter allen ihren Freunden keinen einzigen; und ich weiß fast nicht, wenn mir jemals — wofür der Himmel behüte, — die Lust ankommen sollte, jemand im höchsten Grade zu schaden, ob ich ihm etwas anders nachsagen würde, als — er ist Medisant — denn nach meinen Erfahrungen bringt Medisant seyn, um das Vertrauen, das Wohlwollen und die Achtung aller ehrlichen Leute. Andre Fehler lassen sich durch Tugenden verbessern, Schwachheiten vergißt man bey einer Reihe schöner Handlungen; aber auch der Klätscher, wenn er im Schaafspelz einher geht, war einmal als Wolf bekannt, und man glaubt ihm schwerlich, daß er nie wieder beißen wird.

Darum, theure Leser, wenn Sie unwiderstehlichen Beruf fühlen, "nichts zu sagen, als was "die

"die Wahrheit ist," bedenken Sie, nach meinem ganz gehorsamen Autorrath, daß es beynahe eine platte Unmöglichkeit ist, an den Handlungen und der Denkungsart eines dritten, Wahrheit von Lügen, Schein von That bis zum Grad positiver Richtigkeit zu unterscheiden; hauptsächlich da, wo sie es mit klugen Leuten zu thun haben, im Fall ihre eigne Augen sehen, und ihre Ohren hören. Aus schmutzigen Quellen aber, schöpft sich durchaus kein reines Wasser.

Von Herzen gerne verstattet meine Toleranz die Moguerien, die bloß das Aeußre der Menschen betreffen; ich gebe Ihnen daher die reichhaltige Materie des Anzugs, der Möbeln, der Gastereyen und die unbedeutenden Thorheiten preiß, die jemand öffentlich anschlägt. Doch wenn es Ihnen anwandelt, den armen Sünder zum Gerichtsplatz zu führen, und ihm den Staubbesen und Brandmark auszutheilen, um nach der Execution seine Blössen mit dem Mantel der Liebe *) zuzudecken; so erinnere ich Sie hierbey gütigst, daß derjenige der den Staupenschlag austheilt, nicht weniger für entehrt gilt, als derjenige der ihn bekömmt.

Wir

*) Siehe Emerich, aus den Papieren des braunen Mannes, die Beschreibung dieses Mantels.

Wir können dies Capitel nicht besser beschliessen, als mit den Worten Ludwig des 15ten "Mon. Cousin, on à jetté bien des Pierres dans Votre „Jardin aujourdh'ui„ und mit der Replique des Herzogs von Richelieu: „ Sire on y à jetté si fortement „qu'elles sont volées jusque dans les fénéstres de Ver„sailles.

7. Capitel.

Sagt noch etwas von den verschiedenen Ursachen der Menschen.

Sir John und Sir Gondfrey hörten nicht nachtheilig von der Ladi reden, ohne eln jeder für sich zu überlegen, wie dem Uebel, was ihre Freundin betraf, am besten abzuhelfen sey. Sehr genau wogen sie den Nutzen und den Schaden ihres Umgangs mit der Ladi ab. Sir Gondfrey, dem Burtons ganze Denkungsart zu gut bekannt war, um im mindesten daran zu zweifeln, daß er den Fall prüfen würde, der seinem Verstande weniger wie dem Verstande seines Freundes zutraute, beschloß, was es auch kosten möchte, zu handeln wie er.

Sir John, ob er gleich mit einer Verleugnung, die selten Männer in den 20 Jahren haben werden, den Gedanken des tausendfachen Reizes von sich entfernete, den für ihn der Umgang im Monnevilleschen Hause hatte, fand doch, daß die Ladi ohne Vergleich, mehr durch Fortdauer, als Aufhebung desselben gewinnen würde. Er war mit uns der Meynung, daß wenn man völlig schuldfrey ist, es am richtigsten sey, der Medisance dadurch freyen Lauf zu lassen, daß man in seinem Betragen gar nichts ändert, und glaubte ehender, wenn er die Frau seines Freundes verließe, als wenn er sie täglich sähe, möchte man mit Grund etwas nachtheiliges von ihr sagen oder denken können. Wer also die Nebenabsichten konnte gehegt haben, einen Freundschaftsbund zu zernichten, sahe seine Hoffnungen vereitelt; denn Sir John, der sich so leicht nicht trennte, wo er wahren Werth fand, untersuchte bey seinen Verbindungen, die gegenseitigen Schuldigkeiten genau, und kam, nachdem gefunden, daß mancher nur raisonirt, um im Trüben zu fischen, ohne gelaunt zu haben, in Monnevilles Haus, wie er immer gethan hatte. So machte es auch Sir Gondfrey; doch bemüheten sie sich, die Ladi mehr in Gesellschaften zu bringen, und veranlaßten dann und wann auch wol kleine Aventuren, bey denen keine Gefahr war, damit

die

die Ladi und ihre Denkungsart mehr bekannt ward. Die Idee dazu gab folgende kleine Begebenheit:

An einem Tage, nicht lange hernach, nachdem Milord Barley und Ladi Monneville sich in der Comödie gesehen hatten, war Assemblee bey der Ladi; Milord Barley, der viel früher als die andern kam, traf Sir Gondfrey mit dem Schooshündchen der Ladi neben ihr auf dem Canape sitzend an, Sir Monneville in der andern Ecke des Zimmers mit Lesen beschäftigt, und Sir John, der gleich nach Milard Barley gekommen war, ließ sich mit seinem Freunde in eine muntere Unterredung ein.

Milord Barley konnte den Canape, der ihn beym Eintritt im Zimmer alle gute Laune benommen hatte, mit der er gekommen war, nicht wieder vergessen; um aber der Ladi Monneville ihre Sünde recht begreiflich zu machen, setzte er sich, als Sir Gondfrey aufstand, neben sie in einen Lehnstuhl. Ihre Herrlichkeit rekelten sich á son aise, und verriethen in allerley kleinen Manieren, die allein der Stempel des Bon tons entschuldigen kan, so wenig Respect, daß ein vernünftiger Mensch, der in völliger Unbekanntschaft mit diesen Sitten in dem Augenblick hereingetreten wäre, von Ladi

Mon-

Monneville und Milord Barley eigene Gedanken hätte fassen dürfen, so wie dieser vorhin von der Ladi und Sir Gondfrey, betreffend den Schooshund und den Canape. Die Ladi, die einige quere Antworten eingesteckt hatte, denen das Salz fehlte, fand das Betragen des Lords unanständig. Milord, sagte sie, ich bedaure, daß sie Langeweile haben werden; sie sind schläfrig!

M. Schläfrig? nein, meiner Seele nicht — man kann nur nicht das Glück haben — indem er auf S. J. und S. G. sah — so sehr ihren Beyfall zu erhalten als andere.

L. M. Ja so, Milord! Man muß wirklich gestehen, daß der Werth einer so guten Sache ausserordentlich ist.

M. (bitter lachend) Man weiß es, man weiß es, daß sie ihn zu schätzen wissen!

L. M. Ganz gewiß, Milord, mache ich mir eine Ehre daraus, daß man mir so viel Ueberlegung und Dankbarkeit zutraut.

M. (spöttisch) Die Dankbarkeit ist wenigstens gegenseitig.

L. M.

L. M. In so fern natürliche Güte, und eine Höflichkeit, die zur Nachahmung auffordert, Kleinigkeiten nicht unverdankt aufnehmen.

Milord Barley, der vermuthlich epuisé war, fieng an, ein Couplet zu singen, was ziemlich spitzfündig und zu seiner Grille paßte.

Ladi Monneville sann einige Augenblicke nach, darauf sang sie nach derselben Musick eine treffende Antwort.

Milord Barley saß bey dieser Antwort ein Bischen verstummt, doch pfiff er par contenance.

Ladi Monneville, die von Natur heftig war, fand sich ohnehin schon und durch dies pfeiffen — was sie in ähnlichem Fall nicht einmal gegen ihre Cammerjungfer würde schicklich gefunden haben — noch mehr beleidigt; sie fühlte, daß es kochte; schwieg daher, und half sich, wie in folgender Zeit viele Damen gethan haben, damit aus, daß sie ihre Handarbeit mit keinem Auge verließ.

Sir John und Gondfrey hatten alles gehört, sahen, daß es mit der Arbeit viel schneller gieng wie sonst, daß die Ladi glühte wie eine Rose.

Und wie heist denn, fragte der gutherzige Gondfrey, indem er seinen Platz auf den Canape wie-

wieder einnahm, der dritte Vers von dem Liede, was sie eben sangen?

M. B. Es hat keinen mehr.

L. M. Nun, Milord, so werden sie, weil Ihnen die Verse kein Geld kosten, sehr wohl thun, wenn sie noch einen dazu machen, in dem der junge Herr seinen dreisten Vorwurf abbittet.

S. G. (lächend und ironisch) Hat er sich so verplappert, daß er nicht ohne Abbitte davon kommen kann?

M. B. Die Ladi meynts, so muß es ja wol wahr seyn?

Milord Barley behielt das letzte Wort, weil die Ladi, noch ehe das seine gebohren war, aufstehn und einige Damen bewillkommen mußte. Milord Barley bewies den nehmlichen Abend, daß er im hohen Grade zu denen gehörte, die bey möglichstem Mißwachs und theurer Zeit allenthalben Trost in ihren Scheuren zu sammeln wissen. Sir John bekam natürlich von der Ladi einige freundliche Gesichter und Beweise von Achtung, weil er ihr die Wahrheit so treu, so unverkenntlich gesagt hatte, daß sie sich nicht, wie man von ihr erwarte,

verhalten hätte, doch verdroß es sie auch, daß sie mehr Realität hatte, als der Eindruck ihrer Reitze.

Lange behielt die Ladi diese Erfahrung sehr lebendig in ihrem Herzen, und sie erfüllte bey allen Begebenheiten, die das strengste in cognito beobachteten, um nur von ihr bemerkt zu werden, ziemlich genau die Forderungen ihres ganz gehorsamen Dieners Sir John. Ihre Eitelkeit, die nicht unbegränzt war, fand Befriedigung genug, in der allgemeinen Aufmerksamkeit die man ihr bewies, und sie würde so gar gefürchtet haben, durch besondre Gefälligkeit mehr zu verlieren als zu gewinnen, wenn sie auch König Richard damit beehrt hätte, der die Ladi allenthalben unterschied, wo er sie antraf, und ihr oft Geschenke machte.

Doch werden meine Leser das **Aber** der Ladi erinnern, was Sir John ergänzte.

An Richards Hof lebte ein Mann der von Seiten des Herzens und Verstandes mit niemand so gut zu vergleichen ist, als mit Milord Rochester, der sich nachmals unter Karl den zweyten, durch seine heterodoxe Lebensart, durch seine Sonderbarkeit, und über alles, durch seinen Malicieusen Witz, bekannt und berühmt gemacht hat.

Mi-

Milord Clevly sahe Ladi Monneville von Anfang nicht mit Gleichgültigkeit an, aber die Kälte, die das Eigenthum eines Charakters ist, wie der Seinige war, erlaubte ihm, ohne voreiligen Eifer zu handeln, und seinen Plan so anzulegen, daß die Absichten und Endzwecke Sir Johns immer dunkel blieben. Die Denkart, der mit aller Welt im Frieden lebenden aufrichtigen Ladi, war leicht ausstudiert; Sir John mochte, von bösen Ahndungen erfüllt, gerne einmal Milord Clevley nach dem Leben schildern, Sir Gondfrey und Sir Monneville mochten ihm allenfalls beypflichten, Milord Clevley war aber in Gegenwart der Ladi niemals malicieus, erschien als ein Mann von den strengsten Grundsätzen, und reinsten Sitten, wiedersprach nie, als auf die gefälligste angenehmste Art. Begriff die Meynungen der Ladi auf einen Wink; hatte — das mochten die Herren nicht übel deuten — weit mehr Leichtigkeit und Annehmlichkeit im Ausdruck, als jeder andre, sprach von allem und über alles, mit dem Verstande eines Engels. Scheuchte Unmuth und Langeweile, wo es hinkam; nahm das Leben und die Freude der Geselschaft mit sich, wenn er weggieng; wuste der Ladi seine Achtung auf eine so feine, so reizende Art zu erkennen zu geben, daß man nicht umhin konnte den Vorzug, der an ihm — vis à vis eines Frauenzimmers — selten war, — schmei-

chelhaft zu finden, seine Dauer zu wünschen — aber nie gab Milord Gelegenheit, sich durch etwas bestimmteres, auf irgend eine Art abweisen zu lassen, die Ladi Monneville hätte gefällig seyn können!

Milord Clevly, dem es auch an Welt- und Menschenkentniß nicht fehlte, begriff gar wohl den eigentlichen Seelen- und Herzenszustand der schönen Ladi, es kam ihm unglaublich vor, daß Ihre Tugend, und Ihrer Freunde Wachsamkeit unüberwindlich seyn sollten, er meynte nur durch die Methode sey der Endzweck zu verfehlen. Milord hatte in London eine Cousine, ein Frauenzimmer von ohngefähr 30 Jahren, schön und bis auf den kleinsten Charakteristischen Zug eine leibhafte Juno.

Diese Dame war so wohl Ihrer ungeprüften Tugend, die nur ein unglücklicher Ixion zu erschüttern gewagt hatte, als auch der Strenge wegen, mit der sie die Ordnung im Hause erhielt, unaufhörlich das Exempel, was in Gesellschaft liebenswürdiger Weiber, von weniger liebenswürdigen Damen citirt, und als ein reizendes nachahmungswürdiges Muster vorgestellt ward.

Ueberdem stand es im Willen der schönen Gräfin von Exchester mit einem Wort so leicht, wie mit einem Blick jemand an seine Unwürdigkeit in Ver-

Vergleich mit ihr zu erinnern, und ihr Reichthum entsprach vollkommen ihrem hohen Range.

Miladi Monneville konnte sich aller Citationen ungeachtet nicht erwehren, die Vorzüge der Gräfin auf ihren Werth und Unwerth beruhen zu lassen, und sich, wie von meiner starken Beängstigung befreyt zu fühlen, wenn die Strahlen ihrer Hoheit nicht mehr auf sie treffen könnten.

Was hat ihnen denn Miladi, sagte Lord Clevly zu Ladi Monneville, meine Cousine Exchester zuwider gethan, daß sie gar keinen Umgang mit ihr haben?

L. M. Umgang, Milord, erfordert Gleichheit; Sir Monnevils Einkünfte stehen mit den Einkünften des reichen Grafen von Exchester in gar keinem Verhältniß. Doch daran fehlt es gewiß nicht, daß ich nicht der Fr. Gräfin oft aufwarte, um ihr meinen Respect zu bezeugen.

L. Clev. Die Gräfin, versichere ich Sie, wird es gerne sehen, wenn Sie sich von der Menge unterscheiden, und oft an den Tagen zu ihr kommen, wo sie sonst weder versagt ist, noch Besuche annimmt. Haben Sie die Güte das zu erinnern, Miladi; morgen ist so ein Tag; darf man sie erwarten?

Miladi durch die Aufmerksamkeit auf ihre kleine Person geschmeichelt, verbeugte sich sehr tief, und antwortete unter vielen Complimenten bey denen ihr war, wie einem Mann im Brodt und Ansehen, der vom Minister hervorgezogen wird, daß sie sich viele Ehre daraus mache, die Befehle der Gräfin zu erfüllen.

So viel kommt es auf das Air an, was die Leute anzunehmen wissen, daß alle Freundlichkeiten der Herzogin Mathilde von Burgund, der Ladi Stolz nicht halb so viel gewesen waren, als die Rücksicht der Gräfin von Exchester auf Sie. Doch um diesen mehreren Werth eines günstigen Blicks ziehen wir das steife hohe Air, der biedern Güte vollen Freundlichkeit nicht vor, die allein die Herzen um uns her erwirbt und bindet.

Alles Air, was den Gedanken des Selbstgefühls zu verrathen scheint, von demjenigen an, was das Kopfnicken veranlaßt, bey dem die Nase auf einige Zoll mehr steigt als sinkt, bis zu den Reverenzen, die den eigentlichen Sinn einer Reverenz ganz und gar verleugnen sollen, bringt sicher das Blutthermometer, jedes dadurch begnadigt oder beleidigt vom Caldissimo zum Gefrierpunkt, und nur da, wo es in allen Fächern des Kopfs nicht ganz geordnet ist, kann eine ausserordentliche

Her-

Herabstimmung, Freude, oder einen kleinen Wirbel verursachen.

Wir wissen aus der Folge, liebe Ladi, daß wir Ihre Verzeihung dafür erhalten, wenn wir sie im 19ten Jahr ihres Alters nicht von allen Fehlern und Irthümern frey vorstellen, die gewöhnlich die Jugend begleiten, und bey ihren vorzüglichen Eigenschaften des Herzens und Kopfes mehr der gnädigen Tante, als Ihnen selbst beyzumessen waren; darum dürfen wir frey bekennen, daß der Nebel der Leidenschaften der Ladi Monneville auch hier nicht erlaubte, klar zu sehen, und statt sie Milord Cleveys Absicht hätte erkennen können, sie von ihren Bekanntschaften abzulenken, um sie auf eine feine Weise in die Seinigen zu verweben, so daß Sir John und Gondfrey gänzlich aussen verblieben, bemerkte sie einzig das Glück von der Gräfin, so vielen vorgezogen und mit besonderer Gunst beehrt zu werden.

Eigentlich aber war dies der Gräfin von Exchester nicht in den Sinn gekommen. Sie hatte wie alle Damen, denen Herz und Verstand nicht zufällig bey einer vernachläßigten Grundlage, richtige Wegweiser sind, sehr viel schiefe Urtheile in Ihrem schönen Kopf versammelt, diese mit der eisernen Kette des Vorurtheils fast angeschmiedet,

und Ihre unabläßigste Sorge war den edlen Vorrath durch den Drachen des Eigensinns zu bewachen, damit nicht ein Lichtstrahl fremder Ideen eindrang, der das ganze Gebäude Ihrer Tugend über den Haufen warf.

Diese geheime Verfassung der Gräfin, brachte ein strenges Aeussre an ihr hervor, was nothwendig jeden zurückscheuchte, und auch diejenigen Damen, die sie am meisten citirten, mochten für sie nichts thun, als was der Wohlstand erforderte. Diese Cour ausgenommen, sahe sich die Gräfin von Exchester nun oft allein: So lange sie mit der Anordnung, Einrichtung nnd Aufsicht ihres Hauswesens zu thun hatte, giengs noch; weil aber dies bis zum eintönigsten Einerley in Regel und Ordnung war, gab es wenig unterhaltende Beschäftigung darin für eine Dame, der es auch im 12ten Jahrhunderte nicht anständig war, selbst zu kochen. War nun die Gräfin wieder in ihrem Gemach, so kamen natürlich beym Stickrahme auch regelmäßig die Stunden der Langenweile: denn der traurige Labirinth ihrer Ideen, verstattete die Feinheit im Denken nicht, die eine unversiegende Quelle des Zeitvertreibs, bey allen ersinnlichen Geschäften ist. Für die Music hatte sie immer zu wenig Sinn gehabt, um auch nur die ersten Anfangsgründe, auf der Laute zu klimpern, welches für

für ihre Zofen zwar sehr erbärmlich, für Sie selbst aber nicht wenig schön würde zu hören gewesen seyn. Denn alles was sie that, glaubte sie, sey schön.

Die Abhandlung der Stadtneuigkeiten hatten schon so oft mit einer scharfen Nutzanwendung geendet, daß die armen Mädchen — die Cammermädchen meyne ich — lieber sahen, wenn ihre Dame schwieg als sprach, und daher einen Bund gemacht hatten, keine zu erzehlen. Die beyden Fräulein Töchter der Gräfin, ein paar allerliebste Kinder, von 4 bis 6 Jahren, waren so rein gewaschen, so glatt gekämmt, so sauber angezogen, daß es Schade gewesen wäre, dies Werk der Kunst durch natürliche Wendungen aus der Simmetrie zu bringen. Wenn sie also im Zimmer der Gräfin waren, sassen sie mit einer kleinen Arbeit, oder einem sehr reinlichen Spielzeuge beschäftigt, auf ihren angewiesenen Platz, und gaben wenig andre Materie zur Unterredung, als die unausbleiblichen Grimmassen auch der frömmsten Kinder hervorbringen können.

Die kleinen Mädchen giengen aus dem Bette in die Wäsche, aus der Wäsche in die Kleider, denn zum Morgenseegen, so zum knapp abgemessenen Frühstück, so von einer Lehrstunde in die andre, bis zum Mittagessen Zeit war, denn erschie-

nen sie einen Augenblick bey der Mama, die sie während der Cour in Betracht der Reinlichkeit genau untersuchte. Nachmittag gieng es wieder in die Lehrstunden, und endlich wenn diese geendigt waren, in Gesellschaft der Aufseherin zur Mama, bis die dazu bestimmte Zeit verlaufen war, falls nicht eine andere Bestimmung sie hinderte diesen Besuch anzunehmen.

Glücklicher Weise hatte sich doch eine von den schönen Unordnungen für die lieben Mädchen in der Gräfin Haus eingeschlichen, auf die sich mit Wahrheit die Worte des Dichters anwenden lassen: "Vernunft ist das Steuer Ruder, und Lei-"denschaften sind der gute Wind.

Milord Exchester hatte bey einem Kriege mit Frankreich in Coigni ein sehr hübsches und edles Mädchen kennen gelernt. Milord war von der Bekanntschaft zur Liebe übergegangen, und verschwendete alle Künste, um sich beliebt zu machen. Aufrichtig, sagte Mademoiselle de Lüz, Milord in welcher Verfassung leben Sie? man will, sie sollen verheirathet seyn? — nur nicht so betroffen; — Aufrichtigkeit fordre ich; sie ist eine schöne Tugend.

Ja schönes Mädchen, erwiederte der Graf, indem er sich Mademoiselle de Luzi zu Füssen warf, ich

ich bin der unglücklichste Ehemann von der Welt ich bin seit 4 Jahren an der schönen Bildsäule des Pögmations vermählt, die mein Hauswesen mit einer solchen Ordnung regiert, und sich in einer so starken Unfehlbarkeit zu erhalten weiß, daß mir bis auf das Vergnügen versagt ist, sie durch einen Zank in Bewegung zu setzen, bey dem nicht alles Unrecht auf mich zurück fällt. —

Fr. de Luzi lachte überlaut: Sonderbar! sonderbar! rief sie, da ist einmal ein Mann, der über zu viel Ordnung im Hause klagt. Geschwind stehen Sie auf, Milord, Sie möchten Flecken auf ihre Kleider bringen.

Ach, Fr. stampfte der Graf unwillig mit den Füssen, Sie sind so kalt, wie meine Gemahlin was nützt es, Ihnen zum Hohngelächter zu dienen? Er wollte gehen.

Milord, setzen Sie sich ruhig nieder, und erzählen Sie weiter. Denn ein Ehemann, der sich an ein hübsches gutes Mädchen wendet, kommt oft sehr wohlfeil davon, und denn lacht man über sein angethanes Unrecht noch obendrein. Haben Sie Kinder?

Ja, rief der Graf von Excheſter, indem er in einen Lehnstuhl sank, ein liebes Mädchen hat meine

Gemahlin — aber wenn ich denke, daß sie steif und kalt wird wie die Mutter —

Ey nun, so taugt sie wenigstens zur Nonne. Miladi war vermuthlich nicht des Herrn Grafen eigne Wahl?

Der Graf stotterte .... Sie war das schönste tugendhafteste Mädchen in London, meine Eltern wünschten die Verbindung so gut, wie die Ihrigen.

Das ist eine sehr schöne Apologie, Milord, für eine selbstgetroffene Wahl, besser wie Sie je eine für die Blindheit Ihres Amors und die Verwirrungen Ihres ehelichen Herzens machen können.

Es ließe sich leicht darüber eine bessere machen, gn. Frl. Ist der 20jährige Jüngling ohne Mentor fähig, die Eigenschaften zu übersehen, die aus einem Mädchen eine für ihn geschaffene Gattin bilden können? Wie, wenn ihn da gar sein Führer in den Grund stürzt, an dessen Rand er so gerne wandelt? Wird der Mann nicht, wenn seine Vernunft reift, Augen für andere Gegenstände bekommen? und ist es seine Schuld, wenn er den Geist da vermißt, wo er fehlet, da er ihn mit hoher Empfindung schätzt, wo er ihn antrifft?

Ich weiß nicht, Milord, was die Moral ihrer Gräfin dazu sagen würde; mich deucht nein. — Indessen kann ich Ihnen nicht erlauben, die Augen Ihres Verstandes anzuwenden, um Sie durch Ihre Leidenschaften noch unglücklicher zu machen. Ich glaube vielmehr, jedes edle Mädchen, das Sie zu lieben scheint, ist bedacht, Sie um destomehr herabzuwürdigen.

Herabwürdigen! Frl. Sie sind grausam!

Ey nun, Milord, nicht eben auf einmal; sondern so nach und nach, unter der Larve der Verehrung, Freundschaft und erlaubten Freyheit — —

Um des Himmels willen, wenn schiene Ihnen, Frl., Exchester anders als ein guter redlicher Mann einzufallen; der zwar seiner Stärke zu viel traut, weil er seine Schwäche nicht kennt.

Hören Sie, Milord, ich hatte eine Tante, die durch die Liebe des besten Mannes sehr elend ward, weil er ein Mönch war. — Und der vermählte Graf Exchester hat das mit einem Mönch gemein, daß er nicht heyrathen kann.

Ehe er Witwer ward oder geschieden ist!

Auf solche Hoffnungen bauen, Milord, heißt langsam morden.

Die liebenswürdige Luzi war nichts weniger als gleichgültig gegen den liebenswürdigsten und wirklich guten Grafen; doch stimmte sie, die von der besten Mutter erzogen, und so manchen Ritter, Grafen und Priester in seiner wahren Gestalt hatte kennen lernen, durch ähnliche Unterredungen seine Gesinnungen gegen sie, und zwar im Geschmack der Ihrigen von Tugend, Ehre und Schuldigkeit.

An einem Tage fand er sie mit Einpacken beschäftigt. Was ist das? rief der Graf, der sein trauriges Erstaunen weder bergen konnte noch wollte.

Milord, antwortete das Mädchen, Sie werden, hoffe ich, nichts dawider einwenden, wenn ich nach London reise, um die Aufsicht, über Ihre Fräulein Töchter zu führen, da Ihre Frau Gemahlin, wenn gleich noch nicht völlig vom Wochenbett, wieder hergestellt, mir eigenhändig schreibt, daß ich ihr in der Absicht, willkommen seyn werde, weil sie ihre Kinder lieber einem Mädchen von Stande, als einer andern Person anvertraute.

Unbegreiflich! murmelte der Graf mit in einander geschlagenen Armen.

Das gar nicht, erwiederte Luzi. Ihre Frau Gemahlin, handelt aus Stolz, Sie waren geneigt

einer

einer andern Leidenschaft zu folgen, und ich, seit ich nicht mehr befürchten darf, daß mir die Güte nachtheilig werden kann, die Sie gegen mich hegen, so eile die Schuld abzutragen, die mir, — seit ich Eltern, Brüder, Glück und Güter verlor — die mir Dankbarkeit gegen einen grosmüthigen Wohlthäter aufgelegt hat, den ich ganz vorzüglich schätze.

Exchester, der noch nie so viel vortheilhaftes die liebenswürdigen Luzi hat sagen hören, und von Bewunderung staunte, wollte sie umarmen, sie verhindert es aber.

Erinnern Sie sich Milord, sagte sie, daß Sie mir nichts sind, und nichts seyn dürfen, als Freund. Ein Kloster oder eine Aufnahme in Ihrem Hause, ist einzig die Wahl, die mir übrig bleibt. Wenn ich aber, um mehr zu nützen, nach Engelland und nicht in eine Zelle gehe; ist darum mein Gelübde des Gehorsams, der Unempfindlichkeit, und der reinen Tugend, nicht weniger unverbrüchlich, weil ich es einsam meinem Erhalter und dem Andenken meiner Mutter zusagte, als wenn ich es öffentlich auf seinem Altar geschworen hätte.

Daß Milord heimlich ungehalten war, konnte man leicht glauben; indem durch den Widersinn des Schicksals, die Natur auch auf alle erdenkliche

Arten

Arten von Marmorsäulen, Figuren in weiblicher Bildung hervorbringt; indessen konnte er nicht begreifen, wie es besser sey, die edle Luzi so zu lieben, wie sie geliebt seyn wollte. Aber durch den Lichtstrahl von Hofnungen geblendet, den sie Ihn hatte erblicken lassen, suchte er doch alle ersinnliche Künste anzuwenden, die ein gutes und gefühlvolles Weib so schwach machen können, daß der Mann ihres Herzens sich berechtigt weiß, sie eines Fehltritts für Ihn zu beschuldigen; und warlich, diese Grosmuth an Milord Exchester bewieß, daß Frl. Luzi Ursache hatte, ihm Hochachtung und Dankbarkeit zu bezeugen.

Wie die Sache ablaufen würde, wenn Graf Exchester und Frl. Luzi 600 Jahre später gelebt hätten, daß wissen wir gegen die besten Ausnahmen von Regel, nur mit dem alten Sprichwort zu beantworten: "wer sich in Gefahr begiebt ꝛc. ꝛc." rathen daher jedem uns lieben Leser, in keinen Brunnnen zu steigen, oder hohe Leitern hinanzuklettern, deren Steige morsch sind. Mit dem Grafen aber und Frl. giengs zu der Zeit, von der wir reden nun schon ins 4te Jahr so gut, als es bey festem Vorsatz und geläuterter Moral, mit allen Menschen in kritischen Fällen gehen sollte, zum großen Glück der kleinen Betsy und Alwina von Exchester: denn

Frl.

Frl. Luzi hatte der Gräfinn Ihren Werth so einleuchtend zu machen, sich so in alle Strenge Ihrer Gesetze zu fügen gewust, daß sie ihr ganz unentbehrlich geworden war, als — ihr ein anderes Frauenzimmer seyn konnte. Wenn Luzi es auch an Ihrem Theil entbehren sollte, so sorgte sie, daß die kleinen Dingerchen beym Frühstück und Vesperbrodt, so satt wurden, daß Ihnen nach der Mahlzeit nicht gar zu stark hungerte, und wenn sie sich auch selbst wieder waschen oder umkleiden sollte, so waren sie unter Ihrer Aufsicht nie genöthiget, so angepflöckt zu seyn, wie in der Fr. Mutter Gegenwart. Damit den Kleinen dieser Zwang nicht Verstellung ins Herz gab, und die Liebe zur Mama heraus bannte, sagte Ihnen Luzi: Sie müßten von Kindheit an eine gewisse Ueberwindung ihrer Wünsche, ein zurückhaltendes ernstes Betragen lernen. Die Zimmer der Gräfin, in denen alles sehr zierlich und rein wäre, schickten sich am besten zu diesem Unterricht. Die Comödie, die die Kleinen zu spielen glaubten, machte ihnen den Zwang in Gesellschaft ihrer Mutter unschädlich und erträglich. Der Graf allein, der um Luzi ihre ganze Erziehungsart wußte, die sie mit Recht auf eigne Erziehung gründete, lachte oft herzlich, wenn Betsy und Alwine sich in der Stille die Langeweile mit allerley kleinen Possen vertrieben oder übereilt von natürlicher Munterkeit

 schnell

schnell aufsprangen und sich denn schnell ernstaft wieder hinsetzten. Nach alle dem wirkte die Laune der Gräfin und Frl. Luzi Verstand, daß Betsy und Alwina freye, fröliche, und wenn's so seyn sollte, auch sehr anständige Kinder waren.

Luzi verlies die Kleinen in keiner Lehrstunde, wuste es immer so einzuleiten daß Ihnen jeder Unterricht begreiflich und angenehm ward.

Auch hatte ihr die Gräfin, unbewußt der Verbindlichkeit, daß Ihre Vorstellungen, und die Annehmlichkeit Ihres Umgangs in einigen Stücken ordentlich erhielten, wo diese Möglichkeit der Regularität ausser den Kräften und dem Wirkungskreise der Gräfin lag, die wir nach zurückgelegter Disgreßion, so wie sie uns die Einbildungskraft an Ihrem Nährahmen darstellte, wieder aufsuchen wollen.

Wenn's nun einmal unter den 200 Tagen vom Jahr — die noch keine Tage der Comödien, Assembleen und Bälle waren — einen leidlichern für die Hauspersonen der Gräfin gab, so kam an solchen Milord Clevly oder ein andrer eben so naher Verwandter Viscount Strenghs zum Besuch. Denn ausser so genauen Freunden, war der freye Eintritt

tritt in den Zimmern der Gräfin, auf eignen hohen Befehl, allen Mannspersonen untersagt.

Diesmal war es Milord Clevly, der der Frau Gräfinn eine Parthie Schachteln anbot. Sie war aber eben nicht sehr aufgelegt, Plane zu machen, Milord hatte also vielen Zwischenraum zum reden.

Warlich, meine gnädige Cousine, fieng er an, es wäre zu wünschen, daß Sie Ihre Tugend und Verdienste gemeinnütziger machten!

Schmeichler! — — Schmeichler! — Sehen Sie mir die Reinlichkeit, die Ordnung in diesem ganzen Hause an, würden Sie nicht Fürsten wünschen? aber vergebens! denn eine so verständige Aufsicht wie die Ihrige, fehlt ganz. Die edle Zurückhaltung in Ihrem Betragen, der Anstand, voll Würde! und doch läßt alle dieß Außre nur auf den Zustand einer sehr erhabenen Seele schliessen.

Wenn Stand und Erziehung nicht einigen Vorzug für geringere gäben, was nützte es denn, mit edlen Anlagen in einem hohen Range gebohren zu seyn?

Es ist wahr, die alleräusserste Reinlichkeit, wenn gleich nicht in prächtigen Möbeln, traf ich neu-

neulich bey einer Bäurin, und einem sehr edlen Anstand hat eine Schauspielerin, Fr. Britwoorth. Aber so alles vereinigt wie hier. . . . .

Wollen Sie mich aufziehen Milord? Wer heist Ihnen die Gräfin Exchester mit dem niedrigsten Pöbel vergleichen?

Ach, Miladi, Verzeihung für die lebhafte Einbildungskraft, die sich zuweilen in den grausamsten Distractionen verliert. Ich war bemüht, etwas ähnliches an Vollkommenheit aufzufinden, und der Mangel an Gegenständen riß mich zu einem Fehler hin, den Ihre Großmuth vergeben wird. Machen Sie Ihre Tugenden allgemeiner, so laufe ich nicht mehr Gefahr, eine Hirtin neben einer Königin zu nennen.

Die Gräfin machte eine Miene, wie eine Dame von Stande machen kann, wenn sich Stolz, Unwille, und beleidigte Eitelkeit in ihrer Seele mit den Gedanken kreuzen, daß ein vornehmer Mann, oder ein Anverwandter seine gesagte Sottise durch eine Albernheit wieder gut zu machen sucht, an der ihre Ohren so gewöhnt sind, daß sie den Klang der Worte für den Klang vollwichtigen Goldes annimmt. Endlich kams heraus. Hätten Sie nicht noch mehr Lob und Herabsetzung zu vereinen?

Gnä-

Gnädigste Cousine, wie? Ich glaube Sie sind im Ernst ungnädig? Bey allem was Ihnen theuer ist, verzeihen Sie mir das Unglück, Sie ohne Absicht beleidigt zu haben; machen Sie mich nicht zum unglücklichsten aller Menschen —

So! von einem Ende zum andern, von der Beleidigung zu einer Sprache, die bey mir nicht angebracht ist. Stehen Sie auf, Milord, es mag so hingehen, wenn man nur in Zukunft für ähnlichen Auftritten sicher ist.

Milords Dankbarkeit ergoß sich, wie man denken kann, in dem feinen witzigen Lob, was nicht allein auf die Adamskinder weiblicher Gattung allgewaltigen Einfluß hat — Kein Wunder also, daß die Gräfin die Beantwortung der Frage forderte: Wie sie es anzufangen habe, andern Damen ihre Tugenden mitzutheilen?

Milord fand darunter 10 Ursachen gegen eine, daß genauerer Umgang mit einigen, die diese Gnade zu verdienen schienen, der leichteste und bequemste Weg sey, den edlen Endzweck zu erreichen; und auf seinen Rath und Vorschlag ward Ladi Monneville auserseheu, um dem Versuch zu machen, in wie ferne Weiber von anderm Schlage durch Anschauen, Exempel und Gelegenheitslehren zu ver-

vollkommen stünden. Milord machte der Gräfin die Lectionen so pünctlich, daß allenfalls intrigantere Köpfe, als unsere beyden Damen, nichts geahndet hätten, als daß alles Glück und alle Ehre bey der Sache auf ihren Theil kam. Worüber wir aber seine Gaben am meisten preisen, ist, daß er die kalte, strenge mißtrauische Gräfin von Exchester dazu vermochte, ihn zum Aufseher der Ladi Monneville zu ernennen. In dieser Hinsicht war es ihm nicht allein erlaubt bey der Gräfin zu seyn, wenn sie einen Besuch abstatteten; sondern er war auch sicher, dann und wann mit Aufträgen an sie abgeschickt zu werden, um sie in ihrem Hause zu beobachten.

Man möchte beynahe aus dieser kleinen Begebenheit schließen, es sey nicht gut, ohne genaue Prüfung mancher Wahrscheinlichkeiten, alles zu glauben, was Leute von bekanntem Verstande vortragen, weil es der Möglichkeiten gar viele giebt, die sie bewegen können, unsere schwächere Begriffe zur falschen Ueberzeugung zu machen.

8. Cap.

8. Capitel.

Ein Besuch, wie es in der Welt viele giebt.

Das 12te und 13te Jahrhundert versagte den Damen von Rang noch sehr viel von den Freyheiten, die sie heutzutage nicht mehr als solche ansehen; dahin gehörte auch, daß sie ihren Eheherrn von ihren Bekanntschaften, und von den Parthies Nachricht zu geben schuldig waren, die sie wählten und sich zu geniessen vorgesetzt hatten. Wir reden nicht von allen ohne Einschränkung, — das hieße offenbar, den Glauben an Geschichte verleugnen, die wir sehr lieben und schätzen — sondern von den Bekanntschaften, oder Parthien, die der Mann gerne wissen darf, bey denen aber in der Folge viele 1000 Männer nicht um ihre Stimme gebeten wurden und jetzt nicht gebeten werden.

Ladi Monneville unterwarf sich diesem Gebrauch sehr gerne, und ihr Gemahl hätte ganz anders denken müssen, wie er that, wenn er sie nicht selbst daran erinnert hätte, daß sie der Gräfin von Exchester aufwarten sollte.

Am bestimmten Tage also fand sie sich zum Besuch ein. Die Gräfin erhob sich bey ihrem Eintritt im Zimmer ein wenig von ihrem Sitz, und

ihre gezwungene Verbeugung gab der Ladi eine bittere Reue, daß sie sich dieser Ehre ausgesetzt hatte. Man wird erinnern, daß auch sie stolz war, wenn sie es mit Gräfinnen zu thun hatte, daß jede ihrer innern Bewegungen, sich ihrer Phisionomie mitzutheilen pflegte. Die Gräfin, die sie mit den Augen maß, erröthete, wie die Ladi gethan hatte, und sagte mit einer freundlichern Miene, als ihr gewöhnlich war: "Setzen Sie sich, Ladi, es ist "mir angenehm, Sie hier zu sehen."

Ich würde, erwiederte die Ladi, Ewr. Gnaden nicht an einem ungewöhnlichen Tage beschwerlich gefallen seyn, wenn mir nicht Milord Clevley gesagt, daß sie dieß befehlen, und eben auf Heute meine Aufwartung bestimmt hätte.

Es ist auch so recht gut, Milord hat seinen Auftrag ausgerichtet.

Wie ein jeder sich ein Vergnügen machen wird, Ewr. Gnaden Befehle zu erfüllen.

Wie lange sind Sie verheirathet?

Ein Jahr, Frau Gräfinn.

Haben Sie Kinder?

Ich

Ich habe keins.

Und noch keine Hofnung dazu?

Auch das nicht.

Sind Sie aus Burgund gebürtig?

Ja, aus Burgund; bin auch da, weil meine Eltern zeitig starben, von einer Mutter Schwester der Gräfinn von Lauremont erzogen.

Haben Sie kürzlich Nachricht daher?

Noch in voriger Woche erhielt ich Briefe von meiner Tante, und von mehr Freunden, die mir viel Freude machten, die Nachricht ausgenommen, daß die Herzogin am Fieber liegt.

Am hitzigen Fieber?

Wohl nicht ganz, doch soll sie sehr krank seyn; und das ist immer für eine der liebenswürdigsten Prinzeßinnen von ganz Europa zu bedauren.

Ich kenne sie nicht.

Ewr. Gnaden würden Sie nicht sehen ohne sie zu schätzen.

Ihr Portrait habe ich gesehn, da ist sie eben nicht hübsch.

Schön, Miladi, ist sie nicht, die Herzoginn, am wenigsten im Gemählde, was man von den tausendfachen Annehmlichkeiten nicht sagen kann, die Güte, Freundlichkeit und Geist über ein — wenn ich so sagen darf — recht gutes Gesicht verbreiten. Ihr Wuchs ist der schönste und feinste von der Welt, und ihre Sanftheit unnachahmlich. Auch hat sie eine im Fürstenstande ganz seltne Gnade für die, die sie umgeben, vergißt auch abwesend die nicht, die einmal das Glück hatten, sich ihr zu nähern.

Die Gräfinn sah Ladi Monneville an, als dachte sie, welch eine Schwätzerin! Da ist ja auch eine Frl. Durville am Burgundischen Hof, aus die der Herzog viel machen soll, sagte sie, als sie einhielt.

Frl. Durville, erwiederte die Ladi erröthend mit einer verlegen und entschuldigenden Miene, ist sehr schön!

Die Herzoginn hat doch kein Gallenfieber?

So viel ich die Gnade habe Ihro Durchlaucht Denkungsart zu kennen, ist die Herzoginn dafür sicher; auch schätzt sie der Herzog ausserordentlich.

So!

Gelegner konnte Milord Clevley nicht kommen, um von Ladi Monneville, der es auf ihren Standpunkt gar nicht behagte, recht freundlich angesehen zu werden; sein guter Genius ließ ihm diesen Augenblick wählen, und warlich, es wär auch ohne Nebenabsicht Ritterpflicht gewesen, daß er dem angenehmen Geschöpf in der ängstlichen Stunde beystand, die er für sie begonnen hatte.

Aber bald entstand für Ladi Monneville eine neue Verlegenheit. Viscount Strenghs kam mit einer seiner Schwestern, die durch London reißte, die Gräfinn Blyfort, eine 20 jährige Witwe deren Charakter wir nicht entwerfen wollen.

Ladi Monneville wollte Abschied nehmen; bleiben Sie, sagte die Gräfinn, also war nichts zu thun, als auszuhalten.

Miladi Blyfort, und die Gräfinn Exchester, betrugen sich vollkommen so gegen einander, als wäre ältere Bekanntschaft und Gleichheit das einzige Ding auf Erden, was Worte, Leben und Freundlichkeit in Gesellschaft zu bringen vermag. Ladi Monneville war durch den Ton und den Gegenständen der Unterredung eine Zeit davon ausgeschlossen. Indeß nutzte sie die Gelegenheit, Idee von einer Art Betragen zu sammeln, was ihr ganz neu war.

End-

Endlich kam auch Milord Exchester, der sich mit Ladi Monneville, in eine verbindliche Unterredung über die Verdienste ihres Gemahls einließ.

Die Gräfinn Blyfort wandte einmal das Auge nach ihr hin, und glaubte, Milord hätte Mitleid mit der kleinen stummen Frau gehabt. Was machen ihr denn mit dieser hier? flüsterte sie der Gräfinn Exchester zu; das ist Zufall, antwortete sie.

Glücklicher Weise war die Zeit der Miladi Blyfort so präcipitirt, daß sie nicht den gänzlichen Ausgang der Collation abwarten konnte. Milord Exchester, weil er sehr aufrichtig war, und Milord Clevley, weil ihm das viel Verguügen machte, sprachen noch ein wenig von der Gräfinn. Die Gräfinn Exchester, die sehr viel an ihr auszusetzen fand, daß bey dem strengen Modezwang ihrem Anzug ein fond de propreté fehlte, und daß man ihr ein halb Dutzend Liebhaber nachrechnete, äusserte hierüber auch ihr Misfallen.

Es war so Ladi Monneville ihre Weise, die Auftritte im Leben, die andre manchmal in Aerger setzen, comisch zu finden, und grace à Madame de Lauremont sich von unangenehmen Dingen immer etwas heraus zu heben, das sie amüsirte. So bald es dazu kam, hätte sie auch in Gegenwart der

der römischen Kaiserin sich nicht anders als ganz in ihrer liebenswürdigen Natur zeigen können.

Das Etiquette, fieng sie lächelnd zur Gräfin an, fordert, daß ich hier meinen Besuch endige; aber Ew. Gnaden verzeihen, wenn ich ihn noch ein Viertelstündchen verlängere. Es ist gar zu erbaulich zu bemerken, wie himmelweit Milord Clevleys Urtheile von seinem Betragen gegen ein hübsches Frauenzimmer verschieden sind.

Machen Sie, theure Leser, selbst einen beliebigen Commentar über die Meynung der Gräfin, von der dreyfachen Impertinenz der Ladi, die sie ausser einiger völlig säulenmäßigen Pantomine beantwortete, so daß ihre Augen dadurch ein wenig größer wurden. So wie von dem schnellen Uebergang des siegenden Spottes zum gänzlichen decondenancement von Milord Clevleys Gesichtsmuskeln durch die Worte der Ladi abgenöthigt ward, auf deren Seite sich Milord Exchester einen Augenblick durch ein herzliches Lachen hinzog.

Lady, sagte er, es ist wahr daß Ihre Landsmänninnen einen ganz eigenen leichten Ton besitzen, der den Umgang unbeschreiblich angenehm macht.

Frey-

Freylich, erwiederte Ladi Monneville, hat die französische Art zu leben sehr viel Annehmlichkeit, *) man spricht, man spielt, man singt, man tanzt, man lacht, man sagt, was man denkt; ohne daß es jemanden einfällt, darin etwas Arges zu suchen, und die Franzosen, die an jedem Menschen das Gute zu schätzen wissen, haben den Vortheil, daß sie sich nicht bey steifen Ernst und Menschenhaß, einander durch Langeweile tödten.

Die Franzosen, sagte die Gräfin bitter, besitzen viel Etourderie.

Myladi, — versetzte Lady Monneville die über und über erröthete, indem sie sich in Engelland, oder vielmehr im vis à vis der Gräfin einer Etourderie schuldig fühlte — allgemeine Sitte erwirbt ihnen Verzeihung für die Freyheit und Aufrichtigkeit die sie so glücklich macht. So weit aber geht doch meines Wissens die Etourderien meiner Landsleute nicht, daß sie jemals die Absicht aufgeben sollten, den Beyfall der Vernünftigen zu verdienen.

Da

*) Es ist hier nicht die Rede von der französischen Lebensart, die, Dank sey es vielen jungen Teutschen, außerhalb am meisten bekannt ist, sondern von der feinen natürlichen Politur die Leute von Geschmack und Sitten als unnachahmlich schätzen.

Da wirds wohl sehr darauf ankommen Ladi, sagte Milord Clevley, der sich wieder erhohlt hatte, ob Ihre Landsleute einen richtigen Begrif vom vernünftigen Leben haben.

Ich glaube, Milord, erwiedeete die Ladi lächelnd, daß auch der kleinste in jeder Nation, Gefahr läuft bey diesem Begriff anzustoßen. Neigung oder Vorurtheil bestimmen gar zu leicht unsre Meynung übers vorzügliche.

Was meynen Sie davon? meine gnädigste Cousine, fragte Lord Clevley die Gräfin.

Ich bin, antwortete sie, an der witzigen französischen Unterredung nicht genug gewohnt, um mich darin einzulassen.

Ladi Monneville stand auf, um sie davon zu befreyen; aber Milord Exchester, der sichs durch das Betragen seiner Gemahlin mehr wie jemals diesen Nachmittag, in der traurigen Verfassung der bedauernswürdigen Ehemänner unbehaglich seyn ließ, denen bey jedem Wort und Miene ihrer theuren Ehehäften angst und bange wird, dachte eben, bey seiner schönen Gräfin läge es nur am Willen, in der Folge aber verlohr er alle Gedult.

Er

Er führte Ladi Monneville wieder zu Ihrem Stuhl, gönnen Sie uns, sagte Er, noch ein Weilchen von ihrer Zeit, ich werde mir nachdem die Ehre ausbitten, sie zu begleiten.

Milord — erwiederte die Ladi, indem sie auf die Gräfin sahe, — es wird Zeit seyn — — —

Es müste, fiel ihr Milord Exchester in die Rede, einer Dame, die, wie ich weiß von der Herzogin von Burgund so besonders unterschieden ist, sonderbar vorkommen, und einen sehr mäßigen Begriff von der Lebensart unsrer Damen geben, wenn die Ehre, die sie meiner Gemahlin durch einen Besuch erzeigt, ihr nicht durch die möglichst gefälligste Aufnahme vergolten würde, und man sich nicht bemühte, ihr die Engelländerinnen von einer eben so vortheilhaften Seite kennen zu lernen als sie uns in Ihrer Person die Französinnen zeigt.

Die Gräfin biß sich auf die Lippen.

Die Engelländerinnen, sagte Ladi Monneville, indem sie eine Verbeugung machte, haben einen Werth, der unverkennbar ist.

Ihr Herr Gemahl, gnädigste Cousine, sagte Lord Clevley, — dem die Verlegenheit der Damen und der Unwille des Grafen sehr viel Vergnügen ver-

verursachte — ist ein so galanter Engelländer, daß er es mit jedem französischen Ehemann aufnehmen kann.

In der That, Cousin? rief Milord Erchester, es sollte mir lieb seyn, wenn auch andre urtheilten, daß mich niemand in der schuldigen Höflichkeit und Aufmerksamkeit überträfe, die nie verläßt, weil sie aus Güte des Herzens entsteht, und durch die Bildung guter Sitten zur Gewohnheit geworden ist, aber wieder auf den Begriff vom Vernünftigen zu kommen; die Materie ist gleichgültiger und interressant. Wie wärs, wenn ein jeder von uns darüber seine Meynung sagte? die fremde Ladi wird Ihnen sehr gerne den Ihnen gebührenden Rang lassen; Frau Gräfinn, wenn Sie uns die Ihrige zuerst erklären wollen?

Ich habe schon erklärt, versetzte die Gräfinn, indem sie ein weisses Schnupftuch glättete, was sie während der Unterredung aufgefaltet hatte und nun von neuem aufzufalten anfieng, daß ich mich nicht auf solchen Witz verstehe.

Um Verzeihung, Miladi, ich glaubte sie sprächen heute so gerne, wie sonst von der Vernunft, die sie so oft erwähnen. Ladi, werden Sie mir wohl auch ihre Meynung versagen?

Ich fürchte, erwiederte Ladi Monneville, Ihnen nur eine halbe Erklärung zu geben, und dadurch Milord Clevleys Gedanken von meinen Landsleuten zu bestätigen; um aber zu sehen, in wie ferne Milord Recht hat, ihre Begriffe in Zweifel zu ziehen, lassen Sie uns hören, welches die Seinigen vom Vernünftigen sind. Es wird mir nachher sehr angenehm seyn meine Meynung Milord durch die Ihrige zu berichtigen.

Lord Clevley, der nie daran zweifelte, etwas gutes zu sagen, ließ sich nicht weiter zu einer Definition des vernünftigen Menschen auffordern; nichts ist leichter, rief er: ein Vernünftiger ist mit wenig Worten ein Mensch, an dessen Handlungen nichts auszusetzen ist.

Auf die Weise, sagten Ladi Monneville und Milord Exchester, mit Lachen, ist ein Vernünftiger ein Engel oder ein Unding.

Verzeihen Sie, erwiederte Milord Clevley, ein Mensch dessen Handlungen durch eine glückliche Folge zeigen, daß seine Ueberlegungen jederzeit richtig sind.

Milord, versetzte die Ladi schalkhaft, sie führen uns da mit wenig Worten in eine weitläuftige

Unter-

Untersuchung. Nicht wahr, Herr Graf? Milords Zweifel an meine Landsleute hat seine guten Ursachen, und wir sprechen ihn hiemit von weiterer Erklärung frey.

Milord Clevley verlangte nichts geschenkt, Milord Exchester meinte, man müste ihn nicht so leicht davon kommen lassen, aber die Ladi versicherte, sie würde den Lord schon darüber einmal für seine Sünden büssen lassen, und båte jetzt nur um die Meynung des Grafen, weil es Zeit wäre, sich bey Miladi Exchester zu beurlauben.

So ist denn, sagte der Graf, nach meiner Meynung derjenige vernünftig, der den Vorschriften der Religion folgt, ohne an Aberglauben zu kleben, der tugendhaft ohne Vorurtheil ist, der in seinen Sitten und Betragen Verfeinerung annimmt, ohne von der Natur abzuweichen. Der seinen Verstand aufklärt, ohne in Unsinn zu verfallen, der seine Fehler gerne einsieht und bessert, Handlungen nach Wahrscheinlichkeit oder nach Erfahrungen bestimmt: denn was man auch davon sagen kann, halte ich nicht dafür, daß eine glückliche Folge, Beweiß von richtiger Ueberlegung ist, weil der Zufall oft den wesentlichsten Theil an dem Ausgang unsrer Unternehmungen hat.

Ladi Monneville, die da meynte, daß eine gute Sache durch sich selbst schon genug erhoben sey, dankte der Definition des Milords blos durch eine freundliche Verbeugung, und empfahl sich unterthänigst der Grace der gnädigen Gräfinn, der sie nicht zum besten empfohlen zu seyn glaubte. Aller Winke ungeachtet, hatte Milord Exchester einmal seinen Sinn darauf gesetzt, die Ladi zu Hause zu begleiten, und das geschah denn, eben wie wir noch heutzutage erleben, daß die folgsamsten ruhigsten Männer, sich bey einer unerwarteten Veranlassung manchmal independent erklären.

Milord Exchester, bat den, durch diese Höflichkeitsbezeugung gegen seine Frau sehr erfreuten Sir Monneville, um die Erlaubniß eine ihm gemachte sehr angenehme Bekanntschaft in seinem Hause fortsetzen zu dürfen, und versprach der Ladi, ihr eine Landsmänninn in der Frl. Luzi vorzustellen, deren Umgang ihr sicher Vergnügen machen würde.

Frl. Luzi, sagte Sir Monneville, — der es über die Wahl des Umgangs seiner Gemahlinn in Hinsicht der Frauenzimmer eben so genau nahm, als er sorglos über ihren Umgang mit Männern war — mit freundlichem Blick und forschenden Ton.

Ach, Sir, antwortete der Graf aus voller Seele, fürchten Sie nichts, wenn Fräulein Luzi nicht das würdigste edelste Mädchen von der Welt wäre, ich würde nicht wagen, sie ihrer Frau Gemahlin an die Seite zu bringen. Die Uebereinstimmung, die ich an beyden zu bemerken glaube, macht, daß ich beynahe bürgen möchte, Sie selbst, Sir, werden mir für das Geschenk einer Gesellschafterinn Dank wissen, die in allem Betracht eine ausgezeichnete Hochachtung verdient.

Ladi Monneville, die Milord in so gutem Zuge sahe, und große Lust hatte, ihre Landsmänninn zu sehen, half dem Grafen beichten, bis ohngefähr alle Zweifel ihres Sirs gehoben seyn konnten; wie sie Ursache hatte dies aus einer sehr höflichen Einladung zu schliessen, durch die ihr Gemahl den Grafen für die liebenswürdige Luzi, freyen Zutritt in seinem Hause gab.

9. Capitel.

Ehestands-Scenen.

Milord Exchester fand seine Gräfinn, und ihren Vetter noch in Unterredung über die Strophe, die an ihrem Hofe unter den Solimans, einige Jahrhunderte später, auch sehr viel zu sprechen gab: voila comme un petit nés remouché renverse les droils d'un Empire. Miladi, sagte er, um einmal von etwas anderm zu reden, bitte ich Sie in Gesellschaft von Damen immer daran zu denken, daß Sie nicht Fürstinn sind, und daß mir die Airs de hauleur meiner Gemahlin, in den Männern dieser Damen, sehr leicht so viele Feinde geben können, als Baronets, Sirs und Gentlamens im Königreich sind.

Frl. Luzi kam mit dem kleinen Lädies in diesem Augenblick wie gerufen; denn die Conversation, wenn Milord Clevley nicht etwa eine Parthie Schach vorgeschlagen hätte, würde ganz ausgegangen seyn, weil Clevleys Witz stockte, Exchester den Spleen hatte, und die Gräfinn wohl wußte, daß ihr Gemahl zu Zeiten keine Widerrede gestattete.

Wir

Wir lieben eine jede Weise Anordnung, und können es uns bey dieser Gelegenheit nicht wehren, den braven Männern unsern Beyfall zu geben, die ihren Frauen nicht erlauben, das Hausregiment in ein allgemeines Regiment über alles auszudehnen, was ihnen vom Menschengeschlecht bekannt ist; sondern den schwächsten Theil in erforderlichem Fall ein Ziel setzen, was er nicht überschreiten darf.

Fräulein, fieng Graf Exchester an, ich bedaure, daß Sie nicht zu Hause gewesen sind, Sie hätten die Bekanntschaft der Ladi Monneville ihrer Landsmännin machen sollen; aber das ist doch nur ein aufgeschobnes Vergnügen, denn ich bringe Ihnen der Ladi und Sir Monnevils Einladung, Sie zu besuchen. Ich hoffe, Sie werden mir die Gefälligkeit erzeigen, dies bald zu thun, und werde mir die Erlaubniß nehmen Sie daran zu erinnern.

Das wird von der Frau Gräfinn abhängen, wenn ich Ihren Befehl erfüllen darf.

O! ich habe nichts in meines Gemahls Befehle zu reden.

Freylich nicht, Miladi, wenn es Ihnen gefällig ist, mir das Recht der Oberherrschaft aus-

üben zu lassen. Also, liebes Fräulein, bitte ich Sie, Ladi Monneville morgen schon und wenn sie Ihnen, wie ich nicht zweifle, gefällt, nachher recht oft zu besuchen; ich hoffe, Sie haben zu viel Güte um mich, durch einen Eigensinn vergeblich Ihre Gefälligkeit gegen meine Wünsche erbitten zu lassen. Alwina und Betsy gehen mit, und der Wagen ist immer zu Ihrem Befehl.

Frl. Luzi fand in der ganzen Sache viel Latein, noch kannte sie den Grafen nicht so despotisch, sie schrieb der Ladi Monneville diesen völlig entscheidenden Ton zu, und eine noch nie empfundene Regung von Eifersucht machte, daß sie das Auge der Gräfinn, mit einem Ausdruck von Theilnehmung und Aengstlichkeit suchte, die ihr mehr wie jemals die Gewogenheit der Miladi Exchester verdiente.

Frl. Luzi, immer sehr rasch, legte sich vor die Gräfinn hin, diese in vollem bittern Gefühl ihres Leidens, streichelte und küßte sie, beyde verschluckten Thränen, indem sie in abgebrochnen Worten von ganz andern Dingen sprachen, als woran sie dachten.

Der Graf hatte seine Lust an der ungewöhnlichen Herablassung seiner Gemahlin und an den schiefen Urtheilen, die sie und Luci über sich selbst

und ihn fällten; während der Zeit er mit Clevley von Parlementssachen sprach, und mit seinen Kindern spielte. Er ließ die Comödie ruhig fortdauern; seine gute Laune während dem Abendessen, war für seine Gemahlin eine neue Kränkung, für Frl. Luzi ein neuer Grund ihn zu verurtheilen.

Milord Clevley muste so viel Gleichgültigkeit für die Theilnehmenden und so viel Vergnügen an den Uneinigkeiten andrer haben, als er empfand, um nicht in der unaussprechlichen Verlegenheit zu seyn, in der die Wirthe ihre Gäste, durch ein häusliches Ungewitter setzen. Er lies sein Urtheil von der Sache, die er angezetttelt hatte, in suspenso; hofte aber auf jeden Fall, im trüben zu fischen.

Am folgenden Morgen gabs Erklärungen aller Art.

Milord Erchester traf seine Gemahlin, die vermuthlich die Nacht wenig geschlaffen hatte noch immer mit weinen beschäftigt. Aber sagen Sie mir, Miladi, ob Sie gescheut sind? redete er sie an. Mit mehr Nachsicht würde ich sie unerträglich nnd mir mein Haus bey aller ihrer Ordnung und Pünktlichkeit zu einer Hölle machen, die ich fliehen müßte. Ist es nicht die offenbarste Kinderey, sich deßfalls zu betrüben, daß ich eine Billigkeit von Ihnen fordere?

Sie begegnen mir so hart, Sir; so hart sind Ihre Worte nie gewesen. Daß ich solche Härte erfahren muß, habe ich nicht gedacht, sie verdient zu haben.

Wenn Härte in meiner Begegnung ist, Miladi, so haben Sie sie durch Ihren Eigensinn veranlaßt. So schätzbar mir Ihre Person ist, so unleidlich machen sie sich mir und der ganzen Welt durch ihren Stolz und durch ein Betragen, was den ihnen eigenen Verstand nicht beweist.

O das sind Vorwürfe, unerträgliche Vorwürfe, Sir, die weder ich noch meine Familie leiden werden.

Still, still, Miladi! hören sie mich aus; Ihre Kinder und ich sind Ihnen unter allen Familien die nächsten. Ich habe nie Ihren Thorheiten nachgegegeben, und werde es auch dießmal nicht thun. Freylich ist der Fall lichter, wenn ein Theil in Gegenwart von Fremden die Aeusserungen des andern mißbilligen muß; ich werde dieß aber immer weit lieber thun, als Unsinn oder Unarten meiner Gemahlin behaupten; Sie können das Unangenehme, was es für Sie haben mag, wenn ich mich nicht Ihren nachtheiligen Urtheilen aussetzen will, dadurch vermeiden, daß sie künftig einlenken, wenn's noch Zeit ist. Ich gab Ihnen gestern, Miladi,

das

das können Sie nicht leugnen, manche Gelegenheit dazu, ehe ich einen hohen Ton annahm, diesen aber, Miladi, werde ich immer gebrauchen, wenn es Ihnen beliebt, mich aufs äusserste zu treiben, und vielleicht nicht allemal mit derselben Mässigung, denn man kann für seine Fassung nicht stehen. Hier verließ Milord die Gräfinn, die keinen geringen innern Kampf mit beleidigtem Stolz gekränkter Herrschsucht und der ganzen Parade der Empfindungen zu bestehen hatte, die den Menschen so oft das entschiedenste Unrecht für die stärkste Beleidigung ihres Gegners ansehen lassen.

Fräulein Luzi gerieth gar sehr in Erstaunen, da auch sie am Morgen Milord Excher in ihr Zimmer treten sahe. Diese unvermuthete Ehre, Milord, sagte sie, ist völlig wider die Abrede, oder haben sie etwa Aufträge, Milord?

Das kann seyn, liebes Fräulein!

In dem Fall scheint es freylich, daß sie den Vorsatz haben, uneingeschränkt zu gebieten ....

Nun Fräulein! aber —

Frl. Luzi suchte ein Band, als sie dieß gefunden hatte, eine Aigrette, dann wieder das Band, und wieder die Aigrette bey einem Pappkästchen,

dann

dann stand sie ganz finster und trotzend auf einem Flecken und sagte kein Wort.

Aber, fing Milord wieder an, indem er sich setzte, ich habe mit Damen zu thun, die nicht eben sehr geneigt scheinen zu gehorchen.

Frl. Luzi (mit einem Blick von der Seite, wenigstens nicht in unbilligen Dingen): Was würde ich z. E. denn wol unbilliges fordern können?

O die Männer, Milord, können sehr viel! —

Nun denn, Fräulein, ein Briefchen an Ladi Monneville, wenn sie heute zu ihr gehen, ich muß sie wegen des gestrigen unhöflichen Betragens meiner Gemahlin um Verzeihung bitten.

Frl. Luzi spöttisch lachend; Milord, ich möchte mich mit dem Briefe verirren; sie haben Bediente; oder besser, Milord, warum richten sie nicht einen so angelegenen Auftrag selbst aus?

Milord faßte Fräulein Luzi bey beyden Händen, sagte ihr ins Ohr, es ist nicht gut, sich mit euch Weibern in lange Demonstrationen einzulassen; und so warf er einen Zettel ins Pappkästchen und gieng eilig davon.

Als

Als Fräulein Luzi ihm mit dem Zettel folgen wollte, war der Graf längst die Treppe hinab, hätte sie auch ihre Delicatesse überwinden und das Briefchen in Milords Zimmer legen wollen, so fand sie es verschlossen, den Grafen sahe sie ausreiten, und unmöglich durfte sie fragen, ob etwa einem Bedienten der Schlüssel zu seines Herren Stube anvertrauet sey.

Unter diesen Verlegenheiten sahe sich Frl. Luzi nach einiger Wanderung mit dem fatalen Zettel in der Hand wieder an ihr Fenster, und ward gewahr, was sie noch nicht bemerkt hatte, daß die Aufschrift an sie sey.

Eh mon Dieu quelle folie! Das wird verschrieben seyn — indeß wär's möglich — schreibt er mir doch sonst bisweilen — und da ward solange durch alle Möglichkeiten in den Zettel gekuckt, um von zwey Wahrscheinlichkeiten eine zu finden, bis das leicht gesprengte Siegel Frl. Luzi keinen Zweifel übrig ließ, daß folgende Reihen an sie gerichtet waren.

Wenn ich in der That leichtsinnig wäre, liebe Luzi, wie ich Ihnen scheine, so würde ich nicht die Eroberung der liebenswürdigen Ladi machen wollen, ehe ich mich rühmen könnte, meinen viel-

jäh-

jährigen Feind überwunden zu haben. Sie kennen ihn, liebe Luzi, und so lange sie mich gegen sie in den Gränzen der ehrfurchtsvollesten Anhänglichkeit sehen, beleidigen sie ja meine Denkungsart und die Handlungen ihrer reizenden Mitschwestern nicht durch einen Verdacht, der immer etwas kränkendes für mich hat, weil er von Ihnen kommt. Luzi, Luzi! können Sie Mißtrauen in den Mann setzen, den Eifersucht den heimlichsten Ihrer Gedanken verrathen hat, und der es nie wagen wird, neben Sie eine Entdeckung zu mißbrauchen, die ihm — verzeihen Sie diese natürliche Empfindung — so theuer, so schätzbar ist, daß er nicht ganz davon schweigen kann. — Miladi hat gestern wirklich ihrer reizenden und angenehmen Landsmännin so steif, so stolz, so unwürdig begegnet, daß sie es vollkommen verdient zu haben glaubte, was sie sich durch ein solches Betragen gegen andre von dem meinigen zu versprechen hat. Ich bin der Albernheiten längst müde, und gestern brachte mich nun ganz der Vergleich der Herzogin von Burgund und Miladi, den ich von ungefähr anstellte, aus dem Gleichgewicht. — Ich werde Miladi sprechen, und ihr Gefälligkeit für meinen Willen anrathen. Ich zweifle nicht, daß sie nach Art aller Weiber einen Vertrauten ihres Kummers suchen wird; sorgen Sie, liebe Luci, daß Ihnen nicht einer von unsern Hausgecken zuvor kommt, und stellen mit

der Güte, um deren ununterbrochenen Fortdauer ich sie für Ihren unterthänigsten Diener bitte, den Hausfrieden auf gute Bedingungen wieder her.

So gieng denn Luzi, ohne denken zu wollen, taumelnd die Treppe herab, und besann sich nicht ehender auf die Strenge des Hausetiques, bis die unwillige Miene der Gräfinn Excheſter sie in vollem Maaß daran erinnerte. Es giebt 100000 Vorfälle in der Welt, wo ein Blick, ein Wort, unsre edelsten festesten Vorsätze vereitelt, die studierteste Anrede auf einige Silben reducirt und die gutherzigste Absicht, in starres Unvermögen verwandelt. So blieb auch Frl. Luzi, die eine andre Aufnahme erwartete, unbeweglich in dem Zimmer der Gräfinn stehen, als ihr diese mit ungewöhnlicher Hastigkeit aus dem Cabinet entgegen kam, und in einem vom gestrigen abstehenden Ton fragte: Was bringt sie in einer so ungewöhnlichen Stunde hieher Frl.? was? warum verlassen sie die Ladies?

Ich wollte, ich wollte, Ewr. Gnaden um ein Bischen Pulver bitten, mir ist so schlimm —

So? so gehen Sie nur, ich will es Ihnen nachschicken.

Frl. Luzi wankte langsam aus dem Zimmer, stieß aber, indem sie an einem Arbeitstisch vorbey gieng, unversehens die Decke desselben herunter, sahe einen Hut fallen, den sie an Milord Clevley kannte, und eilte, um nicht ihre und Miladi Exchester Verlegenheit noch zu vermehren, so eilig in ihr Zimmer zurück, als sie dasselbe verlassen hatte.

Die Wahrheit ist, daß die Morgenstunde, in der dies alles vorfiel, die Ruhe mit der Gräfinn war, in der sie niemand stören durfte. Indessen hatte Milord Clevley dem Grafen begegnet und geglaubt, daß nach den gestrigen Begebenheiten ein höflicher Cousin nicht besser thun konnte, als die Unhöflichkeiten eines Ehemanns vergüten. Milord war also gekommen zu fragen, wie der Verdruß vom vorigen Tage auf die Gräfinn gewirkt habe? Ueber die Unterredung war Milord ins Cabinett gegangen, und hatte seinen Hut unter die Decke gesteckt. Weiter wissen wir nichts von der Sache. Wornach sich alle schönen, stolzen, untadelichen Damen, zu achten und für Schaden zu hüten haben.

Um aller Welt willen, hätte Frl. Luzi dem Grafen nicht sagen sollen, daß nach ihrer Meynung das Ding mit dem Hut nimmer richtig zugehe! sie ward so gar gutherzig genug, um die

Neu-

Neugierde nach der Auflösung des ihr unerklärbaren Räthsels zu ersticken, und nachdem sie in betreff ihres eignen Herzens einige Einrichtungen getroffen hatte, antwortete sie dem Grafen:

Ganz sicher, lieber Graf, wird sich das kleine häusliche Ungewitter leicht vertheilen. Miladi wird es, glaube ich, am liebsten sehen, wenn Sie von gleichgültigen Dingen reden, und ich halte Sie für viel zu vernünftig, um eine stärkere Unterwerfung von ihr zu verlangen, als die, daß sie stillschweigend ihre Wünsche erfüllt. Was ists mehr, Milord, ob sie Ihnen deßfalls eine Erklärung giebt oder nicht? man muß deucht mich, mit angebohrnen Eigenschaften und verjährten Gewohnheiten manchmal um seiner eigenen Ruhe willen, einige Nachsicht haben. Folgen Sie darinn, ich bitte, meiner Vorstellung.

Wie verfallen Sie denn, Milord, auf den Gedanken, daß ich Mißtrauen in Sie setzen könnte? Habe ich Ihnen ein Wort davon gesagt? Ihrer selbst willen, das wissen Sie, wünsche ich Sie nie leichtsinnig, sondern immer ganz der besondern vorzüglichen Hochachtung werth zu finden, Ihrer gehorsamst ergebensten

Batilde von Luzi.

Sehr ungewiß, wie die Sache ablaufen würde, setzten sich die verschiedenen Partheien, doch ohne Milord Cleveley, zur Tafel. Die Kinder, wenn sie nur frey plaudern dürfen, schaffen in schuldloser Unwissenheit den verlegnen Zwang am leichtesten zu einer fliessenden Unterhaltung um. Betsy und Alwina Exchester, denen die Frau Mutter für das mal kein Stillschweigen auflegte, hatten der bevorstehenden Visite wegen so viel Freude im Herzen, daß es ihnen endlich gelang sie um sich her zu verbreiten und die Eintheilung vom Tage ward so freundlich verabredet, als wenn der Anfang desselben Ruhe und Heiterkeit verkündigt hätte.

Ladi Monneville, nachdem sie Graf Exchester verlassen hatte, machte ihrem Gemahl eine sehr lustige Schilderung von ihrem abgelegten Besuch, und versicherte ihn, daß es ihr immer recht angenehm seyn würde, Milord nur nicht in seinem Hause zu sehen. Am folgenden Nachmittage sprachen eben Sir Monneville, Isabelle, Sir John und Gondfrey, von eins ins andre, als Graf Exchester mit Frl. Luzi hereintrat.

Die beyden Damen fanden einander auf dem ersten Anblick äusserst interressant; Betsy und Alwina waren für Frl. Luzi das redendeste Lob, und was man von Ladi Monneville in ihrem eigenen

Hause

Hause sahe, sagte so viel zu ihrem Vortheil, daß Bathilde und Isabelle der schnellen Freundschaft willen, die sie schlossen, leicht bey allen meinen schönen Leserinnen Entschuldigung finden müssen. auch zeichnete sich diese Verbindung dadurch von vielen andern aus, daß sie bis ans Lebens Ende ununterbrochen fortdauerte.

Wenn Sie mir, Milord, eine solche Freyheit nicht übel deuten wollten, sagte Ladi Monneville, und Ihre Hausumstände es erlauben, so würden Sir Monneville und ich uns freuen, Sie Milord, und Frl. Luzi auf den Abend bey uns zu behalten; die kleinen Ladies wachen gewiß gerne einmal ein Bischen über die Zeit.

Milord, der sich in seinem Leben nirgend besser befunden hatte, als in Monnevills Haus, was sich an Annehmlichkeit dadurch vor so vielen tausend auszeichnete, daß Wirth und Wirthin die geselligen Pflichten vollkommen kannten, und sich um die Wette bemüheten, sie auszuüben; daß jeder Fremde aufgenommen ward, von dem einen wie vom andern, mit aller der freundlichen Güte, die mehr als Worte ausdrückt, man sey willkommen, und unterhalten mit alle dem Interesse was eine unversiegende Quelle von Verstand voraussetzt; daß man eine Uebereinstimmung in den Grundsä-

tzen des Sirs und der Ladi antraf, die vermuthen ließ, daß man keinen Zank unterbrochen hatte, der nur das Ende des Besuchs erwartete, um sich mit verdoppeltem Feuer zu erneuern, daß unverkenntliche Beweise sicher vermuthen liessen, man sey in zu gute Hände gefallen, um die genossenen Brocken abwesend mit seiner Person zu bezahlen — Milord fand hier sein Ideal von Gesellschaft und guter Aufnahme so realisirt, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, die Einladung der Ladi abzuschlagen, wenn er auch nicht die Parthie der gnädigen Gräfin so arrangirt hätte, daß ihm auf den ganzen Abend seine Zeit frey blieb, ohne daß er genöthigt war, die Stelle des gefälligen, oder des herrschenden Ehemanns anzunehmen.

Wir wünschen Ihnen, geliebte Leser, wenn nicht auf Heute Abend, doch so oft Sie in Gesellschaft gehen, in Wirth und Wirthin zwey Personen anzutreffen, deren nicht eins sich die bestmöglichste Mühe giebt, Ihnen das Vergnügen zu vergällen, was die andern für sie aufzufinden sucht; und neben her, so viel angenehm gute vernünftige Menschen in ihrem Zirkel, wie wir angetroffen hätten, wenn wir vor 491 Jahr mit unter unsre Zeit bey Sir und Ladi Monneville hätten zubringen können.

---

10. Capitel.

Wornach sich auch ein jeder zu achten und für Schaden zu hüten hat.

Viele meiner Leser — das weiß ich sicher — sind sehr ungedultig von Fräulein Durville etwas weiters zu erfahren. Ob gleich ich nun im geringsten nicht begreife, warum ihre Person interreßirt? so muß ich doch, treuer Autor Pflicht zu Folge, aus Gefälligkeit für diejenigen, die tolerant sind, weil sie Schönheit lieben, die Begebenheiten des Fräuleins ohne Rücksicht auf eigne Unterhaltung fortsetzen. Die sämmtlichen Hofdamen der Herzogin Mathilde, hatten also einen Bund wider Fräulein Durville gemacht — ihr mit alle der peinlichen ausschliessenden Kälte zu begegnen, die das schöne Geschlecht gegen diejenigen in seiner Gewalt hat, die das Unglück haben, ihm zu mißfallen, mit alle der viel- und nichtssagenden Gleichgültigkeit, an die man keine Ursache finden kann, wie die, daß man sie fühlt. Ein Grund, aus dem sich für den Beleidiger, eine sehr schöne Entschuldigung auf Kosten seines Gegners angeben läßt — so geschahe der Geliebten des Herzogs, so oft sie sich's einfallen lies, eine ihrer Launen den Lauf zu lassen; und weil so gar die gütige Herzogin von einem solchen Hofton angesteckt

ward, weil der souverainste Fürst das Detail des Betragens seiner Unterthanen nicht ordnen kann, so sahe sich Fräulein Durville durchaus nach vielen andern mißlungenen Versuchen genöthiget, ihre Zeit oft sehr übel zuzubringen, oder im Umgange ganz erträglich zu seyn. Sie wählte das letzte, und wir loben noch einmal den festen weiblichen Sinn und die stille Klugheit, die eine so große Revolution bewirkte. Von da an, bis zu Sir William Durcys Erscheinung bey Hof, gieng in dem Leben des Fräuleins nichts merkwürdigers vor, als daß sie alles that, wodurch sie einigen Willen zu erhalten glaubte, alles unterließ, wodurch sie daran zu verliehren fürchtete. Das Wiedersehen der Ladi Monneville, an der sie jetzt selbst etwas fand, was sie ungerne an andern Frauenzimmern sahe, verursachte ihr nicht die mindeste Freude, dagegen genoß sie nach Herzens Lust den Vorzug ihres Herzogs, — weil es ein fürstlicher Vorzug war — und wuste sich das Vergnügen und die Simplicität der Frau v. Caumont zu erhalten. Sir William Durcy, der, wie meine Leser sich erinnern werden, auf der Maskerade die Ehre hatte, mit Fräulein Durvile bekannt zu werden, riskirte alle Ihre Aufrichtigkeit in sich zu vereinigen, und daran war wohl schuld, daß er ein sehr schöner Mann war.

"Von

"Von schlankem Bau und wohlgetroffenen Ebenmaaß mit einer Phisionomie, aus der ein Himmel von Freundlichkeit lächelte, die jeden an redlichen Biedersinn erinnerte, in der das blaue Auge, die gewölbte Stirne, Nase, Mundgrübchen, Kinn, Zähne und Farben um den Preis mit dem lockigten kastanienbraunen Haaren stritten."

Auch hätte er allen Mädchen gefallen können; denn seine Manier war frey und doch voll sanfter Gratia, sein Betragen fein, erfüllt von der Bescheidenheit, die Mißtrauen auf eignes Verdienst giebt, sein Herz gut und frölich, und sein Verstand, so wie man ihn aus seinem Betragen, auf der Maskerade beurtheilen kann, wenn man uns nicht aufs Wort glauben will, daß es ihm daran nicht fehlte. Nicht wahr, lieben Mädchen? auch der gleichgültige Durcy könnte gefährlich werden; und wenn er nun gar zu gefallen suchte, oder noch schlimmer, den leisen unterdrückten Wunsch hegte zu gefallen so — ists besser ihm auszuweichen, wenn der Himmel nicht durch eine glückliche Fügung der Umstände die Erlaubniß zu ertheilen scheint mit ihm zu leben und zu sterben.

Fräulein Durville, die sich in solchen Fällen immer am Gegenwärtigen hielt, wuste es leicht ein-

zuleiten, daß Sir William versprechen muste, einige Tage noch in der Residenz zu bleiben, und in dieser Zeit hoffte sie sehr viel auszurichten. Das Glück schien ihren Wünschen auf halbem Wege entgegen zu kommen, denn als Herzog Eudo Sir William am hellen Tage sahe, fand er ihm die auffallendeste Aehnlichkeit mit dem edlen Maratvillette, den er in der ersten Jugend sehr geliebt und in Palästina verlohren hatte. Diese Bemerkung versetzte den Herzog in einer sehr theilnehmenden wehmüthigen Stimmung, der er freyen Lauf ließ, weil sie die Erinnerung aller Tugenden an seine Seele rief. Ein andrer als Durcy, würde bey einer Aufnahme, wie ihm wiederfuhr, sehr hoch hinaus gedacht haben. Durcy dachte wenig mehr, als daß der Herzog eben heute sehr gnädig sey, und die Erzählungen der überstandenen Kriegsgefahr sehr interressant.

Indeß glaubte er sich genöthigt, Fräulein Durville — von der ihm Hr. v. Branchenard alle Particularitäten mitgetheilt hatte — bey diesem Lauf der Dinge artiger zu begegnen, wie es ihm sein Spiegel jeden Tag einmal sagte, nie Betrachtungen angestellt hatte, vergaß auch hier die Erinnerung seines Schulmeisters, sonst würde er leicht eingesehn haben, zu welchem Trugschluß die Forderun-

derungen des Fräuleins auf seine Artigkeit ihn verleiteten.

Fräulein Durville, der es wie den meisten Damen an aller andern als natürlichen Logik fehlte und in der die Heftigkeit der Leidenschaften diese nie wirken ließ — konnte nicht wohl anders als glauben, daß Ihre Bemühungen Durcy zu gefallen, nicht fruchtlos geblieben waren; sie baute daher auf diesen Glauben, den Plan Sir William in Ihrem und Herzog Eudo's Dienst aufzunehmen.

Hr. v. Branchenard ahndete diese Anlagen wohl; sahe freylich Durcy für einen gutmuthigen unbedeutenden Schafskopf an, den man allenfalls einmal auf einen gefährlichen Posten stellen könnte; dennoch mißfielen ihm, die ausgezeichnete Gnade des Fürsten für den Fremden, und die Blicke der Favoritin auf ihn. Der Cammerherr suchte daher Sir William bey Fräulein Durville herab zu setzen; Durcy die Dienste des Burgundischen Hofes mit schwarzen Farben zu mahlen, mehr noch mahlen zu lassen, und ihm bey allen Gelegenheiten, vis à vis des Herzogs, in Verlegenheit zu bringen.

Mit allen diesen Bemühungen konnte Hr. v. Branchenard nicht hindern, daß Herzog Eudo — von eigner Neigung und Fräulein Durvilles Unter-

redung auf den Gedanken geführt, sich Sir William auf immer zu verbinden, beschlossen hatte ihn in seinen Dienst zu nehmen. Ein gewisses Gefühl, was Durcy eingab, erinnerte den Herzog an vieles, was ihm der Ritter Maratvillette über Menschenwürde gesagt hatte; und dies machte, daß der Fürst gleich ungerne von Durcy hören wollte, daß er nach Engelland zurückkehre, und daß er nicht genug für ihn gethan habe. Um durch einen dritten also zu erfahren, womit man Sir Williams Wünsche befriedigen und ob man ihn behalten könnte, ließ der Herzog seinen Cammerherrn rufen, und gab ihm den Auftrag diese Dinge auszukundschaften: "ich weis — fügte der Fürst hinzu — ihr versteht euch auf dergleichen Geschäfte."

Ehe wir weiter sagen, wie der Cammerherr diese Apostrophe aufnahm, müssen wir nicht zu erzählen vergessen, daß Fräulein Durville in eben dieser Stunde Sir William in einer einsamen Gartenlaube überrascht hatte. Er fand es anständig sich zu entfernen, sie nothwendig ihm zurück zu halten, weil sie ihm Dinge von der äußersten Wichtigkeit zu sagen hatte. Durcy wußte eben nicht welche, und hielt belaubte Wände einer wichtigen Sache nachtheilig, indeß mußte er bleiben, und Fräulein Durville, die es vermuthlich jetzt auch wohl, belauscht zu werden, flüsterte Durcy so nach

und leise die Erzählung aller Intrigüen, die er am Hofe veranlaßt hatte, nebst einer treuen Schilderung des herzoglichen Cammerherrn's zu, daß unter vielen wohl nicht einer mit Durcys kaltem Blut sich würde dem Fräulein gegenüber gesetzt und laut angefangen haben, von Londons Annehmlichkeiten zu reden. Es mag wohl ärgerlich seyn, wenn man mit so phlegmatischen Leuten zu thun hat, wir wenigstens glauben, daß Fräulein Durville desfalls einen gewissen Depit empfand, weil wir in der Folge gegen Durcy einige Spuren davon zu finden vermeynen.

Man muß es dem Herrn v. Branchenard lassen, daß er ein scharf beobachtendes Auge auf alles hatte, was um ihn vorgieng; auch Sir Williams téte à téte mit Fräulein Durville, sammt der leisen Unterredung, war ihm nicht unbekannt geblieben; das Ende dieser Begebenheit hielt er abzuwarten für überflüßig, weil er es sich selbst sehr wohl hinzu denken konnte. Eben deswegen aber glaubte Hr. v. Branchenard nichts Christlichers thun zu können, als nach erhaltener Apostrophe, den Durchlauchtigen Herzog zu einem Spaziergang in den Garten zu überreden; und ihn gerade nach der Laube hinzuführen, in der er Fräulein Durville und Sir William so antraf, wie wir sie darin verlassen haben.

Die unwillige Miene des Herzogs und das freudige Erstaunen in den Zügen seines Cammerherrns, machten Durcy erröthen und verlegen für die ungerechten Urtheile, denen ihn der Zufall und seine unbedachtsame Gleichgültigkeit gegen die Befehle eines Frauenzimmers ausgesetzt hatte; er stand da wirklich eben so stumm, als er vor einer Stunde in eben dieser Gesellschaft beredt gewesen war. Das Fräulein dagegen, die den ganzen Vorzug des schönen Geschlechts zu stark fühlte, um Durcys peinliche Verfassuug länger als einen Augenblick zu theilen, fragte, ob sie das Buch mitnehmen dürfte, aus dem er ihr vorgelesen? und entfernte sich. Der Herzog ging ihr unwillkührlich nach, und befahl seinem Cammerherrn, der ihm folgte, Sir William von dem erhaltenen Auftrag bis auf weitere Ordre nichts zu sagen. Dieser aber hatte die Dienstfertigkeit, Durcy die Größe seines unbesonnener Weise verscherzten Glücks bekannt machen zu wollen, und stöhrte ihn zum zweytenmal in der Gartenlaube, aus einem sanften Schlaf, in den ihn Nachdenken über seine Begebenheit gewiegt hatte, um ihm solches unter dem Siegel des Geheimnisses anzukündigen.

Sir William, dessen Einbildungskraft die Gegenstände, die ihn am lebhaftesten beschäftigten und im Traum zusammen geführt hatte, sahe sich in eben der Laube mit Herr und Frau von Monneville.

Sehnlich hatte er lange schon gewünscht, daß Monneville, der verreisen sollte, fort seyn möchte, und nun in dem Augenblick, da er ihn wegreiten sieht, und Sir William mit Ladi Monneville nach der Laube zurück geht, weckt ihn Branchenard — wirklich sagte Durcy, ich wünschte, Sie hätten mich nicht geweckt.

Es ist Eigenschaft aller Verliebten, unter allen Uebeln und unter allem Glück, keins für reel anzuerkennen, was seine Existenz von etwas anderm als ihrem eigenen Brennpunct hernimmt, und man kann daher mit Wahrheit sagen, daß sie nicht so gut, wie andere Menschen, den Gebrauch der gesunden Vernunft in ihrer Gewalt haben. Man hätte in diesem Augenblick Sir William den Verlust aller seiner Güter ankündigen können, ohne ihn sehr zu rühren; also hörte er die guten zerscheiterten Intentionen des Herzogs von Burgund mit eben der Ruhe an, die er bey jedem Vorfall würde behalten haben, der es seiner Willkühr überließ, ob er seinen geträumten Traum in London wahr machen wollte oder nicht?

Doch meynte Sir William, der Cammerherr verdiene einen Dank, und darum fragte er ihn: "ob ihn der Herzog gleich damals habe rufen lassen, wie er ihn zuerst im Garten gesprochen habe? er vermuthe das, weil er von Fräulein Durville gehöret, daß sie ihm im Schloßhofe begegnet sey."

Durcy

Durcy sprach darnach von seiner Rückreise, und Fräulein Durville, die Sir William ihres Vorworts nicht weiter werth fand, erfuhr alles, was ihr zu Ergänzung der Sache nöthig war, vom Herzoge. Nachdem sie ihm bewiesen hatte, daß Durcy unter allen, die sie auf Erden kannte, der abgeschmackteste, einfältigste und unerträglichste Mann wäre, bey dem sie es wirklich nicht eine Viertelstunde allein hätte aushalten können, wenn er nicht ein Buch gehabt, und sich so respectueus gegen sie betragen hätte, daß es ihr beleidigend geschienen wegzugehen, oder ihn wegzuweisen.

Der arme Herzog, der nicht wußte, daß auch die Füsten die Unwahrheit von sich scheuchen, wenn sie herbe Wahrheit so willig und so gefällig aufnehmen, so stark belohnen, so mächtig schützen, als wohlklingendes Lob und sanften Beyfall, der nie widerspricht; mußte diese Lügen auf das große Register derjenigen Dinge schreiben, die zu seiner Bekanntschaft kommen sollten, und ihrer Beschaffenheit nach, weder seiner Ruhe noch seiner Galle, noch der Corputenz nachtheilig werden konnten, zu der Sr. Durchlaucht damals schon gar sehr inclinirten.

---

11. Capitel.

Eine Abreise mit- und ohne Ursachen.

Durcy war eins von den seltenen Geschöpfen, die mit einem unvertilgbaren Grund von Redlichkeit gebohren werden; die nur derjenige auf Abwege verleiten kann, der ihnen ehrlich zu seyn scheint, und nur so lange verleiten kann, als er dieser, ihnen eigenthümlichen Eigenschaft, nicht durch entgegengesetzte Handlungen widerspricht. Fräulein Durville mochte immer ein weiblicher Engel an Schönheit seyn, für Durcy besaß sie nicht den mindesten Reitz; der Cammerherr des Herzogs, war ihm ein unerträglicher Mensch, und er bedurfte alle seiner Höflichkeit und alle seiner am Hofe genossenen Erziehung, um von dem, was in ihm vorgieng, keine Silbe zu verrathen.

Angenehm wars Durcy freylich, daß er nicht genöthiget war, eine abschlägige Antwort zu geben, um am Burgundischen Hofe, nicht eine Stelle anzunehmen, aber ärgerlich auch, das Intrique solcher Menschen mächtig genug seyn sollte, andre zu unterdücken und zu entfernen. Mit aller seiner Freundlichkeit und Kälte, die die Umstände erforderten, und diese Empfindungen in ihm hervorbrachten, beurlaubte sich Sir William vom Hof; nicht ohne aufrichtige Verehrung für manche Personen

sonen dieses sonst angenehmen Zirkels, mit sich wegzunehmen.

Fräulein Durville, die sich des mißlungenen Versuchs ihrer Reitze willen, sehr erschüttert fühlte, die eine Ursache davon in ihrem Spiegel suchte und den Punct ein Bischen mißlich fand, glaubte sich krank; und entgieng durch diese Unpäßlichkeit allen unangenehmen Vorfällen, die ihr zu dieser Zeit der Anblick derjenigen könnte zugezogen haben, die sie nicht gerne sahe. Die Sache wohl überlegt, kochte Gift in ihrem Herzchen, gegen Hr. v. Branchenard; und wenn ihm diese Dosin zu Theil geworden wäre, möchten wir uns ausser Stand befinden, seiner weiter als in der Ruhe des kühlen Grabes zu gedenken; allein der Zufall war einmal des Cammerherrns Herzens Freund, und dieser machte nicht allein in der furchtbarsten Crisin ein téte à téte des Herzogs und der Fräulein Durville unmöglich; sondern verschafte noch dazu dem wirksamen Geist seines Cavaliers eine Gelegenheit, sich aus dem zubereiteten Uebel eine rechte Jubellust zu schaffen.

Es war dunkle Mitternacht, und Branchenard saß in Rosettens Kleider am Bette des Fräuleins; ihr mitleidiges Herz ließ nicht zu, ihn so unglücklich zu machen, als eine Mannsperson in diesem Zeitpunkt werden mußte, die bey Nacht in den Pavillon der Frauenzimmer angetroffen ward. Die

Unter-

Unterredung entspann natürlich von der Fräulein Durville Grosmuth, dem Feind das Leben zu schenken, der ihren Wünschen bey allen Gelegenheiten zuwider sey; und von des Cammerherrns entschiedener Anhänglichkeit, Leben und Glück zu wagen um eine Undankbare von ihrer Aufmerksamkeit, auf fremde Gegenstände, zu heilen, und sie zu den freundschaftlichen Gesinnungen zurück zu führen, die er im Anfange seiner Bekanntschaft mit dem Fräulein, für sich zu entdecken geglaubt hätte.

Erklärungen folgten den Vorwürfen, und weil alle Irrungen aufhören, so bald man sich versteht, schieden unsere Hofleute nicht nur wie die besten Freunde; sondern beschlossen noch diese für ihre beyderseitige Glückseligkeit so wichtig gewesene Conferenz oft zu wiederholen.

Fräulein Durville befand sich darauf á son aise, also von ihrer Unpäßlichkeit völlig wieder hergestellt. Doch der Krug geht so lange zu Wasser, bis er auf seinem Spaziergange an einen Stein stößt, wovon er denn meistentheils zerbricht. Fräulein Durville fand es nothwendig, dem Durchlauchtigen Herzog zu demonstriren, daß er sie verheirathen müßte, der Herzog sahe die Nothwendigkeit ein, den Vorschlag so ganz zu genehmigen, daß es ihm auch nicht einmal einfiel, einen andern als seinen Cammerherrn mit seiner ihm etwas gleichgültiger gewordenen

Geliebten, zu beschenken. Hr. v. Branchenard durfte um der Geheimnisse willen, die er unvorsichtiger Weise dem Fräulein anvertrauet hatte, dem glänzenden Glück, was ihm sein Fürst antrug, nicht entgegen arbeiten; die Heirath ward also mit aller Feyerlichkeit vollzogen, die dem Auge und dem Wunsch des Ehrgeizigen schmeichelhaft seyn kann; auch war die Ehe des Cammerherrn und der Fräulein v. Durville, 14 Tage lang ein ungetrübtes Meer von Seligkeit; indem weder Hr. v. Branchenard noch seine Gemahlin, kein einzigmal für gut gefunden hatten, die Stimmung zu verliehren, die sie am Tage ihrer Verlobung annahmen. Aber wie jedes Ding seine Zeit hat, geschahe es, ehe es jemand erwartete, daß am 15ten Abend, die Wonne dieses überglücklichen Ehestandes, in die tiefste Trauer umgeändert ward.

Es war eine von den duftenden Dämmerungen, in denen, außer einigen glänzenden Sternen, die ganze Natur zu ruhen scheint. Der Hof gieng wie gewöhnlich im Garten; Fr. v. Branchenard von ihrem Gemahl begleitet, gieng mit einer verwitweten Gräfin von Alcourt, — die seit einiger Zeit am Hofe erschienen war — neben dem Herzog. Herr v. Branchenard war ausserordentlich unterhaltend, man verlor sich endlich von der Gesellschaft, und ward nicht gewahr, daß man auf dem Wege

eines

eines Gehölzes sey, bis der Cammerherr daran erinnerte; den Damen schauerte, Herr v. Branchenard lachte ihrer Furcht, und zwey andre Cavaliers des Herzogs übten sich in Neckereyen; schon war man am Kreuzwege der wieder in den Garten führte, und die Damen glaubten zu ihrem Trost die blinkenden Hellebarden der herzoglichen Leibwache schimmern zu sehen; als schnell eine teufliche Gestalt dem Herzog die Frau v. Branchenard von der Seite riß, und sich — so viel Schrecken und Furcht bemerken liessen, die einige ähnliche Gestalten durch Schüsse und Bedrohungen noch mehr verbreiteten, — eiligst damit aus dem Staube machte; ohne daß man mit Gewißheit sagen konnte, auf welchem Wege der verruchte Räuber und seine mörderischen Begleiter, fortgaloppirt waren.

Hier hätten wir nun, theure Leser, die allerschönste Gelegenheit, euch die ächten und falschen Klagelieder des burgundischen Hofes, nebst den Rodomontaden mit einem Schwerdt begürteten jungen Ritter, vorzusingen; aber ihr kennt ja das eine und das andre so gut, wie wir aus der Natur des 18ten Jahrhunderts; und wir machen uns, indem wir Bandes halben als ein Schriftsteller supprimiren, dem es nicht an Materie zu seiner Bogenzahl fehlt, sichre Rechnung auf eure Dankbarkeit.

Alles Erstaunen konnte die bedauernswürdige Entführung nicht ungeschehen machen; alle Untersuchun-

suchungen machten die entwichnen Thäter nicht ausfündig; alle Klagen brachten die Fr. v. Branchenard nicht zurück; ja selbst die ristigsten Ritter, in Begleitung ihres Gemahls, konnten sie nicht wieder zurückbringen. Aber alles vorräthige Precipitirpulver und allgemeines Aderlassen, wirkte eine nicht völlig so gesunde Erholung vom Schrecken, wie der Gebrauch alles möglichen Weineßigs würde gewirkt haben. Den strengen Verordnungen, zur Sicherheit der Fürstlichen Abendspaziergänge, ward vier Wochen lang so pünktlich nachgelebt, daß sogar Personen, die wegen Uebertretung des Gebots sehr zu entschuldigen waren, auf Lebenszeit mit Frau und Kinder, also durch mehrere Generationen unglücklich wurden. Und der Cammerherr v. Branchenard hörte nicht auf den Verlust seiner Geliebten so oft zu beklagen, und das Ehestandsglück so hoch zu preisen, daß am Burgundischen Hofe durchgängig geglaubt ward, er müßte seine Gemahlin wieder finden, oder für seiner Seelen Seligkeit, nächstens ein anders Fräulein in den Cammerherrnstand erheben.

Was nun aus seiner, und den räthselhaften Angelegenheiten aller andern in unsern Buch erschienenen Personen geworden ist, werden unsre theuren Leser, so gut uns das möglich wird, im 3ten Theil dieses berühmten Romans entwickelt finden.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

XX XII,89

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tresenreuter, Sophie <<von>>,

Geist der Memoiren der Herzogin Mathilde von Burgund In den Begebenheiten verschiedener Personen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert

Bd.: [1]

Altona (1789)

P.o.germ. 434-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10108579-9
VD18 90338782